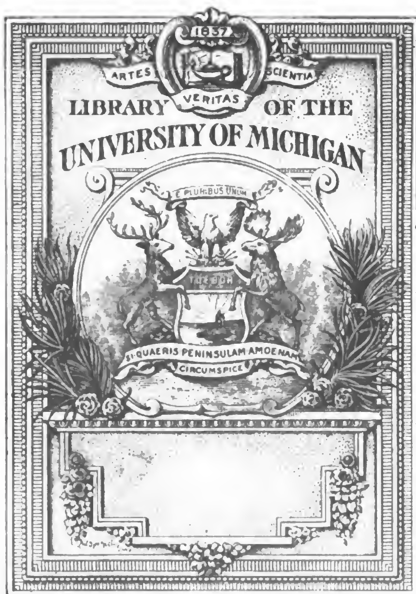
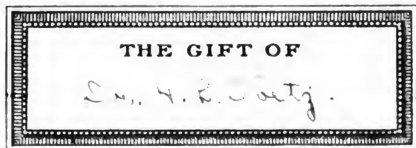
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Elfter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des elften Bandes.

Die Ringe des Maurenfürsten.

Abenteurer-Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

F. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Lange ruhte der prüfende Blick Gonzales' auf dem deutschen Junker, ein Blick, der ihm bis in die Tiefen der Seele zu dringen schien. Dann streckte der Brigantenchef Krackwitz die Rechte entgegen.

„Diaz Gonzales nennt man den berüchtigtsten Räuber der Sierra Nevada, aber wenn dieser verfehmte Geselle am Grabstein Almahadi's betet, dann hört er nur auf seinen wahren Namen. Ich bin Abu Bessam ben Tarik, der Sohn Abu Tarik des Edlen!"

Als Gonzales diese Worte gesprochen und dabei mit warmem Drucke die Hand Hans Kaspar's gepreßt hatte, zog er ihn näher an den Grabstein heran.

„Sie sind ein Deutscher, Sennor," fuhr er fort, „also vermuthlich — doch ich bin nicht berechtigt, danach zu fragen, auf welche Weise Sie in den Besitz des lange gehüteten Geheimnisses gelangt sind! Ob Sie ein Sohn des Selbitz oder des Carweß, oder ob der allmächtig waltende

Zufall die Ringe Meno Almahadi's einem Wildfremden in die Hände gespielt hat — ich habe es nicht zu erforschen, ich habe nur getreulich meines Vaters letzten Willen zu vollziehen. Wo sind die Ringe, Sennor — das Erkennungszeichen?"

Krackwitz öffnete das Ledertäschchen, das er am Wammse trug, und nahm die Ringe des Grafen Sedkerka und des Lord Carweß, jene beiden Goldreifen, die durch die Hände Neuhoff's an Ripperda gekommen waren, daraus hervor. Einen Augenblick zögerte er, die kostbaren, bedeutsamen Kleinodien dem Briganten zu übergeben, aber er schämte sich fast der mißtrauischen Regung, die ihn plötzlich ergriffen, als der volle Blick Gonzales' ihn fragend traf. Schweigend legte er die Ringe in des Räubers Rechte.

Gonzales schritt an das Feuer heran, das neben dem Grabstein brannte, und prüfte die goldenen Reifen. Er prüfte lange und vorsichtig, dann hob er langsam das Antlitz. Ein finsterer Zug lag ihm auf der Stirne, sein dunkles Auge blitzte.

„Sennor," sagte er mit tiefer, erregter Stimme, „die Ringe sind beide gefälscht — wo sind die echten?"

Krackwitz schnellte empor. Er glaubte nicht recht gehört zu haben, alles Blut schien aus seinen Wangen gewichen. Erdfahl und mit weit aufgerissenen Augen starrte er den Briganten an.

„Gefälscht?" stammelte er. „Das — das ist nicht möglich!"

Dem Junker versagte die Zunge. Die niederschmetternde Thatsache, daß er, der sich dicht am Ziele glaubte,

plötzlich, urplötzlich weit zurückgeschleudert werden sollte, raubte ihm fast die Sprache. Die Ringe gefälscht? Wie war das möglich — wie zu erklären? Sollte Ripperda ihn absichtlich betrogen haben, oder war auch Ripperda ein Betrogener? Hatte Neuhoff, dieser unselige Mensch, der oft schon so verhängnißvoll in des Junkers Leben eingegriffen, auch diesmal die Hand im Spiele?

Gonzales hatte mit scharfem Blicke Hans Kaspar beobachtet. Die Veränderungen in seinem ehrlichen Gesicht, sein maßloses Erschrecken über die unvermuthete Nachricht, der starre Ausdruck seiner Züge, alles das entging ihm nicht. Der Brigantenchef, den Verhältnisse eigenthümlicher Art aus dem ruhigen Strome bürgerlichen Lebens in ein wildes, aufregendes Dasein geschleudert hatten, besaß viel Menschenkenntniß. Sein Blick, der anfangs voll finsteren Mißtrauens auf Krackwitz geruht hatte, klärte sich auf und die Falten auf seiner Stirne glätteten sich.

„Sehen Sie her, Sennor," sagte Gonzales, trat näher an den Junker heran, löste dann die Schärpe, die seine Hüften umschlang, und entnahm aus dieser einen dritten Ring von jener selben Form, wie Krackwitz sie kannte, „sehen Sie her, Sennor, dies ist der dritte echte Ring des alten Almahadi, und nun vergleichen Sie ihn mit jenen anderen beiden! Auf den ersten Blick mag Ihnen kein Unterschied auffallen: schauen Sie aber genauer hin, so werden Sie finden, daß die Zahl der Dornenspitzen zwischen der ersten und zweiten Perle acht, zwischen der zweiten und dritten sieben, zwischen der dritten und vierten wiederum acht und so fort in gleicher Abwechslung beträgt.

Bei den falschen Ringen, die überdies aus schlechterem Golde und fleckigen Perlen hergestellt worden sind, ist die Anzahl der Dornenspitzen beständig dieselbe, auch ist die Verflechtung des Dornengewindes eine viel willkürlichere. Aehnliche Merkmale der Unechtheit könnte ich Ihnen noch zahlreiche anführen. Hier sind die beiden Ringe zurück. Ich wiederhole meine Frage von vorher nicht und überlasse es dem Schicksal, die drei echten Ringe zusammenzuführen." Der Brigant legte die Hand an den Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. Zwei seiner Leute eilten herbei. „Bringt diesen Herrn nach seinem Lager zurück," befahl Gonzales. „Gott sei mit Ihnen, Sennor, sobald die Sonne den Horizont röthet, sind Sie frei!"

„Ein Wort noch, Diaz Gonzales!" Entschlossen trat Krackwitz an des Banditen Seite. „Sind die Ringe gefälscht, so hat ein Schuft mich betrogen — ich muß es ertragen und ich ertrage es leichten Muthes, denn ich hoffe auch ohne den Besitz jenes Goldes das zu erreichen, was ich erstrebe. Aber ich will nicht, daß auch nur ein Schatten von Mißtrauen gegen mich in Ihnen zurückbleibe, will nicht, daß Sie glauben sollen, Goldgier und Eigennutz seien die Motive gewesen, die mich bei Verfolgung des mir hinterlassenen Geheimnisses beseelt hätten, will schließlich auch nicht, daß der Schatz des Mauren, der Hunderttausende glücklich machen kann, durch Lug und Betrug einem leichtsinnigen Schurken zur Beute fällt. Deshalb, Sennor Gonzales, bitte ich Sie, Ihnen erzählen zu dürfen, auf welche Weise ich früher in den Besitz der beiden Ringe, der echten, gekommen bin, auf welche Weise sie mir dann geraubt und auf

welche Weise zweifellos mir, ohne daß ich es ahnte, die gefälschten Goldreifen wieder in die Hände gespielt worden sind. Es ist eine ziemlich lange Geschichte, die ich Ihnen erzählen muß, aber sie wird auch für Sie von Interesse sein, denn auch Sie, deß bin ich gewiß, werden nur ungern zugeben, daß die aufgespeicherten Schätze nutzlos in die Welt verstreut werden. Vor Allem aber, Sennor, erlauben Sie mir, daß ich nachhole, was ich versäumt habe: Ihnen meinen Namen zu nennen. Ich bin der Junker Hans Kaspar v. Krackwitz, der Neffe des Raugrafen v. Sedkerka auf Bieneck, der unter seinem zweiten Familiennamen, dem eines Freiherrn v. Selbitz, zu den Freunden des Lord Carweß und des Marques Villagios gezählt hat."

„Also eines wackeren Mannes Nachkomme," ergänzte Gonzales und drückte noch einmal die Hand des Junkers. „Ich bin bereit, Sie anzuhören, Sennor, wenn auch Ihre Befürchtung, die Hinterlassenschaft Almahadi's könne leichtsinnig verschleudert werden, wie Sie später erfahren sollen, grundlos ist. Ginge es nach meinen eigenen Herzenswünschen, so wäre der Schatz für meine verarmten und verjagten Glaubens- und Stammesbrüder längst geopfert worden, und mit aller Macht wehrte ich mich deshalb gegen die Möglichkeit einer Vereinigung jener drei verhängnißvollen Ringe. Es war das ein schweres Unrecht meinerseits, denn blindlings und willenlos hätte ich den letzten Bestimmungen meines edlen Vaters folgen sollen — ohne eigenmächtig daran zu modeln. Aber erlischt denn je die Hoffnung in des Menschen Herzen? Mit wahrhaftem Fanatismus habe ich an die Zukunft meines Volkes ge-

glaubt — ein thörichter, unseliger Glaube! Kommen Sie hieher, Junker v. Krackwitz; im Schatten des Grabsteines Meno Almahadi's werde ich Ihre Erinnerungen anhören."

Seite an Seite ließen die Beiden sich auf die Pelzdecken nieder, die hinter dem granitenen Sockel ausgebreitet waren. Das Feuer vor ihnen war halb erloschen; knisternd brachen die letzten verkohlten Holzreste in sich selbst zusammen und sandten einen Funkengruß in die Luft. Der Schritt der auf und nieder schreitenden Wachen war das einzige Geräusch, das sich hören ließ, kein Laut sonst störte den tiefen Frieden, der auf den Bergen ruhte.

Krackwitz stützte den Kopf in die Hand und wandte sich dem Briganten zu. Er hatte das Gefühl, als sei der Mann, mit dem er das Lager theilte, sein bester Freund, so mächtig wirkte das Bestechende dieser Persönlichkeit auf ihn ein. Ohne Umschweife begann Hans Kaspar zu erzählen, auf welch' wunderbare Art ihm das Schicksal die Ringe Sedkerka's und Lord Carweß' zugeworfen und wieder entzogen; er schilderte seine Abenteuer in Paris, seinen jüngsten Aufenthalt in Madrid und die Eröffnungen, die er daselbst von Ripperda erhalten hatte. Er verhehlte Gonzales nicht, daß seiner Ansicht nach Neuhoff die beiden Ringe, die er durch Trug und List an sich gebracht, habe fälschen lassen, um diese Falsifikate für eine hohe Summe an Ripperda zu verkaufen und dennoch für alle Fälle die echten zurückzubehalten. Er theilte Gonzales endlich mit, daß er die Irrfahrten nach der Lösung des Geheimnisses, das ihm schon so viele trübe Stunden gebracht, nur deshalb nicht aufgegeben habe, weil er sich mit der Hoffnung

getragen, durch einen Theil jenes Goldes Ripperda retten zu können.

Der Mond war längst untergegangen, und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler, mattrother Strich, als der Junker seine Erzählung beendet hatte. Nicht ein einziges Mal war er von Gonzales unterbrochen worden, oft aber hatte das dunkle Auge des Mauren sich prüfend auf das Antlitz des Sprechers geheftet. Nun, da Krackwitz schwieg, richtete der Brigant sich aus seiner liegenden Stellung auf.

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, Sennor," sagte er, „für Ihre, wie Sie begreifen können, mich auf das Höchste fesselnden Mittheilungen. Ihr offenes Wesen und ehrliches Auge haben mich vom ersten Moment ab, da ich Sie kennen lernte, für Sie eingenommen. Nachdem ich aber die Geschichte Ihres Lebens gehört, bin ich Ihnen in aufrichtiger Freundschaft zugethan. Mit gleich harmlosem Herzen, mit gleich weichem und empfänglichem Gemüth steuerte auch ich einst in die Welt — Gott gebe, daß nicht Ihr Lebensschiff zerschellen möge, wie das meine! Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich in Ihre Hände, lieber junger Freund, das Erbe Almahadi's niederlegen können! Ich hätte nicht darüber zu wachen brauchen, daß die letzten Reste maurischen Reichthums den Bestimmungen meines Vaters gemäß verwendet würden, bei Ihnen wäre diese Wachsamkeit unnöthige Vorsicht gewesen. Es sollte nicht sein, aber ich halte die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß wenigstens in diesem Falle die Zukunft unser ist. Sind auch die Berge meine Heimath, und darf ich mich nur in unkenntlichen Verkleidungen in den Städten zeigen,

so bin ich doch stets auf das Intimste mit all' dem vertraut, was draußen in der Welt passirt. Ich kenne den Herzog v. Ripperda und ich habe allen Grund, ihn zu schätzen — ich kenne auch den Baron Neuhoff und die Rolle, die er zu Madrid gespielt, und ich weiß, daß der schrankenlose Egoismus dieses Menschen die wenigen guten Seiten seines Charakters völlig zerstört hat. Nach dem, was Sie mir vorhin erzählten, bin ich fest überzeugt, daß Neuhoff die echten Ringe Almahadi's zurückbehalten hat. Aber sie nützen ihm nichts, so lange er nicht den Schlüssel des Geheimnisses kennt. Versuchen Sie, dem kecken Abenteurer die beiden Ringe wieder zu entreißen, mir selbst verbietet mein Schwur, Ihnen nach dieser Richtung hin Beistand zu leisten. Damit Sie indessen sehen, daß ich eine wahrhaftige Zuneigung zu Ihnen empfinde, will ich mich mit allen Kräften an der Befreiung Ihres Freundes Ripperda betheiligen."

„Das wollten Sie?" rief Krackwitz erfreut. „O Sennor, Sie glauben nicht, wie dankbar ich Ihnen für diese Hilfe sein würde!"

„Die Dankbarkeit gegen den Herzog liegt auf meiner Seite," entgegnete der Brigant ablehnend. „Ripperda hat, als er noch an der Spitze des Staates stand, die cordovanischen Morisken oft genug gegen die barbarischen Uebergriffe der Alkalden in Schutz genommen, und das werde ich, der ich um meines Volkes willen zum Räuber geworden bin, ihm nie vergessen. Wohin führt Sie Ihr Weg, Sennor, wenn wir uns trennen?"

„Direkt nach Segovia, in die Nähe des Herzogs."

„Wohlan, am zwölften Tage von heute ab werden Sie mich zur Stunde des Sonnenuntergangs vor dem Hauptportale der Kathedrale finden. Ich trage sodann die Tracht eines Hausirers, ein Lorbeerbüschel am Hut mag das Erkennungszeichen sein. Und nun, Sennor, versuchen Sie noch eine Stunde zu schlummern, Sie sind der Ruhe bedürftig. Später einmal, zu guter Stunde, will ich Ihnen die Geschichte meines Vaters, die auch in das Leben Ihres verstorbenen Ohms verhängnißvoll eingreift, und das Drama meines eigenen Daseins erzählen. Für heute schließen wir ab!"

Gonzales nickte dem Junker zu und erhob sich dann.

* * *

Blendender Sonnenglanz fluthete über das Plateau, als der Trupp zum Abmarsch sich in Bewegung setzte. An derselben Stelle, an der Krackwitz am Abend vorher überfallen worden war, trennte sich die Gesellschaft. Der Junker und Gonzales drückten sich die Hände, und auch der graubärtige Brigant, dessen Höflichkeit Krackwitz so in Erstaunen gesetzt hatte, sprengte noch einmal heran.

„Ich höre von Diaz Gonzales, daß Sie, Sennor v. Krackwitz, ein Neffe des Selbitz sind," sagte der Alte, sein Pferd neben dem Maulthiere des Junkers zügelnd. „In Puerto de Santa Maria lernte ich Selbitz kennen und bin Jahre lang mit ihm befreundet gewesen, bis das Geschick uns auseinander trieb. Als ich noch der Welt angehörte, nannte man mich den Obristen Zanarelli, vielleicht hörten Sie meinen Namen einmal! Adios — adios!"

„Links herum, Herr!“ rief der Führer. Man war an der Wegwende angelangt.

Noch einmal blickte Krackwitz zurück. Auf der Höhe des Felsens flatterte grüßend im Sonnenschein eine rothe Schärpe.

„Auf Wiedersehen in Segovia!“

6.

Im Krankenzimmer waren die Fenster weit geöffnet worden, so daß die milde Abendluft ungehindert durch das Gemach fluthen konnte. Das war erquickender Balsam für den Schwerkranken, der, in seidenen Decken vergraben, unter dem Baldachin des Himmelbettes lag. Es war der Professor Garciloso, welcher nun schon seit langen Wochen zwischen Leben und Tod schwebte. Die Wunde, die der greise Hofdolmetsch am Tage der Gefangennahme Ripperda's von einem der Spinnerei-Arbeiter empfangen hatte, war an und für sich nicht gefährlich gewesen, aber die furchtbare Aufregung, in die Garciloso durch die Verleumdungen jener Camarilla, der er selbst angehört hatte, und durch seine Entlassung aus dem Hofdienste versetzt worden war, zog ihm ein hitziges Fieber zu, das auch für seine Verwundung von den nachtheiligsten Folgen war.

Die Uebersiedelung von Madrid nach Segovia trug gleichfalls nicht dazu bei, den Lauf der Krankheit zu hemmen; Garciloso hatte mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit an diesem Umzuge festgehalten. Nicht einen Tag länger wollte er die Luft Madrids athmen, sich am gleichen Orte mit seinen verhaßten „Freunden“ wissen! Der Professor

liebte Segovia, weil es seine Heimathstadt war, aber auch der Umstand, daß Ripperda hier gefangen gesetzt worden war, hatte ihn zu der Wahl des neuen Aufenthaltsortes bewogen; der thörichte Greis hoffte, seinen vornehmen Freunden dadurch ein Aergerniß zu bereiten, daß er sich in die unmittelbare Nähe jenes Mannes begab, dessen Sturz zu befördern er geholfen hatte.

Garciloso litt schwer, nicht minder schwer aber Pasquita. Bange Zeiten waren für sie gekommen, angstvolle Wochen und Tage. Ein fremdes Etwas hatte immer zwischen dem Vater und ihr gestanden, nun aber, da sie an die Leidensstätte des alten Mannes gebannt war, fühlte sie doch, daß er trotz all' seiner Wunderlichkeiten und seines abstoßenden Wesens ihr theuer war. Zum ersten Male in ihrem Leben glaubte sie in dieser Zeit empfinden zu müssen, daß sie in aufrichtiger Kindesliebe an ihm hing.

Pasquita pflegte den Leidenden mit opferfreudiger Hingabe und verlor selbst in den schwersten Augenblicken nicht den Muth; das war viel, denn Garciloso war keineswegs ein geduldiger Kranker, sondern oft launenhaft und gereizt. Erst in den letzten Tagen war der Kranke etwas ruhiger geworden, aber auch seine Kräfte hatten rapide abgenommen. Bewegungslos lagen die hageren Glieder unter den Decken, die Wangen waren eingefallen und aschfarben blaß und ließen die hakenförmige Nase noch schärfer hervortreten, die Augen hatten sich geschlossen.

Die rechte Hand Pasquita's ruhte auf der Bettdecke. An dem jungen Mädchen war der Ernst dieser Tage auch nicht spurlos vorübergegangen. Pasquita sah leidend und

angegriffen aus, ihr Blick war verschleiert und ein herber Zug hatte sich um die Mundwinkel gelagert.

Plötzlich öffneten die Augen Garciloso's sich weit und groß.

„Pasquita, mein Kind," flüsterte er mit leiser Stimme.

„Ich höre, Väterchen, wünschen Sie etwas?"

Der Kranke haschte matt nach der Hand des Mädchens. „Nein — nichts," stammelte er, „ich will nur Dich — will nur Dich um mich wissen! Erzähle mir etwas. Wo ist Mercedes, ich habe sie lange nicht gesehen."

„Sie fürchtete, ihr Anblick könne Sie aufregen und sie hat sich deshalb nur selten gezeigt; sie ist körperlich wohl, aber —"

„Aber an ihrem Herzen zehrt's — nicht wahr, das wolltest Du sagen? Und auch an dem Deinen — Du hast ihn noch immer nicht vergessen, gesteh' es mir, ich zürne Dir nicht."

Pasquita senkte die Augen, ihre Wangen rötheten sich, aber sie erwiederte kein Wort.

„Auch eine solche Antwort verstehe ich," fuhr Garciloso fort und wendete seinen Kopf dem Mädchen zu. „Wann hast Du den Junker zum letzten Male gesehen, Pasquita, gestern oder heute?"

Die Röthe auf Pasquita's Wangen verdunkelte sich immer mehr.

„Sie fragen so seltsam, Vater —"

„Seltsam — weshalb seltsam? Soll ich kein Interesse an Deiner Liebe nehmen? Steht mir Dein Herz so fern? Ich sagte Dir ja, daß ich Dir nicht zürne, wie sollte ich

das, da ich doch meine letzte Stunde nahe weiß; warum antwortest Du mir also nicht? Weilt Krackwitz in Segovia?"

„Ja, Vater," entgegnete Pasquita nach kurzem Zaudern.

„Ich konnt' es mir denken," murmelte Garcilaso leise, „er zog seiner Liebe nach und seiner Freundschaft, und wie er nicht ruhen wird, bis er Dich gewonnen, wird er auch nicht ruhen, bis die Mauern um unseren stolzen Gefangenen geborsten sind. Er trägt einen harten, eisenfesten Kopf auf seinen Schultern, dieser junge Deutsche, und ein braves Herz in der Brust! — Schau' mich nicht so starr und verwundert an, Pasquita, ich wußte das längst, aber ich hatte andere Pläne mit Dir — laß die Vergangenheit vergessen sein! Nun reich' mir die Hand, drücke sie fest — so, schau' mir hell in die Augen und sag' mir aufrichtig: liebst Du den Junker?"

Diesmal senkte Pasquita nicht erröthend den Kopf, sondern hob ihn frei und hoch und erwiederte den Blick ihres Vaters.

„Ja," antwortete sie, „ich liebe ihn einzig — einzig und allein!"

Eine geraume Zeit verstrich, ehe der Professor von Neuem das Wort nahm. Er athmete tief und schwer.

„Höre, Pasquita," begann er endlich, „ich will den Junker sprechen — sende nach ihm!"

„Vater — Sie wollten — Santa Madonna, Vat——"

Die knöcherne Hand des Kranken strich liebkosend über des Mädchens Rechte.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, mein Kind, es sind nur wenige Worte, die ich mit Krackwitz zu wechseln habe; verlaß' Dich darauf, Du wirst mit mir zufrieden sein! Ich will nicht aus der Welt scheiden, ohne Dich glücklich zu wissen. Hol' mir den Junker!"

„Herr v. Krackwitz ist zufällig im Hause," entgegnete Pasquita leise, „er sitzt mit Mercedes unter der Veranda —"

„Und spinnt Pläne mit ihr, das Kastell zu stürmen," fiel Garciloso ein. „Um so besser, ich brauche also nicht lange auf ihn zu warten, meine Zeit ist auch gemessen!"

Raschen Schrittes verließ Pasquita das Zimmer. Mit offenen Augen blieb der Professor liegen, den Blick starr zur Decke gerichtet, aber die Lippen leise bewegend, als spreche er mit sich selbst. In den harten Zügen des alten Mannes schien eine Verwandlung vorgegangen zu sein, wie ein verklärender Glanz lag es auf seiner Stirn, wie Versöhnung auf dem ganzen Antlitz.

Leise knarrte die Thüre, Krackwitz trat ein und nahte sich dem Krankenbett. Garciloso begrüßte ihn mit unmerklichem Kopfnicken und winkte dabei schwach mit der Hand.

„Setzen Sie sich zu mir, Junker — hieher! Rücken Sie noch näher heran, meine Stimme beginnt schon schwach zu werden, und die Brust schmerzt, wenn ich mich allzusehr anstrengen muß. Es geht mit mir zu Ende — ich brauch' es Ihnen nicht erst zu sagen, mein Antlitz predigt es deutlich genug, doch ehe ich sterbe, will ich noch gut zu machen versuchen, was ich gefehlt habe. Ich habe Sie stets gern

gehabt, Junker, als Knabe schon, und ich würde sicherlich nichts gegen Ihre Verbindung mit Pasquita gehabt haben, wäre der Ehrgeiz nicht über mich gekommen. Auch mein patriotischer Fanatismus war nichts als ein verzehrender Ehrgeiz. Ich beneidete Ripperda um sein Glück, das ihn schnell und sicher auf glänzende Bahnen geführt hatte, und deshalb trat ich aus dem Kreise seiner Freunde in das Lager der Gegner über. Auf dieser gegnerischen Seite ruhte das Uebergewicht, hier mußte ich festen Fuß fassen. Meine Absicht war, Pasquita mit Don José Pacheco zu vermählen; der junge José hat eine bedeutende Zukunft vor sich, das mußte auch mir zugute kommen, wenn uns erst verwandtschaftliche Bande enger aneinander fesselten. Die Folgen jenes sechzehnten Mai zu Madrid, an dem Ripperda von der Stätte seines Ruhmes in die Gefangenschaft zog, lehrten mich den wahren Charakter José's, wie aller seiner Genossen, kennen. Ich bin für diese vornehmen Herren nur das Mittel zum Zweck gewesen, ich mußte grau und alt werden, um zur Erkenntniß zu kommen, daß dieses höfische Gesindel stets treulos das Werkzeug fallen läßt, das ihm unbequem wird. Genug davon, meine letzten Tage sollen nicht verbittert werden durch die Erinnerung an die mir gewordene Schmach!"

Garcilaso pausirte einige Minuten, das Sprechen griff ihn sichtlich an.

„Sie lieben Pasquita, Junker," fuhr er sodann langsameren Tones fort, „und werden wiedergeliebt. Möget Ihr glücklich werden, ich lege meine Hände auf Euer Haupt und segne Euern Bund. Doch Eins, Junker, Eins muß

ich Ihnen erst noch gestehen, ehe ich zugeben darf, daß Ihr mit einander vor den Altar tretet. Es fällt mir schwer, mir dies Geständniß von der Seele zu ringen, aber hätte mir Don José gegenüber auch der Muth dazu gefehlt, Ihrer Ehrenhaftigkeit glaube ich rückhaltlos trauen zu dürfen! Die Heiligen wissen, daß ich Pasquita stets wie mein eigen Kind gehalten und geliebt habe, und doch, Junker, ist sie — nicht mein Kind!"

„Sennor!" Krackwitz hatte erschreckt diesen Ruf ausgestoßen, aber Garcilaso ließ ihm nicht Zeit, weiter zu sprechen.

„Sie ist nicht mein Kind," wiederholte er mit Betonung, „und deshalb wohl auch hat Gott ihr ein so reines Herz und eine so edle Seele geschenkt! Meine kurze Ehe blieb kinderlos, und ich nahm deshalb, als ich eine Professur in Salamanca erhielt und ein Haus machen mußte, meine Schwester zu mir. Dolores war denn auch die Einzige, die um das Geheimniß wußte, Pasquita selbst hat nie erfahren, daß sie nicht meine leibliche Tochter ist. In Salamanca war ich mit einem liebenswürdigen Maler, einem Portugiesen von Geburt, befreundet. Von ihm erhielt ich eines Tages Mittheilung, daß eine schwerkranke junge Frau ihr einjähriges Töchterlein, um für den Fall ihres Todes über die Zukunft desselben beruhigt zu sein, in einer achtbaren Familie unterbringen wolle. Dem Kinde sollte ein größeres Kapital in der Bank von Madrid festgelegt werden, die Zinsen dieses Kapitals sollten dagegen dem Pflegevater zur Bestreitung der Erziehungskosten zufallen. Meine Schwester Dolores regte zuerst den Gedanken

in mir an, mich des kleinen Wesens anzunehmen, und mich selbst, der ich mich damals in keinen allzu glänzenden finanziellen Verhältnissen befand, reizte die Aufbesserung meiner pekuniären Lage, die mir dadurch zu Theil wurde. Ich sprach mit dem Maler — und zwei Tage später ward mir die kleine Pasquita vom Todtenbette ihrer Mutter in's Haus gebracht. Das einzige auf das Kind bezügliche Dokument, das mir mein Freund bei dieser Gelegenheit überreichte, war eine gerichtliche Bescheinigung der verstorbenen Mutter Pasquita's, daß sie ihr Töchterchen aus freiem Willen und eigenem Antriebe mir zur Erziehung und Ausbildung gegeben habe, und daß sie meiner Bestimmung den Zeitpunkt überlasse, Pasquita über ihre Geburt aufzuklären. An demselben Tage, an dem das liebreizende kleine Wesen Aufnahme in meinem Hause gefunden, mußte ich gleichzeitig meinem Freunde, dem Maler, einen feierlichen Eid ablegen, nie im Leben nach den Familienverhältnissen Pasquita's zu forschen, sondern sie stets als mein eigenes Kind zu betrachten. Ich habe diesen Eid gehalten, trotzdem der Maler wenige Monate nach der Aufnahme Pasquita's eines plötzlichen Todes verstarb; die warme Fürsorge aber, die er stets dem Mädchen entgegengebracht, und die er noch in seiner letzten Stunde dokumentirt, hat in mir den Gedanken erweckt, er selbst sei der Vater Pasquita's gewesen. Beweise habe ich allerdings nicht für diese Behauptung, die sich nur auf Vermuthungen gründet."

Garciloso schloß wieder die Augen und hastete mit den mageren Fingern in gleichmäßig mechanischer Bewegung

über die buntfarbige Bettdecke. Krackwitz saß mit bleichem Antlitz vor ihm, die geheimnißvollen Kreise, in deren Mitte er sich bewegte, schienen sich immer enger und enger um ihn zu schließen. Er legte die Hand an die heiße Stirne, wie um den wilden Gedanken, die sich hinter ihr kreuzten, Einhalt zu thun, und richtete den Blick auf das offene Fenster, durch das wie ein Trost aus Himmelshöhen das Sonnengold in lichten Farben in das Zimmer drang.

„Sie sprachen von einer Art Bescheinigung, die Sie erhalten, Herr Professor," sagte Krackwitz. „Der Name der Mutter Pasquita's muß Ihnen demgemäß doch bekannt sein."

„Gewiß, dieser Name lautet Anita Serabella Ljomares."

„Anita?" Krackwitz stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus. „Und wie hieß ihr Freund, der Maler?"

„Bartolomeo Lecco."

Krackwitz erhob sich rasch und trat an das offene Fenster. Er wollte dem Leidenden sein blasses Gesicht, in dem die mächtige Bewegung seines Innern sich wiederspiegelte, nicht zeigen, er fürchtete die Aufregung des Kranken zu steigern. „Anita!" Das war der Name, den sein Ohm, der Bienecker Raugraf, sterbend und angesichts jenes Bildes ausgerufen, das den Junker durch seine frappirende Aehnlichkeit mit Pasquita dereinst so seltsam berührt, jenes selben Bildes, auf dem der Maler sein „fecit Bart. Lecco" angebracht hatte! Mit zauberhafter Geschwindigkeit stand vor Hans Kaspar's geistigem Auge das Bienecker Schloß mit dem barock geschmückten Zimmer des alten Sedkerka, und wie vor zehn Jahren, so sah er auch jetzt sich wieder

träumend vor der geheimen Nische stehen, die das Porträt jener „Anita" zierte. Und dann tönte des greisen Kastellans mahnende Stimme an sein Ohr: „Möge kein sündhaft Weiberauge Ihr Herz frühzeitig verdorren lassen und Ihren Geist umnachten — wie bei ihm — bei ihm —"

Ein Hustenanfall Garciloso's veranlaßte den Junker, sich umzuwenden.

„Es geht vorüber — lassen Sie nur," keuchte der Kranke und wehrte der Hilfeleistung Hans Kaspar's, der ihn stützend aufrichten wollte. „Sie sind nachdenklich geworden, Junker, haben meine Mittheilungen Sie stutzig gemacht, Sie mit Mißtrauen erfüllt?"

„Mit Mißtrauen? Beim Himmel, nein, Sennor! Im Gegentheil, ich sage Ihnen tausend Dank für das Vertrauen, das Sie mir entgegengebracht haben, und ich werde es nicht an Nachforschungen fehlen lassen, Licht in das Geheimniß der Geburt Pasquita's zu bringen!"

„Thun Sie das, Junker, der Himmel wird Ihre Schritte lenken! Nur das Eine versprechen Sie mir: Pasquita erst nach meinem Tode in die Sachlage einzuweihen! Ich habe nicht mehr lange zu leben, und ich möchte, daß wenigstens in dieser kurzen Zeit Pasquita in mir noch den Vater sehe. Hat sich das Grab über mir geschlossen, dann möge sie erfahren, daß ich nur dem Herzen nach ihr Vater gewesen bin."

Krackwitz war im Zimmer auf und nieder geschritten, blieb nun aber vor dem Bette des Kranken stehen und entgegnete ernst: „Ist die Vorsehung mir günstig und krönt meine Nachforschungen mit Erfolg, dann werde ich

Pasquita nicht mehr lange in dem alten Glauben zu erhalten brauchen. Bis zu dem Augenblick aber, da mir das Geheimniß ihrer Geburt aufgeklärt wird, soll ihr Herz nicht beunruhigt werden."

„Junker!" rief Garcilosso in lebhafter Bewegung, „ich bitte Ihnen ab, was ich je an Ihnen Schlechtes gethan! Ihr gutes und edles Herz wird mir verzeihen, das weiß ich! Und nun rufen Sie mir Pasquita herein, damit ich mich an Eurer Beider Glück erfreuen kann!" —

Ja, das war ein Tag des Glückes nach langen schweren Wochen! Das Abendroth im fernen Westen war zu bleichen Schatten verglommen, schon hatte die Nacht ihren sterndurchwirkten Mantel über die alte Stadt gehängt, und noch immer saßen unter der grünumsponnenen Veranda die beiden Liebenden und plauderten und kosten. Aus dem Garten drang der balsamische Duft der Blumen und das leise plätschernde Geräusch der Fontäne zu ihnen herüber, und durch das Epheu- und Weingeranke stahl sich flimmernd des Mondlichtes Silber.

Es galt zu scheiden. Pasquita lag an des Junkers Brust, nie im Leben hatte Krackwitz eine so selige Minute durchkostet! Alles, was er erlebt und gelitten in sturmreicher Jugendzeit, verschwand vor dem Glück und der Wonne dieses Augenblickes.

„Ich habe Dich immer geliebt, Hans," flüsterte Pasquita, „schon damals, als ich, ein Kind noch, zu Köln am Rhein Don José's Galanterien über mich ergehen lassen mußte! Entsinnst Du Dich noch jenes Tages, als Du die Pension verließest, um nach der Besitzung Deines

verstorbenen Ohms aufzubrechen — der Serenade, die Du mir am Abend vorher gebracht, und die so üble Folgen für Dich hatte?"

„O gewiß, Kind," lächelte Krackwitz, „ich erinnere mich auch noch eines kleinen geheimnißvollen Zettels, den ich im Handschuh fand, als ich bereits im Wagen saß, der mich nach Bieneck bringen sollte —"

„Es war verwegen von mir, nicht passend, aber der Zufall hatte mich einige Worte einer Unterredung zwischen meinem Vater und Don José auffangen lassen, Worte, die ich nicht recht verstand, von denen ich jedoch instinktiv ahnte, daß sie Dir gelten sollten — im bösen Sinne — und da faßte ich Muth und —"

Krackwitz drückte seine Lippen auf ihren Mund.

„Ich muß Dich noch nachträglich für diesen Muth belohnen," sagte er.

* * *

Acht Tage später hatte Don Manuelo Garcilosо, der Professor und ehemalige Hofdolmetsch, ausgerungen. Kurz vor seinem Tode hatte er Krackwitz den Schlüssel zu dem Geheimfach seines Schreibtisches übergeben, in dem dieser die wenigen auf Pasquita bezüglichen Papiere vorfinden sollte: jene Bescheinigung, von der Garcilosо dem Junker bereits früher gesprochen, und einen Kreditbrief auf die Bank von Madrid. Im Uebrigen waren die testamentarischen Bestimmungen des Professors vorsichtiger Weise so aufgesetzt worden, daß Pasquita gerichtlicherseits keine Schwierigkeiten bereitet werden konnten.

Pasquita's Schmerz um den Hingeschiedenen war ein

aufrichtiger, und Krackwitz trauerte mit ihr. Die Verhältnisse hatten ihm den Professor in letzter Zeit näher gerückt, und in der Verklärung der Erinnerung erschienen ihm alle die Schattenseiten und die Charakterfehler des Verstorbenen minder dunkel und schroff. Um Pasquita's Zukunft gesichert zu wissen, drängte Hans Kaspar zu einer Beschleunigung der Heirath; bis dahin sollte das Mädchen mit Mercedes in dem gemeinsamen Hauswesen verbleiben, während der Junker sich in einem nahegelegenen Gasthause einquartiert hatte. Später wollte das junge Paar sich noch ein Stückchen der Welt ansehen und dann auf Umwegen nach dem deutschen Heim am Neckarstrande zurückkehren.

Auch die Nothwendigkeit rief Krackwitz dorthin. Von Frau Mareiken, der Kastellanin, war ein betrübter Brief eingetroffen, in der sie ihrem Sohne Niko den Tod ihres Mannes meldete. „Sanftselig ist er dahingefahren," hatte Frau Mareiken geschrieben, „sein letztes Wort aber war ein Segenswunsch für unseren gnädigen Jungherrn und für Dich, Niko, mein Sohn. Sintemalen jedoch nun das Schloß nicht ohne männlichen Schutz bleiben kann, habe ich meinen Bruder, den Rothbauern, zu mir genommen, damit er die Kastellansgeschäfte weiterführen kann, bis durch des gnädigen Jungherrn Bestimmung ein Anderer hiezu kommandiret wird. Darum bitte ich in Unterthänigkeit den Jungherrn um Auskunft, was Du ihm vermelden kannst, wie es sich ziemt." —

In aller Stille hatte Krackwitz bereits Schritte gethan, das Dunkel, das über der Geburt Pasquita's schwebte,

zu lichten. Er hatte durch einen Kurier in Salamanca nachforschen lassen, wo Anita Serabella Ljomares begraben lag, aber das Kirchenbuch jenes Sprengels vermochte eine weitere Auskunft über die Todte nicht zu geben. Drängendere Angelegenheiten — in erster Linie die Befreiung Ripperda's — nöthigten ihn, auch diese Erkundigungen vorläufig ruhen zu lassen.

Der Herzog v. Ripperda, der gestürzte Premierminister, wurde im festen Kastell von Segovia in einer seiner ehemaligen Stellung und seinem Range würdigen Haft gehalten. Mercedes, die sich in einer fiebernden, sehnsuchtsvollen Angst um den Geliebten verzehrte, hatte längst ausgekundschaftet, daß seine Bewachung keine allzu strenge war und daß ein etwaiger Fluchtversuch, wurde er geschickt arrangirt, Aussicht auf Erfolg bot.

Der Verabredung gemäß hatte Diaz Gonzales sich am bestimmten Tage in Segovia eingefunden und seiner Bande Anweisung gegeben, sich in verschiedenen Verkleidungen in der Stadt zu vertheilen. Krackwitz war öfters mit Gonzales zu längeren Unterredungen zusammengekommen, hatte aber schließlich der Bitte des Ersteren, ihm und seiner Gesellschaft die Ausführung des Befreiungsplanes allein zu überlassen, nachgeben müssen. Er hatte Mercedes infolge dessen nur mitgetheilt, daß eine Anzahl Landbewohner sich vereinigt hätte, dem Gefangenen zur Flucht zu verhelfen, daß ein Gelingen des Planes aber vor allen Dingen tiefe Verschwiegenheit bedinge. Mercedes hatte sich in Alles gefügt, wenn sie im Innersten auch wünschte, sich selbst an der Befreiung des Geliebten betheiligen zu dürfen.

Krackwitz hatte im Einverständnisse mit Pasquita den Tag ihrer Hochzeit nach vollendeter Ausführung des Fluchtprojektes festgesetzt. Das Schicksal Ripperda's und das gemeinschaftliche Interesse, das die Beiden an der armen Mercedes, die sich ihnen als treue Freundin erwiesen, nahmen, hielt sie allein noch in Segovia zurück.

7.

Es war Abend geworden. Vor dem nahenden Gewitter, das in schweren, dunklen Wolken am Horizonte aufstieg, hatten Pasquita, Mercedes und Krackwitz sich von der Veranda in's Zimmer flüchten müssen. Die Kammerzofe hatte die in Olivenöl getränkten Dochte der großen bronzenen Kugellampe unter dem Spiegel angezündet und die Drei sodann wieder allein gelassen. Zu den Füßen Pasquita's, auf einem Tabouret, hatte der Junker Platz gefunden, während die beiden jungen Damen sich auf dem Divan niedergelassen hatten.

Die Fenster standen noch offen, aber die Luft, die von außen in das Zimmer drang, war dumpf, schwer und drückend geworden und übte auch auf die Stimmung der beiden Mädchen ihre Wirkung aus. Krackwitz versuchte durch leichte Plaudereien diese trübe Laune zu verscheuchen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen, konnte doch auch er selbst sich, trotz des hohen Glücksgefühls im Herzen, aufsteigender trüber Gedanken nicht erwehren.

Mercedes war die Erste, die das eingetretene Schweigen brach.

„Sennor Gomez hat sich weder gestern noch heute sehen

lassen," sagte sie mit gepreßter Stimme und richtete einen fragenden Blick auf Krackwitz.

Gomez war der Name, unter dem sich Diaz Gonzales bei den Damen eingeführt hatte, und Krackwitz verstand wohl den Sinn der Worte Mercedes'.

„Ich halte das für ein günstiges Zeichen, Sennorita," erwiederte er; „die Vorbereitungen erfordern Zeit, und Gomez wird wenig freie Stunden übrig behalten, uns durch seine Besuche zu erfreuen. Verscheuchen Sie die Wolken von Ihrer Stirn, Mercedes, Sie haben keinen Grund, sich zu beunruhigen. Das Menschenmögliche wird Gomez versuchen; ich weiß, daß dieser Mann größere Dinge vollbracht hat, als eines Gefangenen Kerkerthüren zu sprengen!"

„Auch ich hege Vertrauen zu Gomez," nahm Pasquita das Wort, „weil Du ihn uns zugeführt hast, Hans! Aber ich kann mich trotzdem eines eigenthümlichen Gefühls von Grauen nicht erwehren, wenn ich diesen Mann sehe. Sein dunkles, flackerndes Auge und sein unstetes Wesen wirken förmlich lähmend auf mich ein."

„Nicht minder auf mich," fügte Mercedes hinzu, und Krackwitz erklärte lachend: „Damit steht Ihr, so viel ich weiß, im Widerspruch mit einer großen Anzahl Eurer Mitschwestern! Man hält Gomez allgemein für einen schönen Mann, und in Andalusien, seinem Heimathlande, sollen ihm alle Frauen zu Füßen liegen. Im Uebrigen denke ich, daß uns das Alles gleichgiltig sein kann. Er ist unser und Ripperda's Freund, und als solchem müssen wir ihm begegnen! Nun laßt uns von etwas Anderem

sprechen, ich sehe, daß das Thema nicht geeignet ist, Eure Stimmung zu heben. Entsinnst Du Dich, Pasquita, daß ich Dir gelegentlich von meiner Tante, der Frau v. Beaubuisson, erzählte?"

„Jener selben Dame, deren Töchterchen Dein jugendliches Herz einmal in Flammen gesetzt hatte?"

„Ganz recht; die unglückliche Amélie wurde ein Opfer der Selbstsucht und der Niedrigkeit des Barons v. Neuhoff, obwohl sie ein besseres Schicksal verdient hätte! Nun also — auf dem Umwege über Bieneck erhielt ich gestern einen Brief der Frau v. Beaubuisson, der mir mancherlei Interessantes mittheilt. Die gute Tante, die ich seit einigen Jahren völlig aus den Augen verloren hatte, hat mit der Welt abgeschlossen und sich in einem korsikanischen Kloster niedergelassen, das, wie mir scheint, sich französischer Protektion zu erfreuen hat. Sie erkundigt sich lebhaft und theilnahmsvoll nach meinen Verhältnissen und bittet mich, sie zu besuchen, da sie mir Dinge von weittragender, vielleicht auch für meine Zukunft sehr erheblicher Bedeutung zu erzählen habe."

Das helle Lachen der beiden Mädchen unterbrach Krackwitz.

„Seien Sie uns nicht böse, Herr v. Krackwitz," rief Mercedes, „daß wir Ihnen in so unartiger Weise das Wort abschneiden! Aber die Idee der Briefschreiberin, Sie zu einer Visite vom Rhein nach Korsika einzuladen, als handle es sich nicht um Hunderte von Meilen, sondern nur um hundert Schritt, ist in der That etwas drollig."

„Mir kam es im ersten Augenblick ebenfalls spaßhaft

vor," gab Krackwitz zu; „bei der weiteren Lektüre des besagten Briefes aber trat doch ein gewisser Ernst an die Stelle des Humors. Frau v. Beaubuisson schildert mir die innere Lage Korsika's als eine höchst bedenkliche; die Bedrückung von Seiten der genuesischen Regierung soll eine so maßlose sein, daß nur noch der zündende Funke fehlt, um das Volk zur Rebellion zu treiben. Meine verehrte Tante hat sich stets gern, wenn auch immer zu ihrem Nachtheile, mit der Politik beschäftigt und scheint auch jetzt wieder — vielleicht auf Veranlassung Frankreichs — ein kleines Heer von Agenten auf den Beinen zu erhalten. Wenigstens schreibt sie mir, sie habe durch ihre Leute erfahren, daß fremde Unterhändler das Volk aufhetzten, und daß man den Baron Neuhoff auf der Insel gesehen hätte. Nun, Carmella, was bringst Du?"

Diese letzte Frage galt der Zofe Pasquita's, die mit einem Knix an der Thüre stehen geblieben war.

„Sennor Gomez bittet um die Erlaubniß, seine Aufwartung machen zu dürfen," meldete Carmella.

Mit hastiger Bewegung richtete sich Mercedes im Divan auf. „Er ist uns willkommen," erwiederte sie, und heimlich preßte sie die Hände auf das Herz und seufzte: „Gott sei gelobt — endlich, endlich!"

Diaz Gonzales trat in das Gemach, verbeugte sich vor den Damen mit vollendeter Höflichkeit und streckte Krackwitz die Rechte entgegen. Selbst das Späherauge der Polizei konnte in dem eleganten Mann, dessen ganzes Wesen etwas durchaus Ritterliches an sich hatte, unmöglich den kühnen Briganten der Sierra Nevada vermuthen.

Gonzales trug eine hellbraune, leicht gepuderte Stutzperrücke, wie sie eben Mode war, und einen künstlichen, aber täuschend nachgemachten dunklen Vollbart, der die verhängnißvolle Narbe auf seiner Wange verdeckte. Sein Anzug, ein violettfarbener Seidenrock mit Sammetpatten und Goldbesatz, hellere Pantalons und lila Strümpfe, saß ihm so vortrefflich, als sei er im ersten Atelier von Paris angefertigt worden; unter dem Arme trug er einen Chapeaubas, in der linken Hand ein spanisches Rohr mit Goldknopf und in der rechten ein großes, an einer Seidenschnur um seinen Hals hängendes Binocle, das er sehr häufig in fingirter Kurzsichtigkeit an die Augen zu führen pflegte.

„In Sturm und Unwetter, wie Luis Aranjo's Banditenhäuptling, also trete ich vor Sie hin," begann Gonzales lächelnd. „Doch ich hoffe, ich bin ein willkommenerer Gast als jener, denn ich bringe erfreuliche Nachricht."

„Ripperda ist frei?" jauchzte Mercedes auf.

„Noch nicht," entgegnete Gonzales, „aber mit der Madonna Hilfe wird diese Nacht, vielleicht schon die nächste Stunde, ihm die Freiheit bringen. Damit Sie, Donna Mercedes, sehen, wie weit die Ausführung unseres Planes bereits gediehen ist, habe ich mir erlaubt, Ihnen einen schriftlichen Gruß des gefangenen Herzogs mitzubringen."

Gonzales legte Hut und Stock bei Seite und holte aus der Brusttasche seines Rockes ein zusammengefaltetes Billet hervor, das er Mercedes überreichte.

Mit glühender Stirn las das Mädchen die wenigen Zeilen von Ripperda's Hand. Gern hätte Mercedes diese theuren, geliebten Schriftzüge an ihre Lippen gedrückt, aber

die drei Augenpaare, die mit warmer Theilnahme auf ihr ruheten, verlangten Beherrschung des Herzens.

„Der Fluchtplan soll am heutigen Abend oder im Laufe der Nacht ausgeführt werden," sagte sie mit bebender Stimme. „Der Herzog schreibt mir, daß er zunächst auf dem neutralen Boden Genua's Schutz zu suchen beabsichtige; er erwartet mich dort."

„So müßtest Du also morgen schon die Reise dorthin antreten," fiel Pasquita ein.

„Wenn die Flucht gelingt, ja," gab Mercedes zurück.

„Sie wird gelingen, Sennorita," bestätigte Gonzales, dessen scharfem Auge das innere Angstgefühl des jungen Mädchens nicht entging. „Alle Vorbereitungen sind so gut getroffen worden, daß nur ein teuflischer Zufall uns entgegenwirken könnte."

Mercedes erhob sich rasch, angeblich, um des nahenden Gewitters wegen die Fenster zu schließen, in Wahrheit aber, um eine Gelegenheit zu finden, sich möglichst unbemerkt aus dem Gemache zu entfernen und hinter der verschlossenen Thüre ihres Schlafzimmers die Qual ihres Herzens durch heiße Thränen zu lindern.

„Lassen wir sie," sagte Krackwitz, ahnend, welch' heimliche Gewalten das Mädchen in die Einsamkeit trieben, „die nächsten Stunden sind verhängnißvoll für das arme Kind, denn von der Befreiung des Herzogs hängt auch ihre Zukunft ab."

„Ich habe die feste Zuversicht, daß unser Plan gelingt," bemerkte Gonzales. „Meine Leute sind mit großer Umsicht zu Werke gegangen; fast die ganze Besatzung des Kastells

ist bestochen worden, und die Unbestechlichen werden es sich gefallen lassen müssen, auf minder bequeme Weise unschädlich gemacht zu werden. Kurierpferde stehen bereit — bis Oporto sind Relais gelegt worden, und dort erwartet den Herzog ein Schiff, das ihn unter Bedeckung über Gibraltar nach Genua führen wird. Meine einzige Sorge ist, auf welche Weise wir Donna Mercedes ebenso sicher nach Genua schaffen; bei diesen bewegten Zeiten und der Unsicherheit der Landstraßen kann sie unmöglich allein reisen."

„Ich glaube auch nach dieser Richtung hin bereits einen Ausweg gefunden zu haben, Sennor Gomez. Wie ich Ihnen schon mittheilte, warten wir mit unserer Hochzeit nur auf das Gelingen der Flucht Ripperda's. Unsere Effekten sind gepackt, alle Vorbereitungen zur Reise getroffen, selbst dieses Meublement ist schon verkauft worden. Erfahren wir noch heute Nacht, daß Ripperda's Flucht geglückt ist, so steht nichts im Wege, daß wir uns morgen schon trauen lassen und übermorgen mit Mercedes die Reise nach Genua antreten. Nicht wahr, Pasquita?"

Pasquita erhob sich erröthend. „Dieser Vorschlag kommt mir zwar etwas überraschend, doch ich bin damit einverstanden. Sennor Gomez, ich bitte um Vergebung, wenn auch ich mich entferne; Mercedes beunruhigt mich, ich will sehen, wo sie sich aufhält. Auf Wiedersehen!"

Gonzales verneigte sich; Krackwitz warf der Abgehenden eine Kußhand zu und wandte sich dann an den Ersteren zurück.

„Noch ein zweiter Grund," fuhr er im Gespräche fort, „veranlaßt mich, vor meiner Rückkehr in die Heimath in

Genua Station zu machen. Ich ließ das vorher unerwähnt, um Pasquita nicht noch mehr zu beunruhigen, Ihnen gegenüber aber kann ich mich ja ohne Scheu aussprechen. Durch meine Tante, Frau v. Beaubuisson, ist mir die Mittheilung geworden, daß der Baron Neuhoff nach seinen propagandistischen Querzügen durch Korsika Genua zu vorübergehendem Aufenthalt gewählt hat, wie ich vermuthe, um Einigungsversuche zwischen der dortigen Regierung und den korsischen Revolutionären anzubahnen, das heißt, um hüben oder drüben, so gut es angeht, im Trüben fischen zu können. Da die Thatsache feststeht, daß Neuhoff Ripperda zwei unechte Ringe übergeben, er selbst also noch im Besitze der beiden echten ist, so hoffe ich, daß es mir gelingen wird, ihm mit List oder Gewalt mein rechtmäßiges Eigenthum abzujagen."

„Und wird Ihre Hoffnung zu Schanden — was dann?"

„Dann — dann mögen die Schätze Almahadi's noch länger in den Bergen der Sierra ihrer Hebung entgegenträumen! Neuhoff nützen die Ringe nichts, denn er kennt nur ihre Bedeutung, nicht aber den Weg zur Hebung des Schatzes. Er hofft auf den Zufall, dieser aber kann mir ebenso günstig sein, wie ihm. Der Ringe wegen aber nochmals in die Fremde zu ziehen, wäre jetzt, wo ich ein geliebtes Weib gewonnen habe, ein Unrecht. Sprechen wir nicht mehr davon, Freund, oder soll es doch einmal sein, nun, so lösen Sie Ihr Versprechen und erzählen Sie mir die Geschichte dieser Ringe! Wir sind unter uns, denn ich vermuthe, Pasquita wird ihre Freundin nicht so bald wieder verlassen."

Ein Lächeln flog über das Gesicht Gonzales'.

„Sie haben ein Anrecht darauf, diese Geschichte zu hören, mein lieber Junker," erwiederte er, „und was ich Ihnen auf ‚Aly Athar's Fluch' versprach, das will ich auch halten. Gott weiß, wann — und ob überhaupt je im Leben wir uns wiedersehen werden, es ist also am besten, wir benutzen diese Stunde des Alleinseins. Hören Sie, wie der Donner rollt — sehen Sie, wie die ersten Blitze am Horizonte aufflammen? Das soll die melodische Begleitung zu meiner Erzählung sein, sie paßt zu dem düsteren Bilde, das ich Ihnen schildern muß! — Meine Familie gehört zu den ältesten Maurengeschlechtern des Landes und vermag ihren Stammbaum bis in die ersten Zeiten römischer Fremdherrschaft zurückzuführen. Unter Ferdinand III. wurden auch wir vom spanischen Boden vertrieben und suchten in unserer Urheimath Afrika Schutz; nur ein Zweig unserer Familie blieb im Lande, floh zunächst in die unwirthlichen Gebirgsthäler, trat heimlich zum Christenthum über und wagte sich späterhin, als die Verfolgungen der Mauren sich allmählig zu legen begannen, wieder in das bevölkerte Land hinein. Die Jahrzehnte verstrichen. Jener Zweig unseres Stammes, der einen christlichen Namen angenommen, wuchs und blühte kräftig heran und wurzelte sich im Staatsleben Spaniens mit allen seinen Gliedern fest, während der den alten Sitten und dem alten Glauben treu gebliebene Theil in den Sandwüsten Afrika's ein kummervolles Dasein fristete. Diesem Zweige unserer Familie gehöre ich an, unter der Sonne Afrika's erblickte ich das Licht der Welt, und der Wüstensturm sang mir das erste

Wiegenlied. In der Nähe von Tetuan besaß mein Vater eine kleine Ansiedelung. Abu Tarik den „Edlen“ oder den „Weisen“ nannte man ihn, weil er edel genug dachte, nie einen Hilfsbedürftigen von seiner Schwelle zu weisen, und weil er weise genug war, sich philosophisch in das grausame Schicksal zu fügen, das ihn und sein Volk getroffen hatte. Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen, als ein Umschwung in unseren äußeren Verhältnissen eintrat. Ein fremder Mann, ein Schotte, der Lord Carweß von Grandismoore, fand sich eines Tages in meines Vaters elender Hütte ein. Er gab vor, ein Freund und Abgesandter des Marques Villagios, Gouverneurs von Puerto de Santa Maria, eines befestigten Städtchens in der Nähe von Cadiz zu sein; Villagios entstamme jenem Zweig unserer Familie, der in Spanien geblieben und späterhin zu hohen Ehren gekommen sei. Derselbe beabsichtige, da er im innersten Herzen immer noch ein Anhänger der alten Maurenherrlichkeit geblieben, seine Verwandten wieder in's Land zu ziehen und auf jede Weise zu unterstützen. Lord Carweß log nicht; Villagios war in der That unser Verwandter, mein Vater, der sich viel mit der Geschichte unseres Geschlechts beschäftigt hatte, wußte das längst, aber in seinem Stolze hätte er es nie über das Herz gebracht, selbst im größten Elende die Hilfe des Renegaten anzuflehen. Auch das durch Lord Carweß vermittelte Anerbieten würde Abu Tarik ohne Weiteres abgelehnt haben, wenn es sich nur um die Unterstützung seiner Person oder seiner Familie gehandelt hätte. Der Lord überreichte, nachdem er seinen Auftrag ausgeführt, meinem Vater aber auch

noch ein persönliches Schreiben des Marques Villagios, und dieses Schreiben entschied über unsere Zukunft. Villagios versicherte nämlich meinem Vater, dessen Ruf als Geschichtsforscher und Philosoph auch zu ihm gedrungen sei, daß er nur vorgeblich dem Christenthum angehöre, um in der Staatsstellung, die er bekleide, einen wohlthätigen Einfluß auf seine leidenden Stammesgenossen ausüben zu können, und daß er beabsichtige, zu einer entscheidenden That die Klügsten und die Tapfersten der innerhalb oder außerhalb Spaniens lebenden Moriskos um sich zu sammeln.

Abu Tarik, mein Vater, war ein Mann, der sein Herzblut für das Wohl des unglücklichen Volkes, dem er angehörte, hingegeben hätte. Im Studium der Geschichte seiner Vorfahren, jener glorreichen Zeiten, in denen das Maurenthum wie ein mächtiger Lorbeerbaum hoch emporgeblüht war, ohne in frommer Demuth des Königsspruches „le galib ile Ala“ zu vergessen, fand er immer neuen Muth, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken. Bis zu jenem furchtbaren Ereigniß, das wie ein Gewitterschlag all' seine Hoffnungen zerschmetterte, klammerte er sich fest und zuversichtlich an den Glauben, daß für die Mauren einst ein Retter auferstehen und das alte Reich in neuer Herrlichkeit errichten werde. Es war der Glaube eines Schwärmers, der ihn verführte, den Vorschlag des Villagios anzunehmen.

Wir siedelten nach Puerto über und nahmen im Maurenviertel Quartier. Villagios bot meinem Vater, dem er mit der Herzlichkeit eines nahen Verwandten entgegenkam, eine lohnende Beschäftigung in seinen Privatdiensten an, die unsere Vermögensverhältnisse erheblich aufbesserte.

War auch von einem öffentlichen Verkehr zwischen Villagios und Abu Tarik keine Rede, so war der geheime um so intimer. Der Marques war ein Mann im Anfang der Fünfziger, eine hohe, stattliche und vornehme Erscheinung, ein liebenswürdiger Cavalier und ein ebenso gewandter Diplomat wie vortrefflicher Soldat. Es war nicht zu verwundern, daß mein greiser Vater von dem Wesen dieses Mannes, den er in vertraulichen Stunden Neffe nennen durfte, auf das Höchste entzückt war und daß er mit fast jugendlichem Enthusiasmus auf den phantastischen Plan einging, in den Villagios ihn zu gelegener Zeit einweihte.

Die Mittheilungen, die Sie, Junker, mir über das machten, was Ripperda Ihnen in Bezug auf diesen Plan erzählt, stimmen im Allgemeinen mit der Wahrheit überein, nur fehlen selbstverständlich die Details. Villagios war ein großer Schurke. Durch Intriguen und Ränke mancherlei Art hatte er sich zu der einflußreichen Stellung eines Gouverneurs aufgeschwungen; fortgesetzte Intriguen und Ränke hielten ihn in seiner Position und festigten dieselbe, aber die Gelder, die er auf rechtlichem und auf unredlichem Wege einnahm, reichten nicht aus, sein zügelloses Paschaleben zu bestreiten. Um sich mit einem Schlage in den Besitz eines großen Vermögens zu setzen, war er nun auf eine kühne Idee gekommen.

In den letzten Jahren des verflossenen Säkulums und zu Anfang des laufenden machte eine Schaar verwegener Flibustier die West- und Südküste Spaniens unsicher. Die kühnen Seeräuber gehörten zwar allen Nationalitäten an,

standen aber unter der sehr energischen und umsichtigen Führung eines Britten, der allgemein nur unter dem Namen „der Geyer" bekannt war. Sie selbst, lieber Junker, werden über die Vergangenheit dieser abenteuerlichen Persönlichkeit vielleicht besser unterrichtet sein als ich. Man sagte, daß Lord Carweß von Grandismoore einer reichbegüterten, sehr alten Familie des nördlichen Schottland angehöre, daß er einst ein tapferer Verfechter der Sache der Stuarts gewesen, aber nach Konfiskation seiner Güter und seines sonstigen Besitzthums zu einem Abenteurer schlimmster Art herabgesunken sei. Thatsache ist, Lord Carweß war das Haupt der Flibustier, die Spaniens Küsten bedrohten, und fiel in einem Seegefecht gegen eine zu seiner Vernichtung ausgesandte Flotte in die Gewalt des Villagios.

Lord Carweß war dem Tode verfallen, einem schmählichen, ehrlosen Tode am Galgen, den er mit seinen gefangenen Genossen theilen sollte. Sein Urtheil war gesprochen, am Tage vor Vollstreckung desselben aber begehrte er noch eine Audienz bei dem Gouverneur. „Ich bin in Ihren Händen, Marques," sagte der Lord, „und ich würde nicht um mein Leben betteln, um dieses elende Leben, das ich als der Gottheit traurigstes Geschenk betrachte, besäße ich nicht ein Stück Liebes, um das ich der Jahre Last gern weiter tragen möchte. Ich habe eine Tochter, Marques, ein achtzehnjähriges Kind, mein einziges Glück, der Sonnenschein, der das Düster meines Daseins erhellt! Sie weiß nichts von dem wilden, gesetzlosen Leben, das ich führe; sie glaubt, ich bekleide irgend einen hohen Rang in

der englischen Marine, und ist in diesem Glauben durch die häufigen Besuche, die ich ihr in Verkleidungen mancherlei Art machte, und die ich durch die Vorspiegelung geheimer Kundschafterdienste zu motiviren pflegte, bis jetzt nur bestärkt worden. Um sie beständig in meiner Nähe zu wissen, habe ich Gwendolin zur Zeit in einer Erziehungsanstalt zu Cadiz untergebracht. Ihretwegen bitte ich Sie, Marques, um mein Leben, und biete Ihnen dafür ein Vermögen, das nach vielen Millionen zählt! — Einer meiner Leute, ein Maure, hat ausspionirt, daß in Tanger ein alter Morisko lebt, der letzte Nachkomme König Boabdil's, wie man sagt, der ungezählte Schätze versteckt hält. Mit dem versprengten Rest meiner Leute werde ich dem Greise sein goldenes Eigenthum entreißen und Ihnen zu Füßen legen. Meine eigene Tochter mögen Sie so lange als Pfand behalten, bis ich mein Versprechen erfüllt habe. Ein üppiges, freudenreiches Leben wird sich dann Ihnen erschließen, und kein Mensch soll je erfahren, wem Sie Ihren märchenhaften Reichthum verdanken! Nun antworten Sie mir, Marques Villagios!"

Lord Carweß hatte richtig spekulirt. Er hatte von der beständigen Geldnoth und der Selbstsucht des Gouverneurs oft genug erzählen hören, und auf diesen Eigenschaften des Villagios fußte sein Plan. Am Tage der Urtheilsvollstreckung hingen zwölf der gefangenen Räuber am Pfahl, der dreizehnte aber, das Oberhaupt, ging frei aus! — Da nach den vortrefflichen Gesetzen dieses Landes dem Alkalden, welche Würde der Gouverneur gleichzeitig bekleidete, allein das Recht über Leben und Tod zusteht, so

erfuhr Niemand etwas über die plötzliche Begnadigung, die dem Anführer der Briganten zu Theil geworden war. Auf den Straßen Puerto's stritt man darum, wer von den zwölf Gerichteten der gefürchtete „Geyer“ sei, und zu derselben Zeit tauchte in der Umgebung des Gouverneurs eine neue vornehme Persönlichkeit auf: der Lord Carweß von Grandismoore, ein geheimer bevollmächtigter Ambassadeur Englands, wie man im Städtchen wissen wollte.

Der Plan des Lord Carweß gefiel Villagios wohl, nicht aber die Art der Ausführung, wie Ersterer sie vorgeschlagen hatte. Trotzdem sah der Marques sofort, daß er in Carweß einen Bundes- und Gesinnungsgenossen gefunden hatte, den er nicht untergehen lassen durfte, den er im Gegentheil an sich fesseln mußte. Gemeinsam wurde die „Idee“ des Lords von Neuem sorgfältig erwogen und ihre Ausführbarkeit auf einem weniger kecken, friedlicheren Wege besprochen. Carweß, der ein Meister in Verkleidungen war, reiste selbst in unkenntlicher Vermummung nach Afrika herüber und forschte in Tanger nach den näheren Verhältnissen Meno Almahadi's, jenes maurischen Greises, dem das Attentat der beiden Abenteurer gelten sollte. Er erfuhr, daß Meno Almahadi ein sehr zurückgezogenes Leben führte und mit Niemandem verkehrte, als mit einem „Weisen“ seines Stammes, der unweit Tetuan angesessen war und dessen Besuche er alljährlich dreimal empfing. Dieser „Weise“ war Abu Tarik, mein Vater.

Schon der Name Abu Tarik ließ Villagios erkennen, daß mein Vater jenem Zweige der Familie des Gouverneurs angehörte, der bei der Maurenverfolgung unter

König Ferdinand seiner Religion treu geblieben und in's Elend gezogen war. Ein Anknüpfungspunkt war also gefunden! Lord Carweß vermittelte, wie ich bereits erzählte, unsere Uebersiedelung nach Puerto, Villagios wußte meinen Vater ganz in sein Vertrauen zu ziehen und ihn, nachdem er sich sicher fühlte, für den waghalsigen Plan, den er ausgeheckt, förmlich zu begeistern. Aus Ripperda's Mittheilungen kennen Sie die Grundzüge dieses Planes, der so bis in die kleinsten Details hinein ausgearbeitet wurde, daß er auch eine praktischere Natur, als mein Vater es war, hätte für sich gewinnen können. Sie wissen, daß die Fiktion des Marques auf die Neubegründung der Maurenherrschaft in den südlichen Provinzen Spaniens und in den nordafrikanischen Besitzungen der Regierung hinaus zielte. Er wußte meinem Vater vorzuspiegeln, Arabien, Marokko und Tunis, das Khalifat Syrien und die Türkei ständen mit schlagfertigen Heeren zum Schutze der Glaubensbrüder bereit, England in seinem alten unversöhnlichen Haß gegen Spanien wollte unter der Hand helfen, und an allen Orten Spaniens, in den Städten und Ebenen und tief in den Gebirgen harrten Hunderttausende von Mauren auf die Stunde, um loszubrechen und das Joch der Spanier abzuschütteln.

An Mitteln, dieses Phantasiegebilde glaubhaft zu machen, fehlte es dem Marques Villagios nicht. Dokumente und Urkunden der „dem Plane gewogenen Regierungen", ausführliche statistische Zusammenstellungen über die maurische Bevölkerung im Lande, eine Aufstellung der bedeutendsten Geschlechtshäupter, die in den verschiedenen Provinzen die

Insurrektion leiten sollten, und hunderterlei Anderes wurde Abu Tarik zur Prüfung vorgelegt. Mit flammendem Interesse vertiefte sich mein alter Vater in diese bedeutungsvollen Aktenstücke, ahnungslos, daß sie vom ersten bis zum letzten Buchstaben gefälscht waren. Abu Tarik, mein armer Vater, war in jenen Tagen gänzlich verwandelt; aus dem stillen Gelehrten, der in tiefer Einsamkeit die Geschichte seines Volkes studirte und über alten Schriften brütete, war ein Held geworden, der mit siegesgewissem Muthe sich zutraute, gegen eine ganze Welt mit dem Schwerte des Rechts zu kämpfen.

Nachdem Villagios gesehen, daß nicht die leiseste Spur von Mißtrauen in meinem Vater rege geworden, ging er schrittweise weiter vor. In den geheimen Konferenzen wurde zunächst die Beschaffung größerer Mittel, die zur Durchführung des Planes nöthig, und sodann die nicht minder wichtige Frage, wer im Zukunftsstaate als nomineller Regent fungiren solle, erörtert. Was Villagios erhofft, trat ein. Abu Tarik schlug nach langer Ueberlegung Meno Almahadi, den greisen Nachkommen Boabdil's, zum Herrscher des neuen Maurenreiches vor und nannte zugleich ihn als denjenigen, der auf seine, Abu Tarik's, Veranlassung sich bereit erklären werde, die versteckt gehaltenen Schätze der Vorfahren der heiligen Sache zu opfern. Mit dieser Erklärung Abu Tarik's hatte Villagios sein Ziel erreicht.

Mein Vater reiste nach Tanger und nahm persönlich Rücksprache mit Meno Almahadi. Dieser letzte Sprosse eines mächtigen Königsgeschlechts war ein gebrechlicher Greis,

ein Gelehrter wie Abu Tarik und patriotischer Phantast gleich diesem. Und dennoch kostete es meinem Vater glühende Worte der Ueberredung, den alten Fürsten zu bewegen, dem Wohle seines geknechteten Volkes jene Schätze zu opfern, die seine Väter vor den habgierigen Augen der Spanier gesichert hatten. Meno Almahadi hing mit allen Fasern seiner Seele an diesem versteckten Golde, und nur die jahrelange innige Freundschaft, die ihn an Abu Tarik fesselte, wie schließlich auch der Gedanke, daß es ihm als Letztem aus dem Geschlechte Boabdil's vergönnt sein solle, an die Spitze des neuen Reiches zu treten, veranlaßten ihn, sich mit dem Plane des Villagios einverstanden zu erklären.

Villagios, Lord Carweß und mein Vater beförderten gemeinsam Meno Almahadi und seine Reichthümer in aller Heimlichkeit nach Puerto. Der Fürst fand im Palaste des Gouverneurs Unterkunft und wurde dort zwar abgesondert von allem Verkehr, doch aber in großen Ehren gehalten. In Bezug auf die Schätze, die man in Säcken und Beuteln in den Kellereien des Gouvernementspalastes versteckt hielt, trat dagegen ein Ereigniß ein, das Abu Tarik plötzlich stutzig machte. Eines Tages erschien nämlich Villagios bei meinem Vater und theilte ihm mit, daß er die Absicht hege, das Gold Almahadi's anderweitig unterzubringen, da ihm der bisherige Versteck nicht sicher genug erscheine. Er habe dieserhalb bereits mit dem Fürsten gesprochen, der damit auch einverstanden sei, nur Carweß wolle man in dem alten Glauben belassen und ihm den neu gewählten Versteck verheimlichen. Diese letztere Bemerkung begrün-

dete Villagios zum großen Erstaunen meines Vaters durch die Befürchtung, der Lord könne möglicherweise doppeltes Spiel treiben, jedenfalls sei dem stets geldlüsternen England nicht zu trauen, sobald es sich um materielle Güter handle. Eine zweite Unterredung in derselben Angelegenheit, die zwischen Meno Almahadi und meinem Vater stattfand, zerstreute indeß die Bedenken, die durch Villagios' Mittheilungen in Abu Tarik aufgestiegen waren. Almahadi erklärte nämlich, daß ein Wechsel des Verstecks seiner Schätze durchaus seinen eigenen Wünschen entspräche, da auch er den Gouvernementspalast nicht für sicher halte und auch in ihm Bedenken gegen die Ehrlichkeit des Lord Carweß aufgestiegen seien. Bei dieser Gelegenheit übergab Almahadi meinem Vater drei Ringe zur Aufbewahrung, das Einzige, was er von den Schätzen seiner Vorväter als ausschließliches Eigenthum zurückbehalten wolle, da es ein bedeutungsvolles Familienandenken sei. Diese drei Ringe, perlenverzierte Goldreifen in Form von Dornenkronen, stammten seiner Angabe nach direkt vom Könige Boabdil, der sie von drei christlichen Rittern, Brüdern, denen er einst Gastfreundschaft gewährt, zum Geschenk erhalten hatte. Die übrigen Schätze, nach oberflächlicher Berechnung etwa siebenzehn Millionen Pistolen an Werth, wurden in dunkler Nacht und unter umfassenden Vorsichtsmaßregeln von Villagios, Almahadi und mir in ihrem neuen Verstecke, demselben, der sie noch heute birgt, untergebracht. Lord Carweß wußte nichts davon.

Meiner innersten Ueberzeugung nach ging Villagios mit dem Gedanken um, einen Treubruch an Carweß zu

verüben und ihn im geeigneten Augenblicke bei Seite zu schaffen, ihm nämlich noch nachträglich als dem Haupt der Flibustier den Prozeß zu machen. Dann waren nur noch Almahadi und Abu Tarik, mein Vater, aus der Welt zu bringen, und diese beiden Morisken, um deren Existenz sich schwerlich Jemand kümmerte, für ewige Zeiten verschwinden zu lassen, konnte einem Manne wie Villagios nicht schwer fallen. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen!

Lord Carweß blieb nach wie vor in Puerto. Er hatte seine Tochter, ein junges Mädchen von entzückender Schönheit, von Cadiz aus gleichfalls dorthin geführt und in einem geachteten Bürgerhause untergebracht. Der Lord hing mit großer Zärtlichkeit an Gwendolin, erkundigte sich täglich nach ihrem Befinden und weilte oft stundenlang bei ihr. Bei diesen Besuchen lernte Carweß auch einen deutschen Edelmann kennen, den der Zufall wohl nach Puerto geführt und den, wie ich vermuthe, ein Liebesverhältniß ernsterer Art in dem Städtchen festgehalten hatte. Der Deutsche war ein Freiherr v. Selbitz, ein großer, schöner Mann von würdigem, gesetztem Wesen; er war viel in der Welt umhergekommen und zeigte ein hervorragendes Interesse für Kunst, Literatur und Wissenschaft, für die im Lande verbliebenen baulichen Ueberbleibsel aus der Blüthezeit der Maurenherrschaft, für die Heldenlieder unseres Volkes und für die Geschichte desselben. Villagios, dem Selbitz seinen Besuch gemacht hatte, führte ihn mit meinem Vater zusammen, und das gemeinsame Interesse für die Vergangenheit des Maurenthums, das gemeinsame Forschen in den Chroniken der alten Historiographen gab zu einem Freund-

schaftsverhältniß zwischen Abu Tarik und dem Deutschen Veranlassung, das sich mit der Zeit immer wärmer und intimer gestaltete. Mein Vater lernte in Selbitz einen Mann von hoher Bildung, ein für alles Schöne, Gute und Edle leicht empfängliches Herz, eine auf Adlerschwingen zur Erkenntniß der Wahrheit strebende Seele kennen. Der vornehme Deutsche und der verachtete Morisko waren zwei gleich ideal angelegte Naturen, und deshalb schlossen sie sich trotz ihrer äußeren Verschiedenheit in innerer Harmonie fest an einander an. Zu Lord Carweß stand Selbitz in einem eigenthümlichen Verhältniß; obwohl Beide behaupteten, sich erst in jenem Hause, in dem Miß Gwendolin Zuflucht gefunden, kennen gelernt zu haben, machte es doch den Eindruck, als habe das Geschick sie schon früher zusammengeführt, als seien sie alte Freunde. Erst kurz vor der schrecklichen Katastrophe, die den Plan des Villagios und ihn selbst vorzeitig zerschmetterte, begann diese Freundschaft in auffallendem Maße zu erkalten; irre ich nicht, so war der Grund dafür Eifersucht! —

Eine Nacht wie heute war's, eine dumpfe, gewitterschwüle Sommernacht, als die Einwohner Puerto's durch ein entsetzliches Getöse und durch hellleuchtenden Flammenschein aus dem Schlummer erweckt wurden. Eine englische Flottenabtheilung hatte in Rota, dem Hafen von Puerto, Truppen ausgeschifft, ein gewaltiger Schwarm beutegieriger britischer Söldner war durch die Vorstädte Puerto's gedrungen und ergoß sich plündernd und mordend durch die Straßen. Hie und da war Feuer in die Häuser geworfen worden, und die Flammen fraßen immer weiter um sich,

so daß bald die halbe Stadt von dem entfesselten Elemente ergriffen worden war. Das Maurenviertel, die Wohnstätte der ärmsten Bevölkerung, schien allein von den Plünderern verschont bleiben zu sollen, und schon hofften auch wir — Abu Tarik, meine greise Mutter und ich — auf Rettung, als Stimmengewirr und dröhnendes Waffenklirren dicht vor unserem Hause erscholl, die Thüre gesprengt wurde und ein wilder, bewaffneter Haufe in's Zimmer drang. Ich war zur Zeit achtzehn Jahre alt und erinnere mich auf's Deutlichste und in allen Details der schrecklichen Scene, die nun erfolgte. An der Spitze der Eingedrungenen befand sich Lord Carweß, den blanken Säbel in der Faust, das Gesicht geröthet und wuthverzerrt, die Augen glühend. Er stürzte auf meinen Vater zu, packte ihn mit ungeheurer Kraft an der Brust und hob ihn hoch empor. „Maurischer Hund!" rief er dabei mit lauter Stimme, „wo hast Du die Schätze Almahadi's versteckt? Du nur kannst sie aus den Kellern des Gouvernements gestohlen haben. Gestehe, oder ich lasse Dir den Mund öffnen!" Meine Mutter und ich stürzten gleichzeitig dem Bedrängten zu Hilfe; ein Säbelhieb über den Kopf schleuderte die Erstere zu Boden, mir aber schnürte man Hände und Füße zusammen und warf mich wie einen Ballen in die Ecke. Und nun mußte ich, gebunden und hilflos, unfähig, ein Glied zu rühren, zuschauen, wie unter des Carweß Leitung der erbarmungslose Haufe Abu Tarik, meinen armen Vater, zu martern begann, um ihm das Geständniß der verborgenen Schätze Almahadi's zu erpressen! Doch Abu Tarik blieb stumm, stumm selbst unter den un=

säglichsten Qualen, nur ernst und vorwurfsvoll ruhte sein Auge auf dem verzerrten Gesicht des Schotten.

Ich schrie und zerrte an meinen Fesseln — man beachtete mich gar nicht. Da, in der höchsten Noth, trat Hilfe ein! Im Vorflur hörte ich die helle, befehlende Stimme des Freiherrn v. Selbitz, und einen Augenblick später stand er selbst, bewehrt und gerüstet, und von einem kleinen Schwarm bewaffneter Stadtsoldaten umgeben, im Gemach. Einen Moment starrte Selbitz fassungslos und starren Auges auf die scheußliche Scene, auf den zerfleischten, halbnackten Leib meines unglücklichen Vaters, der ohnmächtig am Boden lag, dann aber fiel sein Blick auf die Gestalt des Lord Carweß, ein Zittern flog durch seinen Körper und in wilder Wuth stürzte er mit gezückter Klinge dem Schotten entgegen. „Frauenverführer, Treuloser!“ rief Selbitz, „wo hast Du mein Weib? Elender, die Strafe hat Dich schon ereilt! Während Du Wehrlose quälst, feiger Geselle, ist Dein Kind, Deine Tochter in die Gewalt der Plünderer gefallen! Du stahlst meinem Herzen den Sonnenschein, die Vergeltung nahm Dir dafür die Wonne Deines Lebens!“

Ueber die blutlosen Lippen des Schotten rang sich ein furchtbarer Schrei: „Gwendolin!“ stöhnte er auf — dann schlug er mit seinem Schwert die auf ihn gezückte Klinge des Selbitz empor und stürmte davon.

Selbitz hatte die Wahrheit gesprochen. Die raubgierige Bande, die der Lord auf Puerto's Einwohner gehetzt, um sich selbst in den Besitz der Schätze Almahadi's setzen zu können, war auch in das Haus gedrungen, das Gwendolin

bewohnte; ihre Bewachung wurde niedergemetzelt, und unter den Mörderhänden der zuchtlosen Matrosen fand das junge bedauernswerthe Geschöpf einen schmählichen Tod. —

Als der Morgen grauete, trafen aus Cadiz und San Lucar Verstärkungstruppen ein; am Fort Matagorda wurden die Engländer, Kaper und Piraten, die sich mit den Resten der Flibustier des „Geyers" vereinigt hatten, so kräftig auf's Haupt geschlagen, daß sie sich auf das Meer zurückziehen mußten. Puerto lag bis auf die Forts, das Maurenviertel und den Ghetto in Asche. Der Gouvernementspalast war in die Luft geflogen; Lord Carweß hatte mit seinen Flibustiern die Kellereien vergeblich durchwühlt, und da auch dem Villagios das Geheimniß der verborgenen Schätze nicht abzuringen war, so hatte man ihn in die Pulverkammer gesperrt und eine Lunte an die aufgespeicherten Explosivstoffe gelegt. Den greisen Almahadi hatte bei der Nachricht von dem Ueberfall der Engländer der Schlag gerührt; unter den Trümmern des Palastes fand man späterhin seine Leiche, wundersamer Weise völlig unversehrt. Auf meine Veranlassung wurde sie in aller Heimlichkeit in das Haus meines Vaters gebracht, dort einbalsamirt und zu gelegener Zeit auf das Hochplateau „Aly Athar's Fluch" geschafft, wo wir sie der Erde übergaben.

Der Kunst eines maurischen Arztes verdankte es mein Vater, daß er die Folgen der Schreckensnacht von Puerto überstand. Er genas langsam, aber mit der alten Rüstigkeit war es vorbei. Ein treuer Freund an seinem Krankenbette war Selbitz; schweres inneres Leid mußte auch ih

verzehren, denn er war noch ernster geworden, und selten nur irrte ein melancholisches Lächeln über sein bleiches Gesicht, aber nie kam ein Wort der Klage über seine Lippen. Als Abu Tarik ihm von der großartigen Betrügerei des Villagios und von dem Doppelspiel des Lord Carweß erzählte, schüttelte er nur schweigend den Kopf, als widerstrebe es ihm, die Namen dieser Beiden auszusprechen. Einige Zeit nach dem Ueberfall Puerto's rüstete sich Selbitz zur Abreise. Am Abend vorher fand er sich noch einmal in unserem Hause ein, um Abschied zu nehmen. Beim letzten Händedruck überreichte ihm Abu Tarik einen jener drei Ringe, die er von Meno Almahadi erhalten hatte. „Nehmen Sie ihn als Andenken mit sich, edler und treuer Freund," sagte mein Vater, „als Andenken an mich und an die Schreckensnacht von Puerto, die mir den Glauben an die Menschheit und die seligste Hoffnung meines Lebens geraubt hat. Der Glanz des Maurenthums ist erloschen, und nimmer, nimmer wird die Zeit wiederkehren, da die Edelsten unseres Volks Einzug halten in die verwüstete Alhambra. Des Villagios' Schurkenstreich hat mir die Augen geöffnet: es war eine greisenhafte Thorheit, glauben zu wollen, daß das alte Reich neu erstehen könne. Das Gold Almahadi's mag ungehoben in seinem Verstecke verbleiben oder — praktischeren Zielen dienen! Lassen wir dem unerforschlichen Rathschlusse Allah's die Entscheidung — seiner Fügung möge es vorbehalten bleiben, in wessen Hände die Schätze des letzten Fürsten vom Stamme Boabdil's fallen sollen! Von den drei Ringen Almahadi's überreiche ich Ihnen, Freund,

den ersten; den zweiten wird Abu Bessam, mein Sohn, empfangen, den dritten irgend eine mir fernstehende gleichgiltige Persönlichkeit — am liebsten ein Feind, besäße ich einen solchen! So sollen die drei Ringe hinauswandern in die Welt. Dann erst, wenn das Schicksal die drei Ringe in eine Hand zusammenführt, wird das Versteck der Schätze Almahadi's geoffenbart werden. Wahren Sie den Ring, Freund Selbitz, verlieren oder vernichten Sie ihn nicht, und wenn Sie sich einst, was der Allmächtige noch lange verhindern möge, dem Tode nahe fühlen, so schenken Sie ihn schweigend dem, den Sie am meisten lieben!"

Selbitz steckte den Ring an seinen Finger, umarmte Abu Tarik und mich und schritt thränenden Auges zur Thüre. Wir haben ihn nie wieder gesehen.

Mein Vater blieb in Puerto, dieser Ort des Schmerzes war ihm theurer geworden als die Heimath im fernen Afrika. In stiller Arbeit verfloß das Jahr, der Winter zog in das Land. Da klopfte es eines Abends — der Vater und ich saßen beim Lampenscheine über die Bücher gebeugt — an die Thüre und herein trat ein Pilgersmann, ein fahrender Mönch in zerrissener Kutte, mit wüstem Haar und langem, auf die Brust herabhängendem Barte. Erschreckt erhob sich mein Vater — wie kam ein christlicher Beter in das verfehmte Haus des Mauren? Der Mönch war in den Lichtkreis der Lampe getreten und schlug langsam die Kapuze zurück — und im selben Augenblick stieß ich einen gellenden Schrei aus und riß zurückspringend den Säbel von der Wand. Lord Carweß war's, der da vor uns stand! Hoch in der Hand schwang

ich die Waffe, aber in jäher Verwunderung ließ ich sie sinken, als ich sah, daß der Mönch vor meinem Vater niederstürzte und seine Kniee umschlang. „Tödte mich, Knabe," stöhnte er, „tödte mich!" Ein ernster Blick Abu Tarik's befahl mir, die Waffe niederzulegen. „Bringe Brod und Salz, mein Sohn," sagte der Vater, „denn auch der Feind, der in Frieden zu mir kommt, soll in Frieden von mir scheiden." Widerwillig nur that ich, wie mir geheißen, und widerwillig nur tauchte auch ich gleich den beiden Anderen zum Zeichen des Gastrechts ein Stück Brod in das Salz und aß es. „Was es auch sei, das Sie im Kleide der Frömmigkeit zu mir führt," begann mein Vater von Neuem, „Sie sind mir willkommen, Lord Carweß, und vergessen sei, daß Sie einst an diesem gleichen Orte zu meinem Mörder werden wollten! Nehmen Sie Platz an unserem Tische!"

Reichlich strömten die Thränen über das verhärmte Gesicht des Mönches. Nur schwer ließ sich in diesem armseligen Bettler der kühne „Geyer", der einst den ganzen Süden Spaniens in Schrecken setzte, noch schwerer der vornehme Lord wiedererkennen. Es war eine lange, qual- und leidensvolle Geschichte, die er uns erzählte. An der verstümmelten Leiche Gwendolin's, seines einzigen Töchterchens, seines Abgotts, hatte ihn die Reue gepackt. Vom Gewissen gefoltert, hatte er als bettelnder Mönch ganz Spanien durchirrt, im Büßergewande, die Geißel am Gürtel. Nun wollte er noch weiter hinausziehen in die Welt, vorher aber Abschied nehmen von dem Orte, an dem er durch eigene Schuld sein Liebstes verloren, an dem

er am meisten gefrevelt. Mit dem zerknirschten, zerschmetterten Manne mußte selbst sein unversöhnlichster Feind Mitleid haben. Als der Büßer Abschied nahm, holte Abu Tarik den zweiten jener drei Ringe Meno Almahadi's aus seinem Versteck und trat mit ihm vor den Mönch. „Ehe wir scheiden, Lord Carweß, beantworten Sie mir noch eine Frage. Entsinnen Sie sich jenes Freiherrn v. Selbitz, den Sie hier in Puerto kennen lernten?" Ein heißes Roth trat in das Antlitz des Lords. „Ob ich mich seiner entsinne?" entgegnete er. „Ist es so leicht, den zu vergessen, dem man das schwerste Unrecht zugefügt hat?" Mein Vater nickte, seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen: eine große, unversöhnbare Feindschaft trennte Selbitz und Carweß, und diese Feindschaft war der Grund, daß der Lord den zweiten Ring Almahadi's aus Abu Tarik's Hand empfing. Bei dieser Gelegenheit theilte mein Vater Carweß auch die genaue Beschreibung des Weges nach dem Hochplateau „Aly Athar's Fluch" und dem Grabe Meno Almahadi's mit. Ich verstand den Zusammenhang dieser mir unnöthig erscheinenden Mittheilung mit dem Besitz der beiden Goldreifen erst, als im kommenden Frühjahr Abu Tarik schwächer und kränker wurde und der Tod, der sich längst in seiner wunden Brust eingenistet, sich zu melden begann. Um diese Zeit nämlich zogen wir gemeinsam an Almahadi's Grab und beteten dort für sein Seelenheil, für das unsere und für die Zukunft unseres Volkes. Zu Fuß wanderten wir dann weiter hinein in die Berge; mein Vater führte mich an jenen Ort, an dem die Schätze Almahadi's versteckt gehalten wurden, und hier

übergab er mir den dritten und letzten Ring des Königs Boabdil.

„Meine Tage sind gezählt," sprach mein Vater, „doch Du bist alt und erfahren genug, das Geheimniß zu wahren, dessen Träger Du fürderhin allein sein wirst. All' dieser unermeßliche Reichthum, der vor Dir ausgebreitet liegt, ist herrenloses Gut, und herrenloses Gut soll er bleiben, bis nach dem Willen Allah's über ihn entschieden worden ist. Abu Bessam, mein Sohn, willst Du im Glauben an den Ewigen und an seinen großen Propheten, beim Andenken Deiner Mutter und bei Deiner Liebe zu mir schwören, meinen letzten Willen treu und redlich zu erfüllen?" Die Stimme meines Vaters klang so ernst, so tönend und so feierlich bei diesen Worten, daß ich tief erschüttert in die Kniee sank und mit erhobenen Armen, nach Osten gewendet, den Eid wiederholte, den er mir vorsprach.

Ausführlich weihte Abu Tarik mich nun in das schnöde Spiel ein, das man mit ihm und Meno Almahadi getrieben und das mir bisher nur in vereinzelten Zügen bekannt geworden war. „Selten," so fuhr mein Vater fort, „ist eine Frevelthat mit größerer Feinheit erdacht und ausgesponnen worden. Mit blutendem Herzen habe ich mich zu der Ueberzeugung durchgerungen, daß die Hoffnungen, die ich im Herzen trug, eitel waren, und daß eine Verwirklichung jenes Planes, der mir vorgefabelt wurde, unmöglich ist. Ich will deshalb nicht, daß das Gold Almahadi's abermals eine Gefahr für uns werde, sondern will dem Höchsten die Entscheidung überlassen. Allmonatlich in der Vollmondsnacht sollst Du, Abu Bessam, wenn

der Tod mich von der Erde gerufen, am Grabe Meno's beten und sollst nie vergessen, zu dieser Stunde den dritten Ring Boabdil's bei Dir zu tragen. Dem aber, der auf „Aly Athar's Fluch" am Denkstein des letzten Maurenfürsten Dir jene beiden anderen Ringe Boabdil's überreicht, soll das Gold Almahadi's gehören, wenn er es zu Gunsten der Menschheit, für die Freiheit und Größe, für das Gute und Edle, für das Schöne und Hohe verwenden will. Der Freund und der Feind, Selbitz und Carweß, tragen die beiden Ringe in die Welt hinaus — Gott allein weiß, wem sie dereinst zufallen mögen! Fühlst Du Dich dem Tode nahe, so wünsche ich, daß Du das Geheimniß dem Aeltesten Deiner Familie hinterläßt, denn ich hoffe, Du wirst Dich dereinst vermählen, damit unser Stamm nicht aussterbe. Sollte dies aber nicht der Fall sein, so gib den Ring dem, der Dir am nächsten steht und dem Du am meisten vertraust. Hindern aber Krankheit, Gefangenschaft oder weite Reisen in entfernte Lande Dich, selbst die Wache zu übernehmen, so soll nur der, auf dessen Treue Du Häuser bauen kannst, Dein Vertreter am Grabstein Almahadi's sein. Für Dich selbst, der Du von mir erzogen worden bist, wird dies Gold keinerlei Lockung haben; tritt aber einmal der Dämon der Versuchung an Dich heran, so denke des Schwures, den Du mir geleistet hast."

Also sprach mein Vater zu mir. Damals begriff ich nicht, warum die aufgespeicherten Goldmassen dereinst einem Fremden zufallen sollten, erst in späteren Jahren ward es mir klar, daß des Vaters tiefe Menschenkenntniß ihn zu diesem Wunsche bestimmt haben mochte. Die Schätze

Almahadi's waren in seinen Augen nicht mehr ein Mittel zur Macht, sondern ein Mittel zum Untergange ... Als wir wieder zu Hause angelangt waren, legte Abu Tarik sich nieder. Drei Tage später weinte ich an seinem Todtenbette. — Das, Junker v. Krackwitz, ist's, was ich Ihnen zu erzählen hatte."

Krackwitz, der mit untergeschlagenen Armen in der Ecke des Divans lehnte, warf einen fragenden und forschenden Blick auf Gonzales.

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Mittheilungen," entgegnete er, „aber, Sennor —"

„Sie vermissen den Schluß," fiel Gonzales ein und es zuckte um seinen Mund, „den effektreichen Schluß meiner Geschichte: das tragische Motiv, das einen ehrlichen Menschen in einen Räuber verwandeln konnte! Gedulden Sie sich, Junker, auch das sollen Sie erfahren, damit Sie erkennen lernen, daß Diaz Gonzales wenigstens nicht — noch schlechter ist als sein Ruf ..."

Der Brigant stützte den Kopf in die Hand, aber ehe er in seiner Erzählung fortfahren konnte, öffnete sich die Thüre und Carmella trat mit erregtem Gesicht in das Zimmer.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Junker," stammelte sie in sichtbarer Verlegenheit, „ein Mann wartet im Garten und behauptet, er müsse Sennor Gomez in dringender Angelegenheit sprechen. Aber ich fürchte mich, ihn einzulassen — der Mann sieht so seltsam aus —"

Gonzales legte die Hand an den Mund. „Zanarelli," flüsterte er Krackwitz zu; „er bringt die Entscheidung!"

Der Junker sprang auf. „Laß den Fremden ein, Carmella,“ sagte er, „Du bist ein Hasenfuß, seit wann fürchtest Du Dich denn vor einem Boten des Alkalden?“

Das Mädchen erröthete und verließ das Zimmer. Eine bange Minute verstrich, während welcher keiner der beiden Männer ein Wort sprach. Endlich erklang ein fester Tritt im Vorflur, im Thürrahmen erschien die Hünengestalt des bärtigen Banditen, der sich Krackwitz auf „Aly Athar's Fluch“ als „Obrist Zanarelli“ vorgestellt hatte.

Er hob grüßend die Hand. „Frei!“ sagte er.

Krackwitz stieß einen Jubelruf aus und stürmte zur Thüre, um Mercedes und Pasquita zu rufen. Die beiden jungen Damen kamen ihm bereits entgegen und blieben stehen, als sie das geröthete, freudenüberglänzte Gesicht des Junkers sahen.

„Hans! Ist Nachricht gekommen? Ist der Herzog —“

„Frei — ja, er ist frei!“ rief Krackwitz und zog Pasquita an seine Brust.

Mercedes aber war leichenblaß in die Kniee gesunken, nur ihr Auge leuchtete verklärt, und ihre Lippe murmelte, während draußen ununterbrochen der Donner rollte: „Herr Gott, ich danke Dir!“

8.

Im Hafen von Genua herrschte ein reges Leben und Treiben, ein buntes Volksgewühl, das von Stunde zu Stunde wuchs. Auf dem blauen Meere schaukelten sich Kriegs- und Handelsschiffe, und die Flaggen aller Nationen grüßten von den Masten herab. Der Quai war mit

Menschen überfüllt, die zu Gruppen vereinigt heftig sprachen und gestikulirten.

Wetterwolken hatten sich am politischen Horizont gezeigt und drohten, sich über der Republik Genua zu entladen. Aus Corte und Ajaccio war die Nachricht eingelaufen, daß in Korsika, dem Schmerzenskinde der Republik, der helle Aufruhr ausgebrochen sei. Mit Aexten, Sensen und Winzermessern rotte das Volk sich zusammen und verlange nach Freiheit. Don Paolo Francesco Mariani, Marchese von Podovomo, der „Lieutenant“ von Corte, habe von dem hohen Rathe der Republik bereits Truppenunterstützung erbeten, ein blutiger Krieg gegen das „undankbare, störrische, trotzköpfige“ Korsenvolk stehe in Sicht.

Das war die alarmirende Nachricht, die ganz Genua in Aufregung versetzt hatte und die das ausschließliche Unterhaltungsthema der Hafenbesucher zu bilden schien. Nur die beiden Männer, die soeben schnellen Schrittes über den Platz eilten, um dann in die Strada Tavagna einzubiegen, hatten zweifellos andere Angelegenheiten zu erörtern, denn sie nahmen nicht einmal Notiz von dem bärtigen Steuermann, der einer Gruppe Neugieriger von der Rebellion in Ajaccio erzählte, deren Ausbruch der Sprecher selbst mitgemacht haben wollte.

„Wie gesagt, mein lieber Kapitän,“ fuhr der jüngere der beiden Herren, ein eleganter Cavalier von auffallend schönem Wuchs, im Verlauf seiner längeren Erörterung fort, „ich werde in meiner neuen Stellung als Gesandter Spaniens bei der Republik Genua oftmals Gelegenheit finden, Ihnen gefällig sein zu können, ich muß dann frei=

lich auch darauf rechnen, daß Sie mir entgegenkommen. Es kann Ihnen doch wirklich nicht schwer fallen, die kleine Bitte zu erfüllen, die ich Ihnen vorgetragen habe."

Der Andere strich sich mit der rothen, schwieligen Hand durch den fuchsfarbenen, struppigen Vollbart.

„Schwerfallen? Potz Backbord, ich habe in meinem Leben schwerere Dinge vollbracht," entgegnete er mit rauher Stimme. „Käm' es d'rauf an, ich entführte Ihnen den Kaiser von Marokko aus der Mitte seiner Haremsschönen. Nein, Don Pacheco, an Muth fehlt's mir nicht, aber ich finde, Ihr Angebot ist in Rücksicht darauf, daß mir der Galgen sicher, wenn das Unternehmen mißlingt, nicht hoch genug. Ich habe schwere Verluste erlitten, Don Pacheco, seit mir die verdammten Franzosen durch ihr Kaffeemonopol die Geschäftsverbindung auf Martinique und Bourbon zerstört haben, und ich kann Ihnen versichern —"

„Versichern Sie mir gar nichts!" fiel Don José dem Kapitän in die Rede. „Sie sind eine habgierige Seele, Wichmannshausen, aber da Sie doch unverbesserlich scheinen, so will ich mir Vorwürfe und Mahnungen sparen und mein Anerbieten um ein Dritttheil erhöhen. Sind Sie damit einverstanden?"

„Nicht ganz, ich hatte auf mehr gerechnet. Doch in der Hoffnung auf die später in Aussicht gestellten Gefälligkeiten mag es sein. Wo ist der Bursche zu finden und wie sieht er aus? Es wäre doch unangenehm, wenn ich einen Falschen erwischte!"

„Ich werde Ihnen den jungen Herrn selbst zeigen. Doch mein lieber Wichmannshausen, irr' ich mich nicht,

so war der Junker v. Krackwitz bei jener famosen Prügelei im Café ‚Zur Lilie‘ in Paris, wo ich der Ehre theilhaftig wurde, Ihre schätzenswerthe Bekanntschaft zu machen, auch anwesend!“

Der alte Seemann stieß einen wilden Fluch aus. „Krackwitz? Das spindelbeinige Landgewächs? Ha, Don José, nun geh’ ich mit noch einmal so viel Freude an die Ausführung Ihres Auftrags! Eine ganze Reihe von Jährchen liegt zwischen heute und jener Prügelei bei meinem armen Bruder, den nun auch schon der Teufel geholt hat, aber die Herren v. Krackwitz und Neuhoff, diese beiden adeligen Wiedehopfe, die mir mit ihren Bratspießen den ehrlichen Leib aufschlitzen wollten und denen der Karl Franz, mein Bruder, die Konzessionsentziehung zu verdanken gehabt hat, diese Beiden vergeß’ ich mein Lebtag nicht! Schwerenoth und kein Ende, es wird mir eine Wollust sein, das Junkerchen ein wenig zu foppen. Es ist Ihnen doch gleich, Don José, wo ich ihn hinbringe?“

„Vollkommen gleich, nur fort aus Genua! Es handelt sich um eine Liebesaffaire, Kapitän, bei der mir der Tölpel im Wege ist —“

„Verstehe mich auf dergleichen, edelster Don, brauche keine Einzelheiten! Mein Plan ist gefaßt, das Junkerchen soll bereuen, dem Kapitän Wichmannshausen einstmals den Kurs gekreuzt zu haben!“

Don José zog die Stirne kraus und schaute den Seemann von der Seite an.

„Kein Blut, alter Waschbär, verstehen Sie mich nicht falsch —“

„Papperlapapp, ich denke nicht daran! Werde mein Gewissen nicht unnöthig belasten! Aber Strafe muß sein, der Bursche soll einmal fühlen, was es heißt, unter meiner Gewalt zu stehen!“

„Schön, schön, Kapitän, ich sehe, Sie sind ein vernünftiger Mann, mit dem sich reden läßt! Nun hören Sie zu. Ich werde Gelegenheit finden, Krackwitz heute Abend zwischen acht und neun Uhr in das Gasthaus ‚Zur Palme von Sidon‘ zu locken. Die Kneipe liegt, wie Sie wissen, in einer ziemlich unsicheren und wenig belebten Gegend, es dürfte Ihnen und Ihren Leuten also leicht werden, den Junker zu überrumpeln und auf Ihr Schiff zu schleppen. Wann geht der ‚Ephemeros‘ ab?“

„Morgen früh acht Uhr.“

„Und wohin?“

Wichmannshausen lächelte verschmitzt. „Geschäftsgeheimniß,“ meinte er schmunzelnd.

„Eh bien, ich ehre derlei Geheimnisse! Fünf Minuten vor acht Uhr werde ich mich am Hafen einfinden; ist Krackwitz glücklich an Bord des ‚Ephemeros‘ untergebracht worden, so hissen Sie am Hinterdeck eine weiße Fahne auf. Das soll mir als Zeichen dienen. Entsinnen Sie sich der Persönlichkeit des Junkers noch genau?“

„So genau, daß ich ihn unter Tausenden herausfinden würde.“

Don José reichte dem Kapitän die Hand.

„Auf Wiedersehen, mein Lieber.“

Der neue Gesandte Spaniens beim hohen Rath von Genua eilte schnelleren Schrittes die Straße hinauf und

wandte sich dann, den leichten Staubmantel über die Schulter schlagend, der Richtung nach der Kirche San Lorenzo zu. In der Nähe dieses Gotteshauses, in einer schmalen, aber stark frequentirten Gasse stand das Hotel „Zum König von Frankreich", dessen Besitzer trotz des italienischen Namens Buffato ein geborener Pariser war, und dessen Gasthaus infolge dessen von französischen Touristen stark bevorzugt wurde.

Don José trat in das Hotel ein und gab dem Portier den Auftrag, Signor Buffato zu rufen. Der Besitzer des Gasthauses erschien nach wenigen Minuten und verbeugte sich unterwürfig vor dem Gesandten.

„Sie sehen, ich halte Wort, mein lieber Buvat, oder ist es Ihnen angenehmer, wenn auch ich Sie Signor Buffato titulire?" begann José mit spöttischem Lächeln; „ich komme mit einem kleinen, nichtssagenden Anliegen, dessen Erfüllung Ihnen jedenfalls eine besondere Freude bereiten wird. Aus der Fremdenliste habe ich erfahren, daß der Junker v. Krackwitz mit einer mir bekannten Donna —"

„Seiner Gemahlin," fiel der ehemalige Sekretär des Prinzen Cellamare und jetzige Besitzer des „Königs von Frankreich" mit Betonung ein.

José stutzte, dann lächelte er wieder.

„Nun ja, meinetwegen! Ich habe also erfahren, daß diese Herrschaften bei Ihnen abgestiegen sind. Da ich mich aus vergangenen Tagen her lebhaft für die besagte Dame interessire, so möchte ich gern ein Rendez-vous mit ihr haben. Herr v. Krackwitz wird heute Abend gegen acht

Uhr das Hotel verlassen und erst in einigen Tagen zurückkehren; Ihr Auftrag, mein lieber Buvat, besteht nun darin, etwa eine Stunde nach dem Fortgange des Deutschen der Dame mitzutheilen, sie möge sich nicht ängstigen, Herr v. Krackwitz komme erst morgen im Laufe des Vormittags heim, da er zu einer wichtigen Besprechung an Bord der ‚Thetis‘ geladen worden sei und den Hafenschluß versäumt habe. Sie müssen dafür Sorge tragen, daß die betreffende Dame das Hotel vor morgen früh nicht verläßt! Erinnern Sie sich, Signor Buffato, daß Krackwitz Derjenige war, der Sie zum Verräther an unserer Verschwörung gegen den Tyrannen von Orleans gemacht hat?"

„Ich erinnere mich dessen," entgegnete Buvat mit finsterer Stirn.

„Entsinnen Sie sich auch der Verpflichtungen, die Sie infolge dieser Verrätherei an jedes einzelne Mitglied jener Verschwörung bindet?"

„Auch dessen entsinne ich mich, Don Pacheco; Ihre Mahnung ist unnöthig, ich hoffe, Ihren Auftrag zu Ihrer Zufriedenheit ausführen zu können."

„Charmant! Sollte Ihnen meine Fürsprache in irgend einer Angelegenheit dienlich sein, so suchen Sie mich freundlichst auf."

Don José wandte sich zum Gehen, er zögerte aber und trat einen Schritt zurück, als er durch das Glasfenster der Thüre sah, daß zwei Personen, ein großer vornehmer Herr und eine tief verschleierte Dame, soeben das Haus verließen.

„Buvat, beim heiligen Jago, wer sind diese Beiden?"

„Zwei Fremde, Don Pacheco; der Herr ist ein Colonel Doracapiva und traf vorgestern Nacht ein, die Dame, seine Nichte, wie ich höre, ist erst heute Morgen angekommen und nennt sich Donna Yanez de la Sanabria.“

Der Gesandte schlug, als Buvat diesen Namen ausgesprochen, zum großen Erstaunen des biederen Hoteliers mit der Faust wuchtig auf den Tisch und stürzte dann aus dem Hause hinaus auf die Straße, eilte dieselbe aber in entgegengesetzter Richtung hinauf als die, welche der Colonel Doracapiva und seine Nichte eingeschlagen hatten.

Der Colonel hatte seiner Begleiterin den Arm geboten. Die Beiden schritten über die Piazza San Lorenzo durch mehrere Winkelgäßchen hindurch und traten schließlich in ein schmales kleines Haus der Via Risoletti. Ein Mann erwartete sie hier und führte sie schweigend durch den dunklen Flur und mehrere Zimmer in ein saalartiges Gelaß, dessen Fenster verhängt waren, das aber durch zahllose Wachskerzen blendend hell erleuchtet wurde. Nur wenige Personen befanden sich in diesem Raume: der Junker v. Krackwitz, Pasquita, Niko und — vor einem altarähnlichen Aufbau, auf dem zwischen zwei Armleuchtern ein Kruzifix stand — ein Priester in vollem Ornate.

Auf der Flucht, in aller Heimlichkeit, wurde der Liebesbund zwischen dem Herzoge v. Ripperda und Mercedes Yanez Sanabria vor dem Altare geheiligt! —

Die Ceremonie war bald vorüber, Pasquita, deren Eheglück auch erst seit Tagen zählte, schloß die bleiche junge Herzogin in ihre Arme, und Krackwitz drückte mit Herzlichkeit die Hand Ripperda's. Nie hatte der Junker eine

wärmere Zuneigung für den gestürzten Mann, in dem die Vergänglichkeit irdischer Größe sich zu verkörpern schien, empfunden, als in diesem Augenblick, nie eine größere Sympathie für Mercedes als jetzt.

Krackwitz verglich sein Geschick mit dem des Herzogs; Alles, was er Schweres erlitten und ertragen, lag in der Vergangenheit, rosig aber und friedevoll lachte ihm die Zukunft. Ripperda dagegen hatte das Glück, das die Welt gewährt, hinter sich, und zog in die Verbannung hinein, zog trüben, düsteren Tagen entgegen. Wer war der Beneidenswerthere? Der Hoffnungsreiche oder der, der die Hoffnungen seines Lebens in dem Lande zurückließ, aus dem man ihn undankbar und erbarmungslos hinausgestoßen? —

Als Ripperda, sein junges Weib am Arm, auf die Straße hinausgetreten war, tönte eine weiche, singende Stimme an sein Ohr.

„Korallen! Korallen! Kaufen Sie mir eine Korallenkette ab, Signore, kein Schmuck ist würdiger für den Hals einer schönen Frau, als das Geschmeide des Meeres! Sehen Sie hier, Eccellenza, blaßrosa, spottbilliger Preis, hier rubinenfarbige, hier weiße, das Seltenste und Kostbarste, das Schönste aber auch, das an Liguriens Küste aufzufinden ist! Prüfen Eccellenza gefälligst!"

Einer jener zahlreichen Hausirer, an denen Genua heute noch reich ist, ein schlanker Bursche mit braunem Gesicht, den Korallenkasten an einem gestickten Lederbande über die Schulter tragend, war dicht neben Ripperda getreten.

„Gehen Sie ruhig weiter," fuhr der Bursche flüsternd

fort, „und erschrecken Sie nicht: ich bin Diaz Gonzales. Schwere Wahl, Eccellenza, nicht wahr? Fühlen Sie diese Kette, federleicht und welcher Glanz, welch' Feuer! Geschäfte haben mich nach Genua geführt, Herr Herzog, da war's natürlich, daß ich mich Ihnen zu nähern versuchte, schon um mich zu überzeugen, ob Ihre Flucht gänzlich gelungen. Seien Sie auf der Hut, Herr Herzog. Don José Pacheco ist zum Gesandten Spaniens bei der Republik ernannt worden, und täuscht mich nicht Alles, so hat er Sie vorhin bei Ihrem Ausgang aus dem Hotel erkannt."

„Die Kette gefällt mir, mein Bursche, aber der Preis ist lächerlich hoch," entgegnete Ripperda laut, und leise fügte er hinzu: „Was habe ich von diesem Gesellen zu fürchten? Die Republik ist neutraler Boden, und wollte ich's, so könnte ich mich auch ohne Verkleidung, auch unter meinem Namen in der Stadt zeigen. Nur der ärgerliche Gedanke, Aufsehen zu erregen, hindert mich daran! ... Hundert Bajocci ist die Kette werth, aber nicht einen darüber!"

„Eccellenza werden doch nicht handeln — ein reicher, vornehmer Herr mit einem armen Handelsmann? Sie haben Recht, Herr Herzog, auf gesetzlichem Wege kann Ihnen Don Pacheco nicht schaden, aber auf ungesetzlichem! Ich war in der Nähe des ‚Königs von Frankreich', als Sie mit Donna Mercedes das Gasthaus verließen, und ich sah, wie unmittelbar hinter Ihnen Don Pacheco aus dem Hotel trat; ich fing den Blick auf, den er Ihnen nachwarf, dieser Blick sprach beredter als Worte! Nehmen Sie einen Rath an, Herr Herzog. Kehren Sie nicht nach dem Gast-

haus zurück, quartieren Sie sich in einem Orte der Umgegend ein und reisen Sie von dort aus weiter. Herr v. Krackwitz mag Ihnen Ihr Gepäck auf Umwegen nachsenden. Also abgemacht, Eccellenza, hier ist die Kette!"

Ripperda warf ein Geldstück in den Kasten des Hausirers und kramte dann noch einige Zeit zwischen den Korallen herum.

„Um meiner Gattin willen werde ich Ihren Rath beherzigen, Gonzales. Ihnen aber, unbekannter treuer Freund, sage ich meinen besten und wärmsten Dank für die aufopfernde Hilfe, die Sie mir geleistet haben. Vielleicht gibt mir das Schicksal einmal Gelegenheit, mich dankbar zu erweisen."

Der Hausirer schwenkte den Hut.

„Gott mit Ihnen, Eccellenza, und mit Ihrer Schönen!"

Die mahnenden Worte des Mauren waren nicht ohne Wirkung geblieben, sie hatten Ripperda stutzig gemacht. Fühlte er sich auch persönlich sicher auf Genua's Boden, so mußte er sich doch sagen, daß es Don José in seiner jetzigen Stellung leicht werden könne, ihm bittere Ungelegenheiten zu bereiten. Das aber mußte er vermeiden, schon um Mercedes' willen. Nach kurzer Rücksprache mit Krackwitz entschloß er sich deshalb, in einem dicht bei Genua gelegenen kleinen Orte vorläufig Rast zu halten und an einem der nächsten Tage von dort aus weiter zu reisen. Sein Plan ging dahin, sich zunächst in Holland mit seinen mißgünstigen Verwandten zu einigen und seine Besitzungen zu veräußern. —

Als Krackwitz mit seiner Gattin in das Hotel zurück-

kehrte, um die Angelegenheiten Ripperda's in möglichst wenig auffallender Weise zu ordnen, fand er dort einen Boten vor, der ihm ein wohlverschlossenes Billet überreichte.

„Von wem?" fragte der Junker verwundert, indem er kopfschüttelnd die eleganten Schriftzüge auf der Adresse betrachtete.

Der Ueberbringer zog die Schultern hoch. „Ich weiß es nicht, Signore," entgegnete er; „ein Herr beauftragte mich, den Brief im ‚König von Frankreich' abzugeben."

Krackwitz erbrach das Siegel.

„Mein verehrtester Junker," las er mit steigendem Staunen, „ich weiß nicht, ob Sie sich meiner aus der lustigen Zeit von anno 18 und 19 her noch erinnern? Wenn nicht, so denken Sie an die fidelen Abende zurück, die Sie zu Paris im Hinterzimmer des Kaffeehauses ‚Zur Lilie' verlebt haben, vielleicht fällt Ihnen dann meine Persönlichkeit wieder ein. Der Zufall hat mich vor Kurzem mit Ihrer Frau Tante, der huldreichen Regina Beaubuisson, zusammengeführt, und da derselbe Zufall mich heute in der Fremdenliste des ‚Königs von Frankreich' Ihren Namen entdecken ließ, so möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen in Bezug auf eben genannte Dame einige hochinteressante Mittheilungen zu unterbreiten. Wüßte ich, zu welcher Stunde Sie im Hotel zu treffen wären, so würde ich es mir nicht nehmen lassen, Ihnen meine Aufwartung zu machen; da ich indessen vermuthe, daß Sie wahrscheinlich nur des Nachts im Gasthause zu finden sind, so schlage ich vor, daß wir uns heute Abend acht Uhr in der ‚Palme von Sidon', Via Livornese, ein

Rendez-vous geben. Abgesehen davon, daß meine Mittheilungen, wie gesagt, von großem Interesse für Sie sein werden, drängt es mich auch, Ihnen nach langen Jahren wieder einmal die Hand drücken zu können. Also auf Wiedersehen, mein lieber Junker!

Ihr altgetreuer

Carus Schlieben."

Krackwitz faltete das Billet zusammen und steckte es nachdenklich ein. Er erinnerte sich eines Herrn v. Schlieben, mit dem er zur Zeit seines Pariser Aufenthaltes häufiger zusammengetroffen war, sehr wohl. Dieser Herr v. Schlieben stammte aus der Lausitz, war Garde-Offizier unter Friedrich I. von Preußen gewesen und hatte sich später abenteuernd in Spanien und Frankreich umhergetrieben, war auch als Mitbetheiligter an der Cellamare-Verschwörung kurze Zeit hindurch ein Gast der Bastille gewesen.

„Sieh, Pasquita, wie seltsam!" sagte der Junker und reichte, im Zimmer angekommen, seiner jungen Gattin das Billet Schlieben's. „In der ganzen Welt findet man Anknüpfungspunkte, Du mußt mir schon erlauben, Dich heute Abend auf eine kleine Stunde zu verlassen."

Pasquita hatte den Brief durchflogen und legte ihn schweigend auf den Tisch zurück. Eine tiefe Blässe war auf ihre Wangen getreten und das sonst so glückstrahlende Auge zeigte sich plötzlich umflort. Mit einer raschen Bewegung trat sie an Krackwitz heran, schlang ihre Arme um seinen Hals und lehnte den Kopf an seine Brust.

„Pasquita, mein Kind, was ist Dir?"

Die junge Frau schluchzte leise. „Verzeihe mir, Hans,"

flüsterte sie unter Thränen, „ein ahnungsvolles Angstgefühl schnürt mir plötzlich die Brust zusammen. Es ist thöricht, ich weiß es, aber ich kann mich seiner nicht erwehren! Schon vorhin, als ich hörte, daß Don Pacheco in Genua weilt, ging's mir wie ein Stich durch's Herz. Mußt Du der Aufforderung dieses Herrn v. Schlieben folgen, Hans?"

„Nein, Schatz, ich muß nicht, aber mein Himmel, ich verstehe nicht, wie Du das erbetene Rendez-vous mit Don José in Verbindung bringen kannst? Seit langen Monaten habe ich von diesem Menschen nichts mehr gehört, und ich glaube wohl, wir Beide sind froh, daß wir uns aus den Augen verloren haben! Schlieben ist mir auch nie eine sonderlich sympathische Persönlichkeit gewesen, aber das, was er mir über Tante Beaubuisson schreibt, reizt mein Interesse. Du entsinnst Dich, daß Frau v. Beaubuisson mich kürzlich aufgefordert hat, sie in Korsika zu besuchen. Der auf der Insel ausgebrochene Aufstand verbietet das nun, doch gerade deshalb ist es mir doppelt erwünscht, Näheres über die Tante Regina zu erfahren. Außerdem hoffe ich durch Schlieben Erkundigungen über den Baron Neuhoff einziehen zu können, den ich bisher vergeblich gesucht und mit dem ich noch Wichtiges abzumachen habe. Also sei nicht ängstlich, Kind, zu Deiner Beruhigung werde ich mir Niko heute Abend als Schutzknappen mitnehmen. Bist Du dann zufrieden?"

Krackwitz küßte sein Weib zärtlich auf die schwellenden Lippen, aber selbst diese Liebkosung konnte in Pasquita nicht das bange Gefühl dämmen, das sie beherrschte.

* * *

Don Pacheco wußte noch nicht, daß Pasquita und Krackwitz bereits vor dem Altare verbunden worden waren. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß der verhaßte Nebenbuhler sich in Genua aufhielt, war sein erster Gedanke der, ihm das Mädchen, das er mit aller Gluth der Leidenschaft liebte und das gewagt hatte, ihn zu verschmähen, durch List und Gewalt zu entreißen. Sein Plan war geschickt entworfen. Sobald Krackwitz durch Wichmannshausen bei Seite geschafft worden war, wollte er sich der vereinsamten und hilflosen Pasquita als „Beschützer" anbieten, und glaubte nicht daran zweifeln zu müssen, daß sie ihren Widerstand bald aufgeben würde.

Als ein günstiges Vorzeichen betrachtete José die kleine Episode, die ihn in dem Colonel Doracapiva den Herzog v. Ripperda hatte erkennen lassen. Von der Flucht des Herzogs aus Segovia war er durch seine Kuriere unterrichtet worden, er ahnte aber nicht, daß dieser gelungene Fluchtversuch der spanischen Regierung, die bisher vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, Ripperda als Staatsverbrecher hinzustellen, ganz gelegen gekommen war. Zwischen Genua und Spanien bestand kein Auslieferungsvertrag, Don José hatte also auch keine Befugniß, Ripperda gefangen nehmen zu lassen. Er glaubte aber, durch einen Gewaltstreich gegen den Herzog sich seiner Regierung zu verbinden, und harrte deshalb mit Spannung auf einen günstigen Augenblick, Ripperda in seine Gewalt bringen zu können. Seine Subjekte hielten den „König von Frankreich" seit Stunden umstellt, aber sie warteten vergebens auf die Rückkehr des Colonels Doracapiva und seiner Donna. —

In Begleitung Niko's brach Krackwitz am Abend nach der „Palme von Sidon“ in der Via Livornese auf. Hinter dem Glasfenster der Comptoirthüre grinste ihm das feiste Gesicht Bubat's nach, der sich wohl gehütet hatte, sich dem Junker zu erkennen zu geben, schon der traurigen Rolle halber, die er in der Cellamare-Verschwörung zu spielen gezwungen worden war.

Krackwitz kannte Genua nicht, er mußte also mehrfach fragen, ehe er in die Gegend der Via Livornese kam. Die Straße lag im winkligsten und schmutzigsten Theile des Armenviertels, und kopfschüttelnd gestand der Junker sich zu, daß Schlieben einen eigenthümlichen Ort für das Rendezvous gewählt hatte. Unwillkürlich fühlte er mit der Hand nach der Brust, wo er seine Pistolen versteckt trug und wo das Herz ihm auf einmal in eigenartig beängstigender Weise zu schlagen begann. Nicht Furcht war's, die über ihn kam, aber das gleiche bange Ahnungsgefühl, gegen das Pasquita sich so vergeblich gewehrt hatte.

„Ist Dein Degen scharf, Niko?“ fragte Krackwitz. „Bei dieser Dunkelheit kann man nicht wissen, was passirt.“

„'ne verdammte Gegend!“ brummte Niko. „Die Straßen sind so eng, daß man kaum nebeneinander gehen kann, und von Pflasterung keine Spur! Die Schneide ist scharf, Jungherr, zu nahe soll mir Niemand kommen — he, hollah, Platz gemacht!“

Der letzte Ausruf galt einem stämmigen Matrosen, der soeben aus einer Taverne getreten war und Niko angerannt hatte.

„Mach' selber Platz, Himmelhund,“ schrie der zweifel-

los Angetrunkene, „glaubst Du, die Welt sei für Dich allein geschaffen?"

„Das Land für mich und für Dich das Wasser, Du Seebär!" lachte Niko. „Scheinst Dir freilich nur etwas aus gebranntem Wasser zu machen! He — bleib' einmal stehen, kannst Du uns sagen, wo die Via Livornese liegt?"

„Rechts herum, und Du bist d'rin! Siehst Du das Licht drüben an der Ecke? Das ist die ‚Palme von Sidon', wo man noch ungefälschten Malvasier zu trinken bekommt, und dort fängt die Via Livornese an."

„Danke schön, wir wollen den Malvasier in der ‚Palme' erproben!"

Niko hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als er einen gurgelnden Schrei ausstieß und zu Boden stürzte, ein schwerer Schlag mit einem stumpfen Instrumente war ihm über den Hinterkopf versetzt worden.

Blitzschnell hatte Krackwitz sich umgewendet und die Pistole aus dem Wamms gerissen, ein Schuß krachte — dann fühlte sich der Junker von kräftigen Fäusten gepackt, ein Knebel wurde ihm in den Mund geschoben, ein Sack über den Kopf gezogen, und zwei Minuten später war es in der Straße wieder vollkommen ruhig.

Vor der zusammengebrochenen Gestalt Niko's aber kniete ein Mann in rother Blouse, einen Hausirerkasten über der Schulter, und versuchte den Verwundeten aus seiner Ohnmacht zu erwecken.

* * *

Es war am nächsten Morgen. Ueber das Meer huschten schneeweiße Nebelstreifen wie Mövenschwärme, und am

Himmel trieben bleifarbene Wolken ihr Spiel. Durch die Luft ging ein feuchtes Rieseln, die Sonne verbarg sich, es war trübe und kalt.

Trotz des ungünstigen Wetters und trotz der frühen Stunde herrschte am Hafen das alte lebhafte Treiben. Arbeiter, Fischer, Matrosen, Zollbeamte und Soldaten der Hafenwache — all' das wogte in emsiger Geschäftigkeit bunt durcheinander und alle Sprachen des Kontinents tönten just wie beim Bau des Thurmes von Babel zusammen.

Den Mantel eng um die schlanke Gestalt gezogen, den Filzhut tief in die Stirne gerückt, lehnte ein junger Mann an der Quaimauer und starrte hinüber nach einem der Schiffe, die sich auf den gischtgekrönten dunkelblauen Wellen hin und her schaukelten. Dicht neben ihm waren zwei Matrosen mit dem Theeren von Tauen beschäftigt und unterhielten sich dabei.

„Sieh', sieh'," sagte der Eine, „auch der ‚Ephemeros' hißt seine Segel auf! Dem Kapitän scheint's nicht recht gefallen zu haben in Genua, ich denke, der Landwein im ‚Enterhaken' ist ihm zu sauer gewesen!"

„Hölle und Teufel, was kann dieser Deutsche vertragen!" lachte der Andere. „Muß Pech in der Kehle haben, er sowohl wie seine Burschen. Hast Du bemerkt, Marco, wie freundschaftlich der Kapitän sich mit seinen Matrosen steht? Das duzt sich untereinander, als wären sie allesammt Brüder und Vettern!"

„Räuber sind's, Menschenräuber!" entgegnete der Erstere. „Der hohe Rath sollte nur wissen, daß der ‚Ephemeros' längs der afrikanischen Küste die Sklavenjagd betreibt,

dann hätt' er zum letzten Male in unserem Hafen vor Anker gelegen."

Der junge Mann an der Quaimauer zuckte leicht zusammen. Aus dem breiten Mantelkragen hob sein blasses Gesicht sich höher heraus und sein dunkles Auge heftete sich starr auf den „Ephemeros", an dessen Besanmast langsam eine weiße Fahne emporstieg.

Der junge Mann wandte sich kurz um und schritt über den Hafenplatz.

„Bah," murmelte er in halblautem Selbstgespräche vor sich hin, „geht's mich etwas an, was der Kapitän mit dem Junker beginnen wird? Im Sturme des Lebens geht der Besiegte unter — ich aber bin der Sieger!"

Die Gestalt eines Hausirers streifte dicht an dem jungen Manne vorüber.

Hatte der wandernde Krämer dessen letzte Worte gehört? Er blieb stehen und ein langer, glühender Blick folgte dem rüstig Vorwärtsschreitenden.

„Du irrst, Don José! Kein Sieger, als Gott allein — le galib ile Ala!"

Viertes Buch.

Durch Kampf zum Ziel.

1.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beschränkte sich Bab Asun, die Vorstadt von Algier, fast allein auf das Fort dieses Namens, das 1582 von dem

venetianischen Renegaten Hassan-Pascha erbaut und erst 1798 vom Dey Mustapha zu seiner jetzigen Gestalt vergrößert wurde. An derselben Stelle, an der sich heute eine Reihe von Palästen, Kasernen, Schulen, Hospitälern und anderen öffentlichen Gebäuden erhebt, standen um jene Zeit nur die Landhäuser einiger reichen Scheiks, die sich trotz der ziemlich häufigen Besuche spanischer und griechischer Seeräuber der wohlthuenden Nähe des Meeres halber hier angebaut hatten.

Die schönste und größte dieser nur aus Holzwerk, aber in dem üppig bunten, prunkhaften Styl maurisch-byzantinischer Baukunst aufgeführten Villen gehörte dem Janitscharen-Aga Sidi Hussein ben Mohammed, einem tapferen Soldaten und vielgepriesenen Diplomaten, von dem man wußte, daß er die rechte Hand des Dey von Algerien, des greisen und tugendreichen Abderrahman Corabdy war.

Das Landhaus Sidi Hussein's lag dicht am Fuße jenes pittoresk zum Meere vorspringenden Felsens, dessen Höhe die Befestigungen des Forts Bab Asun krönten, sein Garten aber erstreckte sich weithin am Gestade. Geschickte Hände hatten hier einen wahrhaften Zauberhain geschaffen. Ein wunderbarer Duft wehte von hier dem Meere zu, das dafür in heißen Tagen den Gärten des Hussein eine erfrischende Brise entgegenführte. Ostwärts konnte man in der Ferne deutlich die schneebedeckten Häupter des kleinen Atlas erkennen, die sich in klaren und scharf gezeichneten Umrissen vom tiefblauen Himmel abhoben.

Sidi Hussein hatte Besuch. Ein Fremder aus dem Abendlande, der mit einem Empfehlungsschreiben des Herr-

schers von Marokko vorgesprochen, hatte sich eine Audienz bei dem allmächtigen Aga erbeten. In einem großen, oktogonal geformten und nach muselmännischer Art prächtig ausgestatteten Gemach saß Sidi Hussein mit untergeschlagenen Beinen auf einem niedrigen Divan und ihm gegenüber sein Gast. Es war dies ein großer schöner Mann, dessen nordländische Abstammung trotz des gelb-rothen Turbans, des seidenen Kaftans und der Pumphosen unverkennbar war. Zwischen beiden Herren stand, da der Fremde die arabische Sprache nicht völlig beherrschte, der Dolmetsch, die einflußreichste Vertrauensperson vornehmer muselmännischer Häuser, Griffel und Pergamenttafel in der Hand.

„Ich habe keinen Grund, an dem zu zweifeln, was Du mir sagst, Fremdling," nahm Sidi Hussein nach einer längeren Auseinandersetzung seines Gegenüber das Wort, „ich glaube aber, Du verkennst die Verhältnisse. Die Souveränität, die der Sultan über unser Reich ausübt, ist seit dem Tode Baba Aly's nur noch eine formale; wenn Korsika früher oder später unter türkische Oberhoheit kommen sollte, so wäre das also kein so großer Vortheil für uns, wie Du glaubst, wenn ich auch nicht verkenne, daß dieser Umstand den mohammedanischen Mittelmeerstaaten ein gewisses Uebergewicht über die christlichen zu verleihen im Stande wäre."

Auf der hohen und intelligenten Stirne des Fremden zeigte sich eine Wolke des Unmuths.

„Offen gestanden, Sidi Hussein," entgegnete er, „ich habe gehofft, mehr Entgegenkommen mit meinen Plänen bei Dir zu finden, als es der Fall ist. Die Aequivalente,

die ich Algier zu bieten vermag, falls es mir durch Waffenunterstützung hilft, mein Unternehmen zum glücklichen Ende zu führen, sind keine geringeren als diejenigen, mit welchen ich mich der marokkanischen Regierung dankbar zu erweisen hoffe. Kaiser Muley Abdallah und Osman Pascha haben sich aber ungleich vertrauensvoller gezeigt, als Du. Lassen wir das Gespräch fallen. Der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, wo Du erkennen wirst, daß es besser gewesen wäre, Dich mit mir zu verständigen, als mich schroff abzuweisen. Ich glaube, die Kreditive des Sultans und des marokkanischen Kaisers, die Empfehlungen Osman Ripperda's, Ragoczy's, Bonneval Achmed Pascha's und anderer bedeutender Feldherren, sowie endlich die Beglaubigungsschreiben Costa's, Giafferi's, Hyacinth Paoli's und der übrigen Häupter der korsischen Propaganda sichern mich vor dem Verdacht, ein abenteuerlustiger Projektenmacher zu sein."

„Jung' Blut — heiß' Blut," lächelte der Aga, als der Dolmetsch ihm die zornige Apostrophe des Fremden wiedergegeben hatte. „Ich mißtraue Dir keineswegs, mein Freund, aber ich bin auch nicht leichtsinnig genug, Dir Versprechungen zu geben, die ich vielleicht nicht erfüllen kann. Der Dey ist alt und gebrechlich, sein Tod kann täglich erwartet werden — und ich weiß noch nicht einmal, wer dann an die Spitze des Reiches treten wird."

„Wunderbar genug, Sidi Hussein, daß Du das nicht weißt, wo so ziemlich alle Welt sich darüber klar ist! Wer hat den Dey zu wählen, als der Divan und die Janitscharen, und wer führt den Vorsitz im Divan, wer ist das Haupt der Janitscharen? Du, Sidi Hussein, und

kein Anderer als Du wird den Thron Algeriens besteigen, wenn Corabdy die Augen geschlossen hat! Du weißt das selbst auch am besten. Doch, wie gesagt, ich kam her, Dir die Freundeshand zu bieten, nicht um Deine Gunst zu erbetteln! Nun etwas Anderes. In Mequinez erfuhr ich, daß Du vor Jahresfrist oder darüber von einem deutschen Sklavenhändler einen Gefangenen gekauft hast, der ein Landsmann von mir ist. Würdest Du geneigt sein, diesen Mann freizugeben?"

„Darüber ließe sich sprechen. Wie soll der Sklave heißen?"

„Ich weiß nicht, welchen Namen er unter Deinem Gesinde führt; in seiner Heimath nannte man ihn Hans Kaspar v. Krackwitz."

Sidi Hussein winkte dem Dolmetsch, den Sklavenaufseher zu rufen. Derselbe erschien, warf sich platt auf den Boden und berührte den Teppich mit der Stirne. Sidi Hussein ließ sich noch einmal den für eine orientalische Zunge schwer auszusprechenden Namen des christlichen Sklaven wiederholen und forderte dann von dem Aufseher Aufklärung über diesen, die auch sofort gegeben wurde.

„Dein Landsmann, Freund," wandte der Aga sich an den Besucher zurück, „gehört zu meinen Lieblingssklaven. Kara Risa hat sich mein Vertrauen in so hohem Grade erworben, daß ich ihn zu meinem Chasinedar (Privatschatzmeister) gemacht habe. Ich verliere ihn ungern, Dir zu Gefallen aber will ich ihn frei geben! Ich möchte nicht, daß Du in Grimm und Aerger von mir scheidest. Gegen Rückzahlung der Kaufsumme — zehntausend Piaster, irre

ich nicht — steht Kara Nisa zu Deiner Verfügung; Du magst Dich mit Ahmed Jenidsche, dem Ober-Eunuchen, in Verbindung setzen."

Der Aga winkte mit der Hand als Zeichen, daß er die Audienz als beendet anzusehen wünsche. Der Fremde verneigte sich kurz und ohne die ceremoniöse Art muselmännischer Etikette, und verließ dann das Gemach. Draußen ließ er den Ober-Eunuchen durch den Dolmetsch bitten, ihm zunächst eine Rücksprache mit dem Chasinedar des Aga zu gestatten, da von dieser der Rückkauf des Sklaven abhängen werde. Der Fremde war vorsichtig genug, seine Bitte an den Aufseher durch einen vergoldeten Händedruck zu begleiten, und demzufolge zeigte Ahmed Jenidsche sich auch ohne Weiteres bereit, dem Anliegen des Gastes nachzukommen. Der Herr im gelb-rothen Turban wurde in den Theil des Gartens geführt, der auch Fremden zugänglich war, und mit der Versicherung allein gelassen, Kara Nisa werde sofort erscheinen.

Kurze Zeit darauf kam vom Landhause her ein schlanker, hochgewachsener Mann den Fußweg herauf. Er trug einen Burnus aus grober weißer Wolle, weite Beinkleider aus dem gleichen Stoffe, die an den Knöcheln zusammengebunden waren, und kurze gelbe Lederstiefel. Sein Gesicht war glatt rasirt und von der Sonne gebräunt, die Züge waren vornehm und edel, aber die Wangen schmal und die blauen Augen dunkel umschattet. Das Haar trug der Ankömmling kurz geschnitten, sein Haupt war unbedeckt.

Er war nur noch wenige Schritte von Sidi Hussein's Gaste entfernt, als der Fremde, durch die nahenden Schritte

aufmerksam gemacht, sich plötzlich umwendete. Der Ankommende stutzte und blieb stehen, trat dann noch einen Schritt weiter vor und legte die rechte Hand als Sonnenblender über die Augen. Sein Gesicht wurde auf einmal leichenblaß, der Blick erstarrte förmlich, der ganze Oberkörper zuckte wie unter einer elektrischen Berührung und die Lippen öffneten sich langsam zu einem wilden Schrei:

„Neuhoff . . .!“

Mit raschem Sprunge war der Andere an der Seite des Sklaven und hielt dessen Hände an den Gelenken umspannt.

„Ich bin es, Krackwitz, ja, ich bin's, aber nicht mehr Ihr Feind von ehemals, sondern Ihr Freund! Befreien will ich Sie von dem entehrenden Joche, das auf Ihnen lastet, will Sie zurückführen in die Heimath, damit ich sühnen kann, was ich einst an Ihnen gefrevelt! Aber nun dämpfen Sie Ihre Stimme — ist's auch die Sprache des Vaterlandes, in der wir miteinander verhandeln, so bleibt es doch immer möglich, daß der glattzüngige Dolmetsch uns hört und versteht. Das aber will ich nicht!“

Unter dem rauhen Kleide hob sich schwer athmend Kara Nisa's Brust, es klang fast wie ein Röcheln. Zu antworten vermochte er nicht, allzu mächtig durchtobte der Sturm seine Seele. Der da neben ihm stand, gehörte nicht auch der zu den Vernichtern seines Glückes? Tauchte nicht neben dem schönen, gleißenden Gesicht dieses Mannes ein bleicher Todtenkopf auf — glänzte an der zarten, aristokratischen Hand nicht ein gestohlener Ring? Selbst die moralische Erniedrigung, die qualvollen geistigen Leiden, die mannigfachen körperlichen Entbehrungen, die Krackwitz

als Kara Risa, als Sklave des Aga hatte durchkosten müssen, waren nicht im Stande gewesen, ihn die bitteren Stunden vergessen zu lassen, die ihm durch Neuhoff's hartherzige Selbstsucht bereitet worden waren. Und dieser selbe Neuhoff, an dessen Namen sich für den Schwergeprüften so trübe Erinnerungen knüpften, trat ihm nun plötzlich als Freund, nicht mehr als Feind gegenüber, dieser selbe Neuhoff sollte für ihn der Befreier werden — der Befreier, den in schlaflosen, thränenreichen Nächten der unglückliche Sklave sich so inbrünstig vom Allmächtigen erbeten hatte! —

Krackwitz strich sich mit dem weiten Aermel seines Gewandes über die glühende Stirne und trocknete damit zugleich die großen Tropfen, die jede seiner Poren füllten. Er zog die Hand zurück, die Neuhoff's Rechte noch immer umschlossen hielt.

„Ist's Wahrheit?" fragte er stockend. „Wahrheit oder — oder wieder Lüge?"

Mit dem Ausdruck ungeheuchelten Mitleids ruhte Neuhoff's Auge auf dem Aermsten.

„Ich verzeihe Ihnen diese Frage, Junker v. Krackwitz," entgegnete er, „sie ist berechtigt! Ich habe schlecht, unedel, niedrig an Ihnen gehandelt, ich bin mir dessen nur zu wohl bewußt. Aber beim Andenken meines Vaters schwöre ich Ihnen, Junker v. Krackwitz: ich spreche die Wahrheit! Ich will Sie in die Freiheit zurückführen und ich verlange keinen anderen Dank dafür, als das Versprechen Ihrerseits, mich bei einer großen und edlen Sache unterstützen zu wollen. Lassen Sie uns auf und nieder

schreiten, ich sehe, daß uns aus den Fenstern der Villa neugierige Augen beobachten!"

Neuhoff zog Krackwitz mit sich fort und eilte mit ihm unter den Schatten der Platanen, wo die Beiden vor unberufenen Blicken sicher waren.

„Zuerst in Kürze die Mittheilung," fuhr Neuhoff hastig fort, „was mich auf Ihre Spur gelenkt hat. Während meines Aufenthaltes in Mequinez wurde von marokkanischen Truppen ein Schiff gekapert, auf dessen gefährliches Treiben die Strandwächter längst aufmerksam geworden waren. Der Kapitän desselben befaßte sich nämlich mit dem Sklavenfang; er überfiel mit seiner Mannschaft die Ansiedelungen am Gestade, raubte, was ihm unter die Finger kam, und verkaufte dann seine unglücklichen Schlachtopfer anderorts. Die räuberische Gesellschaft wurde vor Gericht gezogen und nach kurzem Prozeß zum Pfahle verurtheilt. Aus Interesse wohnte ich den Verhandlungen bei und erkannte in dem Hauptschuldigen Ihren alten Freund, den Kapitän Wichmannshausen. Der Schurke hatte auch mich wiedererkannt und begann in seiner Todesangst auf mich einzustürmen, meinen Einfluß beim Kaiser zu seiner Begnadigung geltend zu machen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von Ihrem Schicksal, Junker, erfuhr, daß Sie auf Veranlassung des Don Pacheco durch Wichmannshausen in Genua geraubt, auf dem ‚Ephemeros' nach Algier geschleppt und hier an Sidi Hussein verkauft worden seien. Ihr trauriges Geschick war der Grund, daß ich mich für Wichmannshausen verwandte; ich hatte ihm versprochen, für ihn zu wirken, wenn er mir wahrheitsgetreu Ihren Aufent-

haltsort nennen wollte, und setzte auch durch, daß dem Elenden wenigstens der Tod am Pfahle geschenkt wurde. Mit abgeschnittenen Ohren jagte man ihn zum Lande hinaus."

Neuhoff brach ab und schaute auf Krackwitz, der stehen geblieben war und sich mit dem Rücken gegen den Stamm einer Platane gelehnt hatte. Mit der Spitze seines Stiefels scharrte er den heißen Sand auseinander und murmelte dabei dumpfe, unverständliche Worte vor sich hin.

„Don José also war's — Don José — und was trieb ihn dazu? Der Neid, die Rache, die — Eifersucht!" Krackwitz schnellte plötzlich empor und sein Auge blitzte wild. „Er haßte mich, weil Pasquita mich liebte, nicht ihn, und darum dürstete seine elende Seele danach, mich zu vernichten! O, Baron Neuhoff, wüßten Sie, was ich Alles habe ertragen, erdulden und erleiden müssen in diesen verhängnißvollen letzten Jahren, wahrhaftig, Sie würden mich bewundern, daß ich Kraft gefunden habe, weiter zu leben."

„Krackwitz!" — Neuhoff versuchte noch einmal die Hand Hans Kaspar's zu ergreifen — „glauben Sie mir, ich trage Ihnen eine warme und ehrliche Theilnahme entgegen, und ich bedaure tief, daß die Verhältnisse mich einst gezwungen haben, Ihnen als Feind gegenüberzutreten. Es ist sicher furchtbar, ein freies, sorgenloses Leben mit dem harten Drucke der Sklaverei vertauschen zu müssen, und ich staune vor dem physischen und geistigen Muthe, mit dem Sie dies unsagbar bittere Loos noch mannhaft genug ertragen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mädchenfreundschaft.

Novelle

von

Alma Weißmann.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war ein heißer Julinachmittag. Wolkenlose Bläue droben, fast unerträglicher Sonnenbrand auf den staubigen, dunsterfüllten Straßen der Hauptstadt. Selbst draußen in den entlegenen Theilen derselben, wo die Häuser nicht mehr einförmig und reihenweise, gleich wohlgedrillten Soldaten, neben einander stehen, sondern von hübschen Gärten umgeben, zum Theil mit wildem Wein umrankt, mit Freitreppen und Balkons geschmückt, jedem Luftzug freieren Zutritt gewähren, war die Hitze noch wahrhaft niederdrückend. Die Rückseite der meisten dieser villenartigen Gebäude lag freilich schon im Schatten, überall, wo dies der Fall, waren die Fenster weit geöffnet worden, und ganze Wellen sommerlichen Blumenduftes strömten von den Gärten berauschend in die Gemächer.

An einem solchen Fenster eines eleganten einstöckigen Hauses saßen vor einem Tische zwei junge Mädchen. Die eine von ihnen, eine hohe üppige Gestalt, mit unregelmäßigen, aber anziehenden Gesichtszügen, blickte mit ge=

senkten Augen hinunter auf die Blumen, die farbenprächtig auf den Beeten blühten, und auf dem jugendlichen Gesichte des vielleicht zwanzigjährigen Mädchens lag der Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit, während sie mit leiser, trauriger Stimme die Worte sprach: „Es ist das alte Lied! Du wirst sehen, Carella, ich werde es nie im Leben zu irgend Etwas bringen; ich habe überall Unglück, in meinen schriftstellerischen Versuchen, wie in ..." sie brach plötzlich ab und preßte krampfhaft die Lippen auf einander.

Ein leises, kaum merkliches Lächeln umspielte den hübschen Mund der anderen jungen Dame, die ein Päckchen loser Blätter in den schlanken, weißen Händen hielt und ab und zu ein paar Zeilen darin zu lesen schien.

„Weißt Du, daß die kleine Erzählung eigentlich ganz allerliebst ist," entgegnete sie endlich, als habe sie die wehmüthigen Worte der Freundin völlig überhört, „so originell und phantasiereich! Es ist wirklich schade, wenn das kleine Ding für alle Zeiten in Deiner Schreibtischschublade den Schlaf des Gerechten schlafen soll! Ich bin nämlich überzeugt, Auguste, er hat es gar nicht gelesen. Ein Glück nur, daß die Welt so weit und der Redakteure so viele sind. Darum versuche nur Dein Heil anderswo; endlich einmal glückt es doch!"

Die Worte waren in munterem Tone hingeworfen, und das runde, rosige Gesicht der Sprecherin blickte lächelnd zur Gefährtin auf. Es war ein auffallend hübsches Mädchengesicht, mit dessen hellem Teint und weichen Zügen ein Paar sehr dunkle, fast streng blickende Augen in seltsamem Kontraste standen.

Auguste schüttelte den Kopf. „Ich glaub's nicht mehr," erwiederte sie traurig, „jetzt hab' ich alle Hoffnung auf Erfolg verloren. Das war nun der dritte fruchtlose Versuch, zu weiteren habe ich wirklich keine Lust mehr."

„Du solltest Dich," warf Carella ein, „nach einem literarischen Vertrauensmanne umsehen, dessen Einfluß Dir von Nutzen sein kann."

„Ich wüßte unter meinen Bekannten Niemand," entgegnete Auguste nachdenklich, „der auch nur annähernd unter die literarischen Berühmtheiten gezählt werden könnte. Ich weiß wohl, daß Professor Behringer" — ein flüchtiges Roth bedeckte ihre Wangen, während sie den Namen aussprach — „selbst zuweilen schreibt, aber ihm möchte ich um keinen Preis auch nur eine Zeile meiner Dichtungen in die Hand geben!"

Carella lachte laut auf. „Von Deinen persönlichen Skrupeln ganz abgesehen, die mich an Deiner Stelle gar nicht geniren würden, ist der Professor in diesem Falle nicht unser Mann. Behringer mag ein ganz geistreicher Mensch sein, aber darauf wollt' ich wetten, daß noch keine Zeile von ihm gedruckt worden ist, für die er nicht mit gutem Gelde selbst gezahlt hat!"

Einen Moment lang flog etwas wie Aerger über Augustens Gesicht. „Ich weiß, daß Du mit Deinem Spotte nicht sparsam bist, liebe Carella, weder gegen mich noch gegen Andere. Wer, gleich Dir, von der Natur mit allen Gaben überschüttet worden ist, hat meistens mit den Schwächen und den Sorgen seiner Nebenmenschen wenig Mitleid."

„Nicht böse sein, Auguste!“ rief Carella bittend und streckte der Freundin die Hand entgegen. „Gewiß, ich habe Dir nicht weh thun wollen. Und was ist das für ein thörichtes Gerede! ‚Mit allen Gaben überschüttet?‘ Ja wohl, da fehlt doch so eine oder die andere! Ich bin nicht, gleich Dir, in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, sondern nur in einem sehr bescheidenen Wohlstand, der, wie ich fürchte, dereinst beim Tode meiner Mutter kaum mehr Wohlstand zu nennen sein wird; ich bin nicht gutmüthig, nicht liebenswürdig, und die natürliche Folge davon ist, daß mich außer meiner guten Mama und Dir auch nicht eine Menschenseele lieb hat.“

„Das ist Deine Schuld, Carella, gewiß, nur Deine Schuld! Wenn ich so hübsch wäre wie Du und dabei so verständig und gebildet, ich wollte es schon machen, daß alle Menschen mich lieb haben sollten. O wie glücklich ist ein schönes Menschenangesicht!“

„Du überschätzest in Deiner Bescheidenheit den Werth solcher Aeußerlichkeiten allzu sehr. Glaube mir, liebe Auguste, die beste Gabe, die das Schicksal seinen Lieblingen in die Wiege legt, ist ein gutes, warmes Herz, wie das Deine, das glücklich sein und glücklich machen kann.“

Das schöne Mädchen war ganz ernst geworden bei diesen Worten, und düstere Falten gruben sich in ihre sonst so klare Stirne. Sie fuhr hastig mit dem Taschentuche über das Gesicht und sagte: „Wie heiß es hier noch immer ist — ganz unerträglich! Bei solcher Temperatur sollte man wirklich gar kein ernsthaftes Gespräch führen,

und wir wollen uns auch das letzte Zusammensein vor der allsommerlichen Trennung nicht mit trübseligen Gedanken verbittern. — Also übermorgen wird definitiv abgereist, und Er kommt selbstverständlich auch auf das gelobte Eiland! Nun, mein Schatz, da gibt's dann wieder das alte ‚Hangen und Bangen in schwebender Pein', die Liebe wird oben auf sein in den nächsten Wochen, und die schöne Dichtkunst muß geduldig warten, bis die mageren Tage kommen, die ihr bei Dir wieder auf die Beine helfen. So ist's ja wohl seit einigen Jahren stets gewesen in Deiner heißgeliebten Sommerfrische?"

„Zum Theile wenigstens," erwiederte Auguste lächelnd, „meine alte Neigung zu Rudolph Behringer war freilich während des Inselaufenthaltes stets oben auf, wie Du Dich ausdrückst. Hat es denn überhaupt je eine Zeit gegeben, in der ich ihn nicht liebte," fuhr sie nachdenklich fort, „in der er mir noch nicht das Ideal von allem Großen, Guten, Schönen im Leben gewesen wäre? Ist es nicht schon immer so gewesen seit vielen, vielen Jahren, seit jenen längstvergangenen Tagen, als ich noch ein kleines Ding war, das die Gäste meiner Eltern auf die Kniee nahmen? Damals war es nur die enthusiastische Verehrung eines Kindes, nichts weiter, denn ich erinnere mich bestimmt, daß ich bei seiner Verheirathung keine Spur von Schmerzgefühl empfunden habe. Aber dann, Carella, bei dem Tode seiner schönen jungen Frau, da wurde mit einem Male aus der harmlos kindlichen Zuneigung die heiße, scheue, schmerzensvolle Leidenschaft des jungen Mädchens. Sieh', Carella, wenn ich hübsch wäre, wie Du,

Professor Behringer würde mir dann ganz anders gegenüberstehen, als mit der gleichgiltigen Freundlichkeit eines alten Bekannten. Und mit jenem Interesse, das man stets schönen Frauen entgegenbringt, müßte ihm ja auch längst die Erkenntniß für meine Liebe aufgedämmert sein! So aber wird er sie wohl nie erkennen, nie erkennen wollen. O Carella, Du mit Deinem kühlen Verstande und Deinem ruhigen Herzen wirst es nie verstehen, wie mich oft die Sehnsucht nach der Gegenliebe dieses Mannes überkommt, wie ein Sturm der Leidenschaft, wie eine Raserei! Und wäre meiner Seele Seligkeit der Einsatz, für den ich sie gewinnen könnte — beim Himmel, ich würf' sie hin!"

Die Freundin blickte prüfend zu ihr auf. „Wenn er Dich so sehen könnte, Auguste, mit der heißen Leidenschaft, die Dir aus den Augen funkelt und Dir die Wangen röthet, mit der dichterischen Begeisterung, die Deine Lippen plötzlich so beredt gemacht! Du bist nämlich wirklich eine geborene Dichterin, der es ein Gott gegeben, zu sagen, was sie leidet;" ein leiser Hohn klang bei diesen Worten aus Carella's Stimme. „Und das ist auch der Trost, den solche Naturen allezeit in sich tragen, daß da, wo der gewöhnliche Sterbliche nur einfach elend ist, sie sich noch berauschen können am Ausdruck des eigenen Schmerzes."

„Du spottest meiner," entgegnete Auguste, nach dem zurückgewiesenen Manuscripte deutend; „hier hast Du den Beweis vor Augen, daß es mit meiner dichterischen Begabung nichts ist! Aber auf ein paar kurze Wochen

wenigstens will ich den Aerger und die Enttäuschung, die ich darüber empfinde, zu vergessen suchen. Es ist so schön auf diesem kleinen Fleckchen Erde, das ich übermorgen wiedersehen soll, so unsagbar schön. Kennst Du jene Verse Viktor Scheffel's, die es verherrlichen:

Laß' Deinen Kahn nur treiben,
Allum ist's fein und schön;
Hier ist vom Weltenbauherrn
Ein Meisterstück gescheh'n,
Hier prangen Gottes Wunder
In still beredter Pracht ...
Fahr' ab, verfluchter Plunder,
Der elend mich gemacht!"

2.

Still, fast mit Tageshelle übergossen, lag die kleine Insel im weißen Mondenlichte; leise plätscherten die Wellen an die Uferkiesel, sanft rauschte der Abendwind in den Wipfeln der hohen Linden.

So, gerade so, voll Frieden und stiller Größe hatte Auguste die wohlbekannte Gegend in der Erinnerung getragen, so hatte sie noch gestern in ihrem engen, schwülen Zimmer in der Stadt Berge, See und Insel mit ihres Geistes Augen geschaut. Wie schön war dieser Abend! Er zauberte ihr die Erinnerung an viele vergangene Stunden ihrer fröhlichen Kindheit, an manche hier verspielte und verträumte Ferienzeit in's Herz zurück. So war es allzeit hier gewesen, so würde es wohl noch bleiben, viele, viele Sommer lang!

Dort, vor dem Inselwirthshause saßen wieder fast dieselben Gäste, wie jedes neue Jahr sie hier zu versammeln pflegte: die Geheimrathsfamilie aus Berlin mit ihren blassen, dünnen Theegesichtern und vornehm leisen Stimmen, die paar jungen Maler aus Nord- und Mitteldeutschland, dann der alte, bissige Photograph, eine verunglückte Künstlerexistenz, der sich aber trotzdem zur Zunft zu rechnen liebte, Herr und Frau Döring mit ihren beiden Töchtern, von welchen die Jüngere, die bildhübsche, schwarzlockige Klara, in ihrem Bräutigam der Insel einen neuen enthusiastischen Verehrer zugeführt hatte, und endlich Professor Rudolph Behringer mit seinen drei verwaisten Kindern, Augustens stillgeliebter, stillbewunderter Professor, mit dem bronzefarbenen Teint, den dunklen Augen und dem schwarzen Vollbart, in welchem schon da und dort ein weißes Haar verrätherisch bezeugte, daß die Zeit der Jugend für ihn längst vorüber war.

Rudolph Behringer gehörte sicher zu den begabten Menschen und war vielleicht sogar eine geniale Natur; nur daß das, was er bis jetzt im Leben erreicht hatte, mit seinen Fähigkeiten in keinem rechten Verhältniß stand. Lag die Schuld hievon an den Verhältnissen, in denen er gelebt, oder an ihm selbst, wer konnte dies sagen? Hätte er in seiner Jugend, frei von allen pekuniären Unzulänglichkeiten, seiner innersten Neigung folgen und Dichter werden können, so wäre es vielleicht besser für ihn gewesen. So aber, nur mit halbem Herzen seiner Professur lebend, hatte er seit Jahren seine freie Zeit zum Theil mit literarischen, zum Theil mit politischen Bestrebungen aus-

gefüllt, ohne in irgend einer Richtung Hervorragendes zu leisten, denn zwei Charakterzüge standen sich in seinem Wesen von je feindlich und sich gegenseitig paralysirend gegenüber: der heiße Ehrgeiz, unter seinen Zeitgenossen etwas zu sein und etwas vorzustellen, und eine gewisse Unbeständigkeit, ein Wankelmuth, der poetischen Naturen als verhängnißvolles Angebinde vom Schicksal so oft in die Wiege gelegt wird. —

Auguste Döring hatte sich endlich aus ihrer traumverlorenen Bewunderung des abendlichen See's losgerissen und war zur übrigen Gesellschaft zurückgekehrt. Freilich nur auf wenige Augenblicke, denn alsbald hatte ihre Schwester sie dringend an das kürzlich gegebene Versprechen gemahnt, ihr und ihrem Bräutigam allzeit eine willige Begleiterin sein zu wollen. Sie war daher jetzt den beiden Verlobten, die gern eine Mondscheinpromenade machen wollten, gefolgt.

Die jüngeren Herren, die an einem der Tische plaudernd und rauchend beisammen saßen, blickten dem Schwesterpaare nach.

„Ein bildhübsches Ding ist die Jüngere," meinte einer der Maler, „ein bildhübscher Kopf wenigstens. Die Gestalt ist noch entsetzlich eckig, und die junge Dame ist nach meinem Geschmack auch allzu groß; ich liebe kleinere Frauen!"

„Natürlich," entgegnete ein langer Berliner, der den vorigen Sprecher fast um Hauptеslänge überragte. „Gleich und gleich gesellt sich gern. Uebrigens haben Sie nicht Unrecht, mir wäre die ältere Schwester, trotzdem sie viel weniger hübsch ist, entschieden lieber. Sie hat Augen,

grau und glänzend, wie eine junge Bacchantin, und eine prächtige Gestalt. Was meinen Sie, Herr Professor?"

Professor Behringer hatte bisher schweigend der Diskussion über die Mitglieder einer ihm befreundeten Familie zugehört; er mochte nicht gerne abwarten, was noch weiter kommen würde, und stand auf, um hinunter an den See zu gehen.

Aber die letzten Worte des Berliners klangen ihm noch im Ohre. Hatte derselbe Recht? Rudolph wußte es nicht zu sagen, und als er sich, zum ersten Male vielleicht, Augustens Bild mit den Augen des Kritikers vor die Sinne führen wollte, da stand oder vielmehr saß sie plötzlich vor ihm am Wiesenrande, ihres Wächteramtes wenig eingedenk, auf der schwanken Stange der Umfriedung. Zum ersten Male blieb er nicht einzig und allein aus altgewohnter Höflichkeit an ihrer Seite stehen, um ein paar Minuten mit ihr zu plaudern.

„Sieh' da, mein Fräulein," sagte er, ihr zum Willkomm die Hand reichend, „die Würde einer Gardedame scheint nicht sonderlich nach ihrem Sinne! Das ist wahrhaftig sträflichster Leichtsinn, der das von den Eltern in Sie gesetzte Vertrauen schmählich zu Schanden macht. Wie denken Sie denn, daß diese beiden jungen Menschenkinder sich Ihre Abwesenheit zu Nutzen machen werden?"

„Ich habe die Folgen meiner Nachlässigkeit wirklich noch nicht so eingehend in Erwägung gezogen," erwiederte Auguste lächelnd; „ein paar Dutzend zwischen Verlobten ausgetauschte Küsse sind ja wohl im Grunde kein großes Unglück."

Professor Behringer sah hinunter auf die jugendliche Gestalt, die, vom weißen Mondlichte übergossen, im hellen, durchsichtigen Gewande auf der dünnen Stange, wie nach einem unhörbaren Rhythmus sich leise wiegend, vor ihm saß; wie viel klarer, wie viel durchgeistigter erschienen ihm heute ihre Züge, als sonst im warmen Sonnenschein; wie schimmerten Arme und Nacken durch das zarte Sommerkleid. Und die Augen, die er noch eben am Tische der jungen Männer hatte preisen hören, sie leuchteten in so geheimnißvollem Glanze, als hätten sie alle Mondesstrahlen in sich eingesogen. In so wonnige Frauenaugen hatte er noch nie geschaut — sie schienen ihm wie ein Gruß aus Elfenland.

„Sie halten Küsse bei Verlobten für kein großes Unglück?“ entgegnete er nach einer Pause heiter. „Mein liebes Fräulein, ich gehe noch weiter als Sie und lasse die hinzugefügte Beschränkung weg, um den Satz aufzustellen, Küsse seien überhaupt kein Unglück. Was meinen Sie zu dieser staatsgefährlichen Ansicht?“

„Ich habe wirklich so wenig Gelegenheit gehabt, mir in solchen Dingen irgend eine Meinung zu bilden, daß ich in der That nicht weiß, was ich darauf antworten soll; ich denke eben, für Einen liegt oft Gefahr und Unglück in dem selben Ding, das für den Anderen nur harmloses Spiel ist.“

„Sie haben das Richtige getroffen,“ antwortete Behringer nachdenklich; „in der Verschiedenheit der Individualitäten liegt die Gefahr, denn mit den Küssen geht es allzeit wie mit den Sternen am Himmel droben; erst

kommt ein einziger, ganz schüchtern blinkender, und dann kommen immer mehr, immer neue, unzählige! ... Doch nun stehe ich hier vor Ihnen," unterbrach er sich, plötzlich in scherzhaften Ton übergehend, „als alter, unverbesserlicher Träumer, versunken in philosophische Betrachtungen, während ich doch eigentlich von der Gesellschaft weg gegangen bin, um mich ganz ungestört in die Schönheit der Natur zu versenken. Statt dessen bin ich unvermuthet hier am Wiesenrand im Bereich einer blonden Nixe festgebannt geblieben! D'rum, liebe Nixe, seien Sie wenigstens so menschenfreundlich, den armen Festgebannten an Ihrem idyllischen Ruheplatz theilnehmen zu lassen."

„Ich fürchte, für uns Beide ist die dünne Stange wohl allzu schwach," sagte Auguste, langsam zur Seite rückend.

Die Worte sollten wohl ein leiser Versuch sein, Behringer's Verbleiben abzulehnen, ein Versuch, der unbeachtet blieb und auch nicht erneuert wurde.

„So, danke," sagte der Professor, neben dem jungen Mädchen auf der Umzäunung Platz nehmend. „Was meinen Sie, mein Fräulein, solch' Nebeneinandersitzen und Plaudern in mondburchleuchteter Einsamkeit ist doch ein anderes Ding, als ein im Gesellschaftszimmer steifleinen und alltäglich verbrachter Nachmittag! Hundertmal im Leben vermuthlich haben wir schon neben einander gesessen und nie daran gedacht, uns, so wie jetzt, zum Freundesgruß die Hand zu reichen. Wie mag das nur gekommen sein, Auguste?"

Er hatte während der letzten Worte wie von ungefähr ihre Hand ergriffen und hielt die schlanken, schwach wider-

strebenden Finger lächelnd fest. „Welch' ein gebrechlich zartes Ding ist solche Frauenhand!" fuhr er fort. „Der bloße Druck einer nervigen Faust genügte wohl, die weißen Glieder halb zu zerquetschen. — O, Sie brauchen nicht ängstlich zu zucken, liebes Fräulein, die Lust zu solcher Unthat wandelt mich ganz und gar nicht an! Hübsche Frauenhände sind ja nur zum Küssen da!"

Eine helle Blutwelle hatte bei den letzten Worten das bleiche Gesicht des jungen Mädchens überfluthet; mit einer hastigen Bewegung zog sie den Arm zurück, auf den, zum ersten Male im Leben, ein paar heiße, weiche Männerlippen einen flüchtigen Kuß gedrückt.

Rudolph Behringer lachte über ihr jähes Erschrecken. Sie wollte aufspringen, doch er hielt sie sanft am Arme fest und fragte heiter, ob sie denn von einem alten Manne, einem alten, langjährigen Freunde solch' harmlose Liebkosung so sehr indignire? Daran erkenne man die kleine Träumerin, die, in Büchern vergraben, vom Außenleben nichts wissen, nichts verstehen wolle.

„An was denken Sie denn eigentlich den lieben langen Tag, Auguste," fügte er hinzu, als sie sich endlich wieder zu ihm gesetzt hatte, „Sie haben so wenig ernste Pflichten im Leben, nur ein ungebundenes, sorgenloses Blumendasein, bei welchem die Gedanken allzeit ungehindert bald da, bald dorthin echappiren können. Noch eben vorhin, als ich zu Ihnen kam, hab' ich Sie hier im tiefsten Sinnen überrascht. Ihr Bild stand gerade vor meines Geistes Augen, als ich Sie leibhaftig vor mir sah. Und Sie, Auguste, an was haben Sie gedacht?"



O, wenn die Menschen doch wüßten, welch' Unheil oft ein harmlos, unüberlegt gesprochenes Wort verursacht! Es war dem Professor gewiß nicht in den Sinn gekommen, mit dem jungen Mädchen absichtlich zu kokettiren; nur die wunderbar schöne Sommernacht, die großartige Natur rings um ihn her hatte eine Seite seines Wesens vibriren gemacht, die sonst Auguste Döring gegenüber wohl stumm geblieben wäre. Er hatte ihr gesagt, daß er vorhin in Gedanken sich mit ihr beschäftigt habe, weil dies in der That zufällig geschehen war, wer konnte ihm daraus einen Vorwurf machen? Und doch wurden diese Worte schmerzbringend und verhängnißvoll für das unerfahrene, reine Mädchenherz an seiner Seite, das, seit Jahren eingehüllt in eine große Leidenschaft, traumverloren durch's Leben ging und von Liebesgetändel oder galanten Redensarten, die nichts bedeuten, kaum eine Ahnung hatte.

Eben vorhin noch hatte er an sie gedacht! Die Worte klangen wie Musik in ihren Ohren; sie war ihm also nicht so gleichgiltig, wie sie stets geglaubt, er liebte sie vielleicht, oder würde wenigstens für ihre heiße Neigung ihr dereinst ein wenig Gegenliebe schenken! Ein Wonneschauer zog bei dem Gedanken durch ihre Brust.

Sie schlug die schönen Augen voll zu ihm auf, als er seine Frage von vorhin wiederholte, und sagte leise, wie ein in's Verhör genommenes Kind: „Ich habe vorhin, Gott weiß, zum wie vielten Male, einen alten Traum geträumt."

„Natürlich," entgegnete Behringer lächelnd, „das thun wir Alle ja beständig, so bald wir nur fünf Minuten



ungestört uns selber überlassen sind; wer hätte nicht solchen Traum, mit dem er in müßigen Stunden spielte? Doch was für Gestalten sind wohl durch den Ihrigen gehuscht? Waren es Phantasiegebilde aus Elfenland oder Bekannte von Fleisch und Blut?"

„Ich bin in Feenkreisen doch nicht so befreundet, wie Sie zu glauben scheinen, Herr Professor; schon meine körperlichen Dimensionen qualifiziren mich nicht ganz für so ätherische Gesellschaft."

„Und kenn' ich wohl den Glücklichen, Auguste, der, wie Sie sagen, nicht nur vorhin, sondern schon so häufig von Ihren Gedanken Besitz ergriffen?"

Wie seltsam er sie ansah, während er diese Worte sprach! Wie er sich herunterbeugte und auf ihren tiefgerötheten Wangen das schlechtverwahrte Geheimniß ihrer Liebe las!

„O, lassen Sie uns zu Ende kommen mit diesem thörichten Beichtspiel!" flüsterte sie bittend in tiefster Verwirrung.

„Weshalb, Auguste? Wollen Sie mir denn nicht das Vergnügen gönnen, mein inquisitorisches Genie vor Ihnen glänzend darzuthun! Und dann, welch' poetischer Reiz liegt in solchem Frag- und Antwort-Spiel! Uns kühle, nüchterne Menschen weht es ja allzeit an wie Morgenduft und Frühlingshauch, wenn wir einen Blick thun dürfen in die Träume und Gefühle eines frischen jungen Herzens. Also gebeichtet, kleine Träumerin! Gehört der Betreffende schon längere Zeit zum Kreise Ihrer Bekannten?"

Das junge Mädchen nickte. „Seit vielen Jahren.“

Die letzte Frage aber, die Rudolph Behringer an sie stellte, sprach er mit erregter Stimme, leise, dicht an ihrem Ohr: „Bin ich’s, Auguste — bin ich’s?“

Im nächsten Augenblicke lag sie in seinen Armen, an seiner Brust. Wie es gekommen war, sie hätte es nicht sagen können! Sie glaubte nur, daß alles Glück, alle Wonnen eines ganzen Menschenlebens sich ihr zusammendrängten in den einen Augenblick, in dem sie die Hände um sein geliebtes Haupt schlang und mit bebenden Lippen dabei flüsterte: „Du bist’s!“

Und er, der ältere, kältere Mann, stand fast erschrocken vor solcher Leidenschaft, vor dem Sturme, den seine Fragen heraufbeschworen. Hatte er denn dies gewollt, durfte er sie denn in seinen Armen halten, ohne an diesem süßen Herzen ein großes Unrecht zu begehen? Und doch, war nicht der Augenblick zu schön, zu wonnevoll, um ihn mit einem kalt-vernünftigen Worte zu verscheuchen auf Nimmerwiederkehr?

Rudolph wußte, daß es seine Pflicht gewesen wäre, zu der schmiegsamen Mädchengestalt, die er in seinen Armen hielt, die mit leuchtenden Augen ihm in’s Antlitz sah, zu sprechen: „Flieh’ von dieser Stelle, Kind, denn ich liebe Dich nicht, liebe Dich wenigstens nicht so, wie Du verdientest, geliebt zu werden!“ Und doch sprach er die Worte nicht, sondern hielt Auguste fest an seiner Brust, und seine braune Hand glitt liebkosend über ihre heißen Wangen. Wieder und immer wieder küßte er sie auf Stirne, Augen und Mund und nannte sie sein liebes, armes Herz. Man

ist nicht immer stark genug, Liebesworte zu hören von reinen, frischen Lippen, ohne die kühle Ueberlegung zu verlieren. —

Wie viel Zeit mochte wohl verstrichen sein, seit die beiden Träumer am Wiesenrande bei einander saßen? Das laute Sprechen der Gäste vor dem Inselwirthshause war längst verstummt, kühler wehte der Abendwind vom See her, und am Uferweg vernahm man die ruhigen, zögernden Schritte des jungen Brautpaares, das nun endlich an die Heimkehr dachte. Auguste war aufgesprungen, um ihrer Schwester entgegen zu gehen, und auch Professor Behringer hatte sich hastig von seinem Sitz erhoben.

Beide ließen Klara's wohl nicht allzu ernst gemeinte Vorwürfe, die sich über die Saumseligkeit ihrer Gardedame bitter beklagte lächelnd über sich ergehen. Plaudernd und scherzend erreichte die kleine Gesellschaft das Gasthaus. Ein letzter, heißer Liebesblick flog aus Augustens Augen hinüber nach ihrem geliebten Freunde, dann traten die beiden Schwestern in ihr gemeinsames Schlafgemach.

Mit welch' jubelndem Entzücken Auguste jetzt diesen kleinen Raum betrat! Er erschien ihr nicht mehr armselig, unschön und winkelig wie heute Nachmittag, als sie ihn zuerst in Augenschein genommen; nun lächelte das Zauberlicht von Glück und Liebe in rosigem Schimmer rings um sie her! Es war ihr also doch vom Schicksal der höchste Wunsch erfüllt: Rudolph Behringer liebte sie; er hatte sie in seinen Armen gehalten und geküßt. Ach, ihre Lippen konnten das Geheimniß kaum verschweigen! Wohl zwanzigmal, während sie für die Nacht die Haare

flocht, war sie d'rauf und d'ran, zu ihrer Schwester zu sagen: „Bald werde ich nun auch Braut sein, Klara; heute Abend hab' ich's ihm gesagt, wie lieb ich ihn habe, heute Abend haben wir uns zum ersten Male geküßt; und morgen wird er die Eltern fragen, und die werden ein wenig brummen wegen der Stiefkinder und der großen Altersdifferenz, aber schließlich werden sie ihre Einwilligung doch geben müssen, denn dies ist ja Alles gleichgiltig, da ich ihn so lieb habe." Ja, dies Alles hätte sie sagen mögen, um den Klang der ausgesprochenen Worte selbst zu hören, um sich selbst zu überzeugen, daß all' die Seligkeit kein Traum sei, und doch drängte sie die Worte, die ihr unwillkürlich von den Lippen fließen wollten, stets zurück; es war nicht ihr Geheimniß allein, sie hatte kein Recht, es zu sagen, bevor er selbst es ausgesprochen haben würde vor aller Welt.

3.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, die ersten Morgenstunden waren längst vorüber, als Auguste, die mit dem Tagesgrauen erst eingeschlafen war, endlich erwachte. Die Schwester mochte wohl längst hinaus in's Freie gelaufen sein, denn wonnig wehte die Morgenluft herein zum offenen Fenster.

Die Küsse, die Auguste am vergangenen Abend gegeben und empfangen, das himmelhoch jauchzende Glücksgefühl, mit dem sie entschlummert war, die frohen Zukunftsbilder, mit welchen sie sich in ihren Träumen beschäftigt hatte — das war das Erste, was ihr zu Sinne

kam. Jetzt, im hellen Tageslichte, erschien ihr doch Alles nicht mehr in so ungetrübtem Glanze, wie während der Nacht. Eine leichte Bangigkeit überfiel sie bei dem Gedanken, Rudolph nun in Kurzem wiedersehen zu müssen, nach dem, was gestern zwischen ihnen vorgefallen. Und was würden wohl die Eltern sagen, wenn er nun vor sie träte? Und sie selbst, würde sie heute in der ruhigen Nüchternheit der Frühstunden ihm ganz so erscheinen, wie sie ihm gestern an diesem wunderbaren Abend erschienen war? Dann fiel ihr auf einmal haarscharf der Wortlaut ihres Gespräches wieder ein. Daß er sie liebe, aus vollem Herzen liebe, das hatte er kein einzig Mal gesagt! Aber hatte er sie nicht geküßt? Wie hätte er sie küssen dürfen, wenn er nicht heute im Laufe des Tages . . . nein, nein, es war thöricht, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln.

Zögernden Schrittes verließ sie endlich das Zimmer, zögernd trat sie vor das Haus an den Frühstückstisch der Eltern. Beruhigt erkannte es Auguste auf den ersten Blick, daß Vater, Mutter und Klara vorderhand noch von keiner großen Neuigkeit bewegt erschienen. Sie hatten Alle längst Kaffee getrunken und neckten nun das junge Mädchen als unverbesserliche Langschläferin; nur Frau Döring fand Auguste etwas bleich und müde aussehend und fragte besorgt, ob sie schlecht geschlafen habe. Sie klagte dann ihrerseits über die unbequemen Betten, an die man sich auf dem Lande immer erst gewöhnen müsse, und schließlich standen Alle auf zu einer morgendlichen Kahnfahrt, die Zuletztgekommene zu deren großer Erleichterung ihrem einsamen Frühstück überlassend.

Ein eigenes Gefühl hatte sie überkommen unter den forschenden Blicken ihrer Mutter, ein ihr bis heute völlig fremdes Gefühl der Beklommenheit. Auguste war von jeher in ihrem Thun nur wenig beschränkt gewesen; aber Heimlichkeiten hatte sie trotz alledem, oder vielleicht eben deshalb, vor ihren Eltern nie gehabt. Das lastete auf ihrer offenen Seele; nun, lange würde es ja wohl nicht dauern, vielleicht nur wenige Stunden!

Endlich — sie saß noch immer allein vor dem Hause — kam Professor Behringer vom See-Ufer her auf das Inselwirthshaus zugegangen. Auguste fühlte, wie ihr das Blut bei seinem Anblick heiß zu Kopfe stieg, wie ihr Athem förmlich stockte, und dennoch sah sie deutlich, daß er gleich ihr tief erröthet war, daß er in peinlicher Verlegenheit nach einer passenden Begrüßung suchte. War dies das Wiedersehen, das sie in der jüngstverflossenen Nacht jubelnd herbeigesehnt, waren sie denn heute nicht mehr dieselben, die sie gestern gewesen? Es lag wie ein Schleier über der Begegnung; das Mädchen wußte nicht, weshalb ein heißes, stechendes Schmerzgefühl plötzlich durch ihre Brust zog.

„Wollen Sie nicht mit mir kommen, Auguste, hinunter an den See, an irgend eine Stelle, wo ich ungestört und unbelauscht mit Ihnen sprechen könnte?“ Das waren die ersten Worte, die er zu ihr sprach; seine Stimme klang unendlich sanft und freundlich, nur nicht wie die eines Mannes, der eben jetzt der Erwählten das Geständniß seiner Liebe machen will.

Mechanisch stand Auguste auf und schritt an seiner

Seite schweigend den Weg entlang; nach wenigen Minuten hatten sie unter den überhängenden Zweigen der Uferbäume eine einsame Bank erreicht, ein willkommener Ruhepunkt für das junge Mädchen, das zitternd fühlte, wie die Entscheidung eines Lebens sich ihr nun nahe. Behringer blieb ein paar Schritte von ihr entfernt an einem Baumstamm lehnend stehen.

„Vor Allem habe ich Ihre Vergebung zu erbitten, liebe, liebste Auguste," begann er mit unsicherer Stimme, „daß ich, der alte Freund, mich gestern Abend so weit vergessen konnte, durch thörichte Worte und thörichte Handlungen in ihrem guten, jungen Herzen eine Erregung hervorzurufen, die sicher nur vorübergehend war, aber trotz alledem ein großes Unrecht meinerseits bekundet. Wollen Sie so großmüthig sein, mir zu verzeihen, daß ich mich von Ihren süßen Augen zu einer Thorheit habe hinreißen lassen, die entschieden ein Mißbrauch Ihres freundschaftlichen Vertrauens gewesen ist?"

In tiefstem Erstaunen hatte Auguste seinen Worten zugehört; als so großes Unrecht war es ihr nie erschienen, einmal ein Mädchen heimlich zu küssen, das man am nächsten Tag vor aller Welt zu seiner Braut erwählen will. Sie ergriff deshalb ohne Zögern die Hand, die er ihr bittend entgegenstreckte, und sagte leise: „Wie können Sie so reden, Herr Professor; Sie haben keine Verzeihung nöthig für eine Stunde, die mir sehr süß gewesen ist, die mir Erfüllung brachte für den einzigen heißen Wunsch meines Lebens, Ihnen es sagen zu können, daß ich Sie lieb habe, ach, unaussprechlich lieb!"

Erschrocken ließ Rudolph Behringer bei diesen leidenschaftlichen Worten die Hand des jungen Mädchens sinken und legte dann plötzlich, von tiefstem Mitleid ergriffen, sanft die Arme um ihre weiche, jugendliche Gestalt und flüsterte fast unhörbar: „Armes Kind, armes Kind, ich bin kein Mann für Dich! Was hätte ich zu bieten für Dein volles, warmes Herz, da das meine doch längst todte, kalte Asche ist? Was ich an Hingebung, an treuer Liebe je besessen habe, ist längst verausgabt, begraben mit meiner Jugendliebe, meiner todten Frau. All' die wärmeren Gefühle habe ich erschöpft in meiner kurzen Ehe; was übrig geblieben ist, Auguste, das ist nicht werth, einer reinen, guten Frau zu Füßen gelegt zu werden!"

Schon bei den ersten Worten hatte sich das junge Mädchen aus seinen Armen losgemacht; sie war zurückgetreten, leichenhafte Blässe überzog ihre Wangen, heiße, schmerzliche Thränen funkelten in ihren Augen. Und nun stand sie vor ihm, schweigend, als sei eine Zauberwelt vor ihr versunken für immer.

Was war nun geworden aus all' den frohen Hoffnungen, aus all' den Zukunftsträumen, die er erweckt hatte am verflossenen Abend! Sie hätte zu ihm sagen können: „Wie haben Sie es wagen dürfen, so mit mir zu sprechen, wenn dies Alles nicht mehr gewesen ist, als der momentane Einfall Ihrer Laune? Was hab' ich je gethan, das Sie dazu berechtigt hätte? Sie haben Recht, Ihr Benehmen war ein schmählicher Mißbrauch des Vertrauens, das ich, gläubig wie ein Kind, in Sie gesetzt habe!" Dies Alles hätte sie ihm mit vollem Rechte sagen

können, wenn sie ihn nicht geliebt hätte von ganzem Herzen, mit jener seltenen Frauenliebe, die langmüthig ist, Alles duldet, Alles hofft.

Wie aus einer Erstarrung erwachend, wischte sie endlich mit dem Taschentuch flüchtig die Thränenspuren von ihrem bleichen Gesicht und sagte ruhig: „Ich mag Ihnen wohl sehr thöricht und lächerlich erscheinen, daß ich ein paar Stunden lang habe glauben können, daß Sie mich liebten; vergeben Sie mir diesen Irrthum und lassen Sie das Vergangene vergangen sein. Es war ein Traum."

Sie wandte sich zum Gehen.

Er blickte ihr nach in bitterster Reue, in tiefstem Leid; fürwahr, an diesem Mädchen, das selbst in seiner schmerzlichen Enttäuschung die holde Anmuth, die unbewußte Hoheit so bewahren konnte, war nichts lächerlich und thöricht. Rudolph Behringer erschien sich klein an ihrer Seite, und unwillkürlich streckte er plötzlich die Arme nach der lieblichen Gestalt aus, unwillkürlich rief er bittend ihren Namen und flehte sie an zu bleiben: er sei zu offen gegen sie gewesen, er könne es nicht ertragen, ihr solchen Schmerz bereitet zu haben, nicht ertragen, in so häßlichem Lichte ihr zu erscheinen. Sie möge ihm verzeihen, Geduld mit ihm haben und ihm ihre Freundschaft nicht entziehen. Der Gedanke sei ihm so unnennbar süß, von einem guten Mädchen so geliebt zu werden.

Und Auguste blieb. Der weiche Klang seiner Stimme hatte sie zurückgehalten. Noch einmal leuchteten seine schwarzen Augen so nahe bei den ihren, als wollten die beiden Seelen dennoch in diesem Leben die Brücke zu ein-

ander finden. Sie hörte ihn leise fragen, ob nun ihre große Liebe mit einem Schlage gestorben sei, davongewirbelt in alle Winde? Und ihr Mädchenstolz bäumte sich bei dem Gedanken auf, Behringer könne glauben, sie hätte ihn nur bedingungsweise geliebt.

Sie sah ihm fest in die Augen und erwiederte ohne Zögern: „Leider bin ich keine von den leichtgefügten, beweglichen Naturen, die ohne Kampf und Mühe von ihres Herzens Neigung lassen können, oder die der Gegenliebe stets bedürfen, um ihre Leidenschaft wach zu erhalten. Ich habe Sie geliebt Jahre und Jahre lang, seit meinen Kindertagen; ich kann nicht plötzlich aufhören, es zu thun, weil Sie selbst kein Herz mehr zu verschenken haben. Wie soll ich Ihnen zürnen, daß Sie ehrlich auszusprechen wagen, was Sie fühlen? Nur früher hätten Sie es aussprechen sollen, nur gestern Abend schon, vor — vor —"

Auguste bedeckte ihr erglühendes Gesicht mit beiden Händen, und leidenschaftliches Schluchzen klang an Rudolph's Ohr.

Er versuchte ihre Hand zu fassen und flüsterte nur leise: „Vergib, vergib, Auguste; ich bitte Dich, vergib mir!"

Sie nahm die Hände vom Gesicht und sah ihn nur an, durch Thränen lächelnd; es war wie ein Sonnenblick nach einem Frühlingsgewittersturm.

„Ich habe schon vergeben," antwortete sie sanft; „es ist nicht Ihre Schuld, daß das höchste Menschenglück, die wärmsten Gefühle der Menschenbrust schon hinter Ihnen liegen, todt und verloren für alle Zeit. Und für mich, Rudolph, liegt darin vielleicht ein Trost, daß das, was

nicht mein werden kann, auch einer Anderen nie gehören soll; nicht wahr, Rudolph, niemals?“

Mit banger Frage blickte sie zu ihm auf. Er schüttelte nur stumm das Haupt, dann breitete er plötzlich die Arme aus und zog sie wie gestern an seine Brust.

Und während sie die heißen Männerlippen noch einmal flüchtig ihre Stirne berühren fühlte, seufzte sie tief. Eine flüchtige Sommernacht hindurch hatte sie geglaubt, daß das Schicksal es gut mit ihr gemeint und ihr einmal ein ganzes, volles Glück in den Schoß geworfen habe — Irrthum, schmerzensvoller Irrthum!

4.

Schöne Sommertage waren seit jenen leidvollen Morgenstunden für Auguste Döring unter wechselnden Gefühlen verstrichen. In der ersten Zeit freilich hatte es auf ihrer verdüsterten Seele wie ein Bann gelegen, es war ihr gewesen, als müßten nicht nur die Eltern und die Schwester, nein, auch alle übrigen Inselgäste es ihr von der Stirne lesen, was sie gesprochen und gethan. Was mußte Rudolph Behringer selber von ihr denken, was ihre Freundin, wenn sie es je erführe? Wie würde sie verächtlich die schönen Lippen krümmen, wie würden die dunklen Augen mit kalter Strenge auf ihr ruhen! Auguste konnte sich die Worte, ja den Ton von Carella's Stimme vergegenwärtigen, die ihrem Geständnisse folgen mußten.

Auguste hatte an Carella in den ersten Tagen ihres Inselaufenthaltes allerdings geschrieben; lieb und freundlich, wie immer, aber von dem einen großen Gefühl, das sie

jetzt beherrschte, stand keine Silbe in dem Briefe. Sie sagte, es sei schön und lustig hier auf dem Lande, und doch wehte aus ihren Zeilen ein Hauch tiefster Traurigkeit, der der Freundin nicht entging. Diese hatte Auguste schon in den ersten Tagen antworten wollen, war aber dann von Verwandten ziemlich unerwartet zu einer Rheinreise veranlaßt worden, und so schob sich eine Lücke von mehreren Wochen in die sonst so eifrige Korrespondenz der beiden Mädchen.

Endlich, endlich kam für Auguste die ersehnte Antwort, als sie eben an einem sonnenhellen Vormittage in Gesellschaft der übrigen Hausgenossen unter den Linden saß, in eifrigem Gespräche mit Professor Behringer, der erst diesen Morgen nach einer mehrtägigen Abwesenheit auf die Insel zurückgekehrt war. Er hatte in die Stadt gemußt zu einer politischen Parteiversammlung, dort eine Rede halten, allerlei Festlichkeiten über sich ergehen lassen, und war, wie er Auguste leise versicherte, herzlich froh, wieder hier zu sein; nicht der Natur wegen, für die er jetzt kein Auge habe, nur ihretwegen, ihretwegen ganz allein. Er habe in diesen Tagen so viel an sie gedacht, an all' ihre Liebe und Güte; es sei wie Sonnenschein für ihn gewesen, auf's Neue in ihre süßen Augen blicken zu dürfen.

Während das junge Mädchen seinen Worten lauschte, und frohe Hoffnung auf seine langsam erwachende Gegenliebe freudig ihr Herz erfüllte, brachte der Postbote Carella's Brief. Unter dem Lachen der Gesellschaft, die einstimmig behauptete, nun sei Fräulein Auguste beglückt für den ganzen Tag, stand sie auf, um in dem an der Rück-

seite des Hauses gelegenen, bei schönem Wetter völlig einsamen Gastzimmer die Zeilen jener vielgeliebten Hand ungestört lesen zu können. Dort saß sie nun am offenen Fenster und durchflog begierig die vier engbeschriebenen Seiten.

„In unserer Freundschaft liegt wirklich eine Art Hellseherei," murmelte Auguste lächelnd vor sich hin, als sie zu Ende war. „Vermuthlich würde ich ihr beim Wiedersehen doch Alles gebeichtet haben, aber bis heute habe ich doch gewiß kein Wort von dieser Angelegenheit verlauten lassen, und nun schreibt Carella genau so, als sei sie von den Vorgängen der jüngsten Wochen völlig in Kenntniß gesetzt, spricht eine Seite lang von Rudolph, der doch sonst nie in ihren Briefen figurirte, und wie sie von ihm in den Zeitungen gelesen habe. Was würde wohl Rudolph denken, könnte er diese Zeilen lesen, in welchen Carella seiner plötzlich so viel freundlicher, so viel milder gedenkt, als sonst ihre Art ist? Und was würde sie sagen, wenn ich ihr nun erzählte, daß ihre scherzhafte Vermuthung inzwischen Ernst geworden?"

Traumverloren hielt Auguste den Brief der Freundin noch in der Hand, als plötzlich vom Fenster her ein dunkler Schatten auf das Papier fiel, der sie jäh aus ihren Gedanken aufschreckte. Draußen stand der Professor und sah ihr lächelnd in's Gesicht.

„Noch immer vertieft in die Lektüre des ohne Zweifel äußerst lehrreichen Schriftstückes? Mit größerer Hingebung könnte kein Liebesbrief gelesen werden; ich sollte wirklich eifersüchtig sein auf die schöne Freundin. Bitte, lassen

Sie doch einmal sehen, was Ihr blonder Dämon Ihnen mitgetheilt hat."

Bei diesen Worten langte Behringer durch das offene Fenster nach dem Briefe in Augustens Schoß. Rasch abwehrend legte sie die Hand darauf und sagte: „Wir haben, so lange wir uns überhaupt gegenseitig schreiben, unsere Briefe nie Jemand lesen lassen. Das wäre gegen alles Uebereinkommen und obendrein ein Vertrauensbruch."

Die Weigerung klang zwar sehr sanft und freundlich, aber es war doch Rudolph gegenüber die erste Abwehr, das erste Versagen aus ihrem Munde. Das reizte ihn zu dringenderer Bitte.

„Seien Sie lieb, Auguste, und machen Sie um meinetwillen eine Ausnahme! Ihre beiderseitige Korrespondenz interessirt mich so ungeheuer, ich möchte jene kaltsinnige junge Dame zu gerne einmal im geistigen Negligé erblicken, denn man ist doch gewissermaßen ungeschminkt und unbefangen, wenn man an eine langjährige Freundin schreibt. D'rum bitte, geben Sie mir den Brief!"

„Ich kann es nicht thun, Herr Professor, weil es entsetzlich indiskret wäre. Hätte Carella in diesem Briefe einzig und allein meine Angelegenheiten besprochen, so würde ich nicht einen Augenblick zögern, ihn herzugeben; aber sie hat natürlich auch ihre eigenen berührt."

„Die wohl bei Ihrer Freundin nicht allzu komplizirt und mysteriös sein dürften," unterbrach sie Rudolph ein wenig ärgerlich; „Herzensangelegenheiten kommen bei Fräulein Werner doch kaum in Frage, denk' ich, und so haben Sie diese letzte Ausflucht jedenfalls nur ersonnen, um

meine Bitte unter einem plausiblen Vorwand abschlagen zu können. Das ist nicht freundlich von Ihnen, Auguste."

Eine leichte Gekränktheit klang aus Behringer's Stimme, und eine Wolke lag auf seiner Stirne. Um dieselbe zu verscheuchen von dem geliebten Haupte flog ohne weiteres Zögern aus Augustens Hand der Brief der Freundin hinaus zum offenen Fenster vor Rudolph's Füße, der sich zum Gehen gewendet hatte.

Er hob ihn lächelnd auf und kehrte zu Auguste zurück. Dankend reichte er ihr die Hand und begann vor ihren Augen das Streitobjekt rasch durchzulesen.

Ein Ausdruck entschiedenster Befriedigung flog über seine Züge bei jener Stelle, an der Carella in ziemlich schmeichelhaften Ausdrücken seiner zufällig gedachte. Das Lob aus ihrem Munde klang doppelt süß, weil es unvermuthet und noch dazu von einer Seite kam, die Männern gegenüber im Allgemeinen nicht für sehr enthusiastisch galt. Zögernd gab er nach einer Weile das Blatt zurück.

„Ein ganz reizend geschriebener Brief, Auguste, jeder Satz ein Epigramm; kein Mann dürfte sich eines so gewandten Styles schämen. Wie verschwenderisch hat die Natur die kleine Freundin doch eigentlich ausgestattet! Unglaublich, daß dies blonde Mädchen so gar nie auf den Gedanken kommt, Männern gegenüber ihre Macht auszuüben zu wollen! Selbst Leo Mosen, der von Frauen viel verwöhnte Don Juan, hat ihr kühles Herz nicht erobern können, vermuthlich weil er selber keines hat. Oder hat er's je erobert? Bitte, plaudern Sie doch ein wenig aus der Schule!"

„Nie, so viel ich weiß,“ entgegnete sie.

„Das freut mich; wahrhaftig, ich hätte es ihm kaum gegönnt!“

Die Worte waren nur leicht hingeworfen, vielleicht kaum bedacht, und doch fielen sie heiß und schwer auf Augustens Seele. Das runde, rosige Gesicht der Freundin, an das sie stets so gern gedacht, erschien ihr plötzlich als ein drohendes Phantom, das mit kalter Hand und kaltem Lächeln ihr Glück in Trümmer zu reißen drohte. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie nun auch zu allem anderen Leid den heißen Stachel der Eifersucht. Nicht allein um der paar letzten Worte willen, die ihm vorhin zufällig entschlüpft sein mochten; schon das warme Lob, das er Carella's Brief gespendet, hatte sie fast von seinen Lippen wie eine persönliche Beleidigung gefühlt.

Die Stunde, in der sie thöricht und schwach genug gewesen, diesen Brief ihm zu zeigen, war für sie Beide eine Schicksalsstunde gewesen.

Zornig nagte Auguste an der Unterlippe. „Ich hätte Ihnen den Brief nie geben sollen,“ sprach sie endlich mit funkelnden Augen; „daß ich's that, war noch viel mehr eine Thorheit, als eine Indiskretion. Nun werden Sie vermuthlich für Carella sehr zu schwärmen anfangen und sich wahrscheinlich auch einbilden, meine Freundin habe Ihrer allzeit in so verbindlicher Weise gedacht, was ihr bis heute nicht in den Sinn gekommen ist, niemals, ich versichere Sie!“

Behringer lachte. „Beruhigen Sie sich nur, liebe

Auguste, ich denke gar nichts von alledem. Und was das Schwärmen anbelangt, die Jahre sind für mich vorüber, leider, leider, daß sie vorüber sind!"

Auguste faltete den Brief zusammen und erhob sich; tiefe Gereiztheit zitterte in ihrer Stimme. „Das thut mir um Carella's willen sehr leid, deren Herzenswärme sich ja so herrlich dazu geeignet hätte, Ihnen einen neuen Liebesfrühling in die Seele zu zaubern."

„Ich dachte, Sie hätten Ihre Freundin lieb," entgegnete Rudolph ruhig. „Bis jetzt ist Ihnen nie genug geschehen zu ihrem Lobe —"

„Ich habe sie auch lieb von Herzen und mag Carella's Lob aus jedem Munde hören, aus jedem — nur nicht aus Ihrem!" Es klang wie Schluchzen durch die letzten Worte. Dann eilte sie die Treppe hinauf in ihr Schlafgemach.

Wo war jetzt das Gefühl jenes Glückes, jener unbegrenzten Seligkeit, mit dem sie diesen Morgen Professor Behringer bei seiner Rückkehr zum Willkomm die Hand gereicht, mit dem sie noch nachher all' seinen lieben freundlichen Worten zugehört! Heiße Tropfen drängten sich in des jungen Mädchens Augen bei der Erinnerung daran, dann stampfte sie zornig mit dem Fuße. „O Natur, warum hast Du mich nicht schön gemacht! Wär' ich's, so müßte ich nicht zittern, daß ein anderes Weib mir den Geliebten raubt, noch ehe ich ihn besessen; wär' ich's, so stünden Carella und ich uns jeder Zeit mit gleichen Waffen gegenüber, und ich würde ihn mir gewinnen. O, wär' ich all' den Jammer los, den mir mein eigen Herz bereitet, o wär' ich todt, o wär' ich todt!"

5.

Es war inzwischen Herbst geworden. Carella Werner saß allein in ihrem Zimmer; sie hatte dem Fenster den Rücken zugekehrt, und die hübschen Hände ruhten müßig in ihrem Schoße. Sie langweilte sich, langweilte sich ganz unbeschreiblich seit mehr als einer Woche. So viel Zeit war nämlich ungefähr vergangen, seit sie von ihrer Rheinreise nach Hause zurückgekehrt. Sie wußte kaum, was mit sich selbst beginnen während der entsetzlich langen Tagesstunden. Wenn doch wenigstens Auguste Döring schon in der Stadt gewesen wäre! Sie hatte in den letzten Tagen wohl geschrieben, ganz gegen ihre Gewohnheit nur ein paar kurze Zeilen, daß sie nun nächstens die Insel verlassen und nach Hause zurückkehren würde, aber bis heute war Auguste noch nicht heimgekommen.

Während Carella so darüber nachgrübelte, was die Heimkehr der Freundin wohl verzögere, ging plötzlich die Thüre auf, und Auguste stand vor ihr.

Carella war wie elektrisirt in die Höhe gesprungen. „Willkommen, Liebste,“ rief sie freudig, „endlich kommst Du wieder heim! Etwas brauner zwar, als Du gegangen, aber doch der liebste Schatz, den ich an diesem traurig-langweiligen Nachmittag hätte finden können. Gut, daß Du endlich da bist, ich war nämlich gerade am Verzweifeln.“

„Weshalb? Du hast doch nicht inzwischen irgend etwas Unangenehmes erlebt?“

„O ganz und gar nicht; das ist's ja eben, gar nichts hab' ich erlebt, nur Langeweile, tödtliche Langeweile!“

„Und die Reise, Carella, die schöne Reise?"

„Die Reise, du lieber Himmel, schweig' mir davon. Die Bäume waren grün und das Wasser naß und die Verwandten langweilige Philister. Sag' 'mal, war bei Dir auf der Insel das Wasser auch blos naß und die Bäume auch blos grün?"

Auguste erröthete ein wenig unter dem forschenden Augenpaar des Mädchens. „Ich weiß es wirklich nicht, Carella," entgegnete sie heiter, „ich hatte keine Zeit, sie besonders darauf anzusehen."

„Das ist ein gutes Zeichen; also sei so freundlich, mir recht genau Alles zu erzählen. Erstens, was waren für Herren da?"

„Du lieber Gott, Dich hätte wohl kein einziger von Allen interessirt. Ein paar unbedeutende junge Maler, ein paar alte Junggesellen und dann eben die früheren Inselgäste."

„Die alten Inselgäste! Liebes Herz, von ihnen wollt' ich eben hören. Was ist's zum Beispiel mit Professor Behringer? Du bist ja mit Deinen Mittheilungen außerordentlich zurückhaltend."

„Ja, siehst Du, Carella," erwiederte Auguste zögernd, „ich habe mir eigentlich in diesen letzten Tagen vorgenommen, auch Dir gegenüber von der Sache ganz zu schweigen. Allein Deine Gegenwart hat diesen Entschluß bereits wieder zu nichte gemacht. Ich weiß es sicher, Du wirst mir über meine unverzeihliche Dummheit sehr ernste Vorwürfe machen, die ich auch verdiene, aber es war doch so schön, daß ich's trotz aller Vorwürfe nicht wieder ungeschehen machen möchte."

„Um Gottes willen, Gustel, was hast Du denn eigentlich angefangen? Das Schlimmste wäre wohl, daß Du Dich gegen den Willen Deiner Eltern heimlich mit ihm verlobt hättest.“

Das peinliche Erröthen auf Augustens Wangen wurde immer intensiver; sie schüttelte energisch den Kopf. „Nein, das hab' ich nicht gethan, aus dem einfachen Grunde, weil er es gar nicht gewollt hat.“

„Nicht gewollt?“ fragte Carella in höchstem Erstaunen. „Ja, Auguste, was hat er denn gewollt?“

„Nichts,“ erwiederte sie tonlos; „nur ich thörichtes Geschöpf habe geglaubt einen ganzen Abend lang, daß ein junges Mädchen zu küssen und zu lieben jedenfalls dasselbe sei. Ich will ihm keinen Vorwurf daraus machen, Carella, daß es ihm nicht dasselbe gewesen, ich glaube, Männer denken in solchen Dingen anders, als wir Mädchen. Sie erfahren und erleben innerlich und äußerlich so viel mehr, als wir, wie könnte ihnen da die gleiche Reinheit und Frische des Gefühls erhalten bleiben? Rudolph Behringer ist vollkommen ehrlich gegen mich gewesen, immer, nur vielleicht nicht an jenem ersten Abend. Das heißt, er war es wohl auch da, ich habe ihn nur nicht recht verstanden. O, es war eine wunderbare Mondnacht, als wir uns zufällig trafen während unseres Spazierganges, und wir sind wohl Beide in dieser Stunde nicht ganz so ruhig und nüchtern gewesen, als im gewöhnlichen Alltagsleben. Da haben wir uns plötzlich zum ersten Male geküßt und Rudolph hat mir viel tolle Worte zugeflüstert, die mich mit unsagbarem Glück erfüllten, und die er nur

leider am nächsten Morgen sehr bereute, gesprochen zu haben. Und nun zanke mich, Carella, oder mache wenigstens ein mißbilligendes Gesicht; ich verdiene es."

Lächelnd schaute Carella in die glänzenden Augen des jungen Mädchens. „Was soll ich zu Dir sagen, mein armes Kind?" sprach sie leise, und ihre Stimme klang weicher als gewöhnlich. „Weltklug und nach landläufigen Begriffen tadelfrei war Dein Benehmen sicher nicht, allein was liegt daran! Sieh, Auguste, wenn ich in Dein leuchtendes Gesicht blicke, aus dem zum ersten Male das Glück erfüllter Sehnsucht abzulesen ist, möchte ich, aller Weltklugheit zum Trotz, Dir meine Hand auf Stirn und Augen legen, um den Abglanz dieses Glückes dort festzuhalten für alle Zeit. Wer weiß, was Besseres kommt?"

„Vermuthlich nichts," erwiederte Auguste; „was sollte auch für mich noch kommen? Heirathen werden wir uns nicht, weil Behringer der festen Ueberzeugung ist, daß mit dem Tode seiner Frau auch in ihm etwas gestorben sei, das kein Gott ihm mehr zurückzubringen vermag. Du meinst, das klänge nicht sehr schmeichelhaft für mich?" fuhr sie ein wenig ängstlich fort und blickte verlegen in Carella's plötzlich verdüstertes Gesicht.

„Du verstehst in meinen Mienen sehr wohl zu lesen," sagte Carella mit schonungsloser Offenheit.

„Ja wohl, Liebste, wie sollt' ich nicht? Kenne ich doch jede Linie, jedes Fältchen Deines Gesichtes. Aber sieh, eben weil ich weiß, daß Rudolph Behringer im Leben überhaupt kein Weib mehr lieben wird, mehr lieben kann, eben darum bin ich zum Theil getröstet. Die Stelle, die

ich so gerne eingenommen hätte, bleibt wenigstens für immer leer! Was er aber an warmer Sympathie, an freundschaftlicher Zuneigung noch verschenken konnte, das ist doch mein!"

Und nach diesen Worten berichtete Auguste der Freundin getreulich den ganzen kleinen Inselroman. Auch die Briefaffaire mit der darauffolgenden Eifersuchtsscene wurde vorgetragen. „Und nun vergib mir die begangene Indiskretion, Carella," sprach Auguste zum Schlusse, „die Strafe dafür hab' ich schon, denn Niemandem ist damit größeres Leid geschehen, als mir selber. Und noch eines, Carella," fügte sie hastig hinzu, „versprich mir, Rudolph's etwaige Annäherungsversuche zurückzuweisen! Solche Konkurrenz wäre für mich allzu bedenklich."

Carella lachte. „Sei unbesorgt, Auguste! Wie würde ich konkurriren wollen um einen Preis, der, wie Du selbst mir sagst, gar nicht mehr vorhanden ist! Und zudem habe ich ja dem Professor Behringer stets so ferne gestanden, daß ich nicht wüßte, wie jetzt plötzlich eine Annäherung stattfinden sollte."

„Ja gewiß," entgegnete beruhigt das junge Mädchen; „zu Deinen Freunden hat er eigentlich wohl nie gehört. Am ehesten wäre Mosen noch berechtigt, diesen Titel bei Dir zu führen. Hast Du ihn seit Deiner Rückkehr schon gesehen?"

„Nein, bis jetzt habe ich in der Stadt nicht einen Bekannten angetroffen. Ist Behringer mit Euch zurückgekommen?"

„O keineswegs! Vorläufig bleibt er noch auf der Insel

mit den Kindern, dann geht er nach Italien, und so werden wohl Wochen vergehen, bis wir uns wiedersehen."

Als Auguste endlich die Freundin verlassen hatte, saß Carella lange, tief in Gedanken verloren da. So also waren für die Freundin jene jüngsten Wochen verflossen, die ihr selbst so lang erschienen. Ganz als dieselbe, wie sie gegangen, war Auguste Döring nun doch nicht mehr zurückgekehrt. Dieser Professor, dieser Professor! Daß er trotzdem mit ihrer Freundin fortgetändelt während seiner unbeschäftigten Ferienzeit, daß er dies blindgläubige Herz noch immer halb und halb auf seine Gegenliebe hatte hoffen lassen, das erschien ihr als Versündigung an Augustens Lebensglück. Tiefes Mitleid überkam sie beim Gedanken an diese verfehlte Liebe, und Behringer's Benehmen erfüllte sie mit Groll und Bitterkeit. Warum hatte er Auguste wohl nicht geliebt? Sie, die Gute, Selbstlose, unwandelbar Treue, die in Carella's Augen jeder höchsten Mannesliebe werth gewesen wäre? Hatte er mit dem Gefühlsleben wirklich schon so völlig abgeschlossen, und sollte für ihn nie mehr eine Stunde des Erwachens kommen, in welcher er sich vielleicht schmerzlich zurücksehnen würde nach dem frischen, warmen Glück, das ihm dies warme Herz hätte bieten können?

6.

Ungefähr einen Monat nach jenem ersten Wiedersehen der beiden Freundinnen war Gesellschaftsnachmittag in Frau Döring's Salon. Die Anwesenden waren meist jüngere Leute, Künstler, Gelehrte und Beamte, einige Frauen und die beiden Töchter des Hauses. Die Ael=

tere derselben stand unter einer Gruppe Herren, neben Professor Behringer, der ungefähr vor einer Woche von seiner italienischen Reise zurückgekehrt war. Die Beiden hatten sich vorher schon gesehen, nur nicht allein, wie früher in der goldenen Zeit ländlicher Ungezwungenheit, sondern in Frau Döring's Beisein, deren Anwesenheit natürlich jede wärmere Begrüßung unmöglich gemacht hatte. Die heiße Röthe, die Auguste bei seinem unerwarteten Anblick in's Gesicht gestiegen, die auch heute wieder ihre Wangen färbte in seiner Nähe, war wohl das einzige Merkmal, daß irgend ein Band gemeinschaftlicher Erinnerung diese Zwei umschlang. Hier in Gesellschaft fühlte es das junge Mädchen schärfer als vordem, daß sie diesem Manne fremd und rechtlos gegenüber stehe.

„Wie geht es Ihrer Freundin?" fragte Behringer plötzlich bei einer Gesprächspause; „wird Fräulein Werner heute nicht kommen?"

Zum ersten Male sah Auguste dem Fragenden voll in's Gesicht, und ihre Augen begegneten Rudolph's prüfendem, fast mißtrauischem Blick.

„Ich glaube ja," erwiederte sie ruhig. „Sie ist ja immer eine der zuletzt Kommenden, weil sie nach Tische schläft."

„In der That," rief der Professor lachend, „eine junge Dame, die nach dem Essen zur Verdauung schläft! Zu meiner Zeit war dies allein das Vorrecht reiferer Jahre, Fräulein Carella scheint eine etwas verwöhnte kleine Prinzessin zu sein."

„Nicht verwöhnter, als die Jüngste einer Familie ge-

wöhnlich zu sein pflegt, und was das Prinzessinsein anbelangt, so würde sie selbst Ihnen ganz sicher antworten, daß sie hiezu leider nicht reich genug sei."

„Dank allen Göttern, daß dies nicht der Fall!" sprach Behringer rasch. „Solch metallenes Piedestal wäre gar nicht ersprießlich für den Charakter Ihrer Freundin. Sie besitzt nämlich eine nicht unbeträchtliche Dosis Hochmuth. Meinen Sie nicht auch?"

Unmittelbar auf Behringer's Frage wurde Carella unter der geöffneten Thüre sichtbar.

Lächelnd trat sie den Anwesenden entgegen, fast Allen ausnahmslos zum Willkomm die Hand reichend. Wie hübsch sah sie heute wieder aus, und wie verstand sich dieses Mädchen anzuziehen! Das enganliegende Kleid von glänzend schwarzem Stoffe hob die geschmeidige Gestalt, die weiße Hautfarbe günstig hervor, und über dem hübschen Gesichte strahlte förmlich das einfach gescheitelte, krause, goldbraune Haar; ein tiefrothes, unter der klaren Tüllkrause leicht geschlungenes Band war ihr einziger Schmuck.

Carella mochte sich des günstigen Eindruckes ihrer Persönlichkeit auch wohl bewußt sein, und gerade dieser Umstand verlieh ihrem Wesen jene ruhige Sicherheit, die man sonst bei jungen Mädchen in Gesellschaft nur selten findet.

Unter jenen jungen Männern, die sie soeben der Reihe nach begrüßt hatte, befand sich auch ihr alter Freund, der Maler Leo Mosen, ein großer, hübscher Mann mit feinem Römerprofil und interessanten Zügen. Heute mußte sich auch er, wie alle Uebrigen, mit dem obligaten, gesellschaft-

lich-kühlen Händedruck begnügen, doch schien ihm ob dieser Kälte das Herz nicht eben brechen zu wollen. Er drückte nur flüchtig die Hoffnung aus, beim Kaffee doch jedenfalls an Carella's Seite, wie gewöhnlich, Platz nehmen zu dürfen und trat dann ohne Zögern vorläufig seinen Platz neben der jungen Dame an Professor Behringer ab, der sich in ein eifrig geführtes Gespräch zwischen Carella und Auguste eindrängte.

„Warum sagen Sie heute statt ‚Auguste' nicht wie gewöhnlich ‚mein liebes Herz?' Das klingt zu reizend in Ihrem Munde."

„Woher kennen Sie den Ausdruck?" entgegnete Carella ruhig; „ich habe denselben, so viel mir erinnerlich, stets nur in meinen Briefen, nie öffentlich gebraucht, und Auguste wird doch kaum so indiskret gewesen sein, Sie mit solch' uninteressantem Schriftstücke bekannt zu machen." Die kleine Komödiantin schickte dabei einen so harmlos fragenden Blick zur Freundin hinüber, daß Rudolph den gehegten Argwohn, bezüglich Augustens Verschwiegenheit, sofort fallen ließ und möglichst unbefangen erwiederte: „O, nicht doch, was fällt Ihnen ein! Ich glaubte wirklich, die Worte ein oder das andere Mal von Ihnen gehört zu haben, und das klang so seltsam."

„In der That," sagte Carella und ein Lächeln flog über ihre Züge, „ist man denn an süße Schmeichelnamen von meinen Lippen gar so wenig gewöhnt?"

„Bei Gott, unendlich wenig, sicher viel zu wenig für solch' hübschen, jugendlichen Mund. Wissen Sie, mein Fräulein, welches Wort mir allzeit zu Sinne kommt in

Ihrer Nähe? Tannhäuser's bekannter Ausspruch: ‚O Venus, schöne Fraue mein, Ihr seid eine Teufelinne!"

„Mit Unrecht," meinte Carella lächelnd; „das Wort ‚Teufelinne' ist bei mir kaum am Platze, und die Liebesgöttin verdien' ich sicher nicht zu heißen; mir wurde im Leben noch wenig Liebe vor die Füße geworfen."

„Sehen Sie, dies ist genau das wahre Bild! Vor die Füße müßte man Ihnen die hohe Göttergabe werfen, denn Sie wären viel zu stolz und kalt, um je mit Händen danach zu greifen."

„Wer kann das wissen, wer hat es je erprobt?" Es klang wie verhaltener Groll aus ihrer Stimme; und dann plötzlich, sie wußte nicht weshalb, trat ihr das Blut heiß in die Wangen unter Rudolph's Blick.

Man ging zu Tische. Carella saß zwischen Leo Mosen und einem jungen Beamten. Nur mit halbem Ohre hörte sie heute auf des Malers Worte, dessen Unterhaltung sie doch vergangenes Frühjahr noch jeder anderen in diesem Kreise vorgezogen hatte; er war wie immer geistreich und amüsant, nur etwas, das sie jetzt auf einmal hätte finden mögen, dessen Nichtvorhandensein ihr bis heute nie aufgefallen war, vermißte sie nun plötzlich in seinem Gespräche: irgend eine Aeußerung des Gemüthes, jedes wärmere Empfinden.

Warum kam ihr, der kühlherzigen Carella, das heute wohl zu Sinne? Unwillkürlich schweiften ihre Augen hinüber an das andere Tischende, wo so oft dem ihren ein anderes dunkles Augenpaar begegnete und Männerlippen ihr zulächelten, die noch vor Kurzem der armen Freundin

versichert hatten, die Zeit jugendlicher Gefühlsinnigkeit sei vorüber.

Auguste Döring war schweigsam diesen Nachmittag, obwohl sie an Behringer's Seite saß; sie hatte es gewußt, daß der Traum so zu Ende gehen würde, sie hatte es vorausgesehen, wie scheu und stumm sie in der Stadt ihm wieder gegenüberstehen würde, und wie todtraurig war ihr trotz alledem zu Muthe, jetzt, da sich ihre Ahnung schon am ersten Tage erfüllte.

Mit seltsam leuchtenden Augen verfolgte sie unabläßig Rudolph's Blicke. Keiner traf Carella, kein Lächeln flog zu ihr hinüber, das Auguste nicht in die Seele schnitt; und als am Abend Professor Behringer allen übrigen Herren zuvorkam, um der jungen Dame für den Nachhauseweg seine Begleitung anzutragen, da war es nicht mehr Schmerz allein, da war es heiße, stürmische Eifersucht, die ihr Gemüth erfüllte. Sie trat an's Fenster und sah starren Blickes hinunter auf die dunkle Straße, den beiden Gestalten nach, die Arm in Arm in Regen und Dunkelheit dahin schritten. Die schweren Tropfen trieb der Wind herein zum offenen Fenster, das Mädchen achtete ihrer nicht. Unverwandt folgten ihre Augen jenem Paare, bis es um die nächste Ecke verschwunden war; dann senkte sie den Blick zu Boden, ihre Gedanken aber flogen zurück zu einer anderen Nacht, wo sie, an jenes Mannes Brust gelehnt, mit leidenschaftlicher Stimme gestammelt hatte, daß sie ihn lieb habe, ach, unaussprechlich lieb!

Es war umsonst gewesen, Alles umsonst! Ihren Mädchenstolz hatte sie vergessen ihm gegenüber, und nun, schon

nach so kurzer Zeit, hingen seine Augen voll Interesse an dem kalt-hochmüthigen Gesicht der schönen Freundin, die ihn nie geliebt hatte. Jene von ihrer Hand flüchtig hingeworfenen Zeilen hatten genügt, sein Interesse wachzurufen; ein leichtes Lächeln, ein paar freundliche Worte aus ihrem Munde konnten ihn erfreuen, und warum? — Weil sie schön war! O wie traurig, daß eines Mannes Liebe an solchen Aeußerlichkeiten hängt! Waren denn alle Männer so? Und sollte sie selber von allem Herzensglücke ausgeschlossen bleiben ein ganzes Leben lang?

7.

Nicht zum letzten Male hatte Behringer an jenem Abende Fräulein Carella Werner nach Hause begleitet; im Verlaufe von wenig Wochen war dies fast sein ausschließliches Vorrecht geworden. Das junge Mädchen aber nahm seine Aufmerksamkeiten entgegen, halb mit neugieriger Verwunderung, was daraus werden würde, und halb mit dem wohlthätigen Gefühle geschmeichelter Eitelkeit. Sie hatte wahr gesprochen, als sie ihm neulich versichert hatte, die Welt habe ihr bis jetzt noch wenig Liebe geschenkt, und wenn ihr dieser Mangel auch bis vor Kurzem noch kaum zum Bewußtsein gekommen war, so hatten doch jetzt Augustens Erlebnisse und Erzählungen, wenn auch nicht gerade Liebessehnsucht, so doch etwas wie Abenteuerlust in ihr wachgerufen. Und dies kleine Abenteuer war so ohne ihr Zuthun, so ganz von selbst gekommen. Sie hätte ja um keinen Preis wissentlich dazu beitragen mögen,

ihrer Freundin Rudolph's Herz zu entfremden, das diese Letztere in Carella's Augen freilich nie besessen hatte.

Ja, die kleine Tändelei mit dem Professor machte dem jungen Mädchen ganz entschiedenes Vergnügen. So hatte Leo Mosen nie zu ihr gesprochen, so voll Bewunderung hatten seine Augen nie auf ihr geruht; es war doch in der That recht hübsch, sich von einem Manne so verehren zu lassen! Wie gerne plauderte sie jetzt mit ihm an gemeinsam verbrachten Gesellschaftsnachmittagen, wie ernste, wichtige Dinge wurden da verhandelt, wenn sie des Abends an seiner Seite durch die nächtlich stillen Straßen schritt! Er sprach mit ihr von Allem und Jedem, was gerade seinen Geist beschäftigte, wie mit einem verständnißvollen guten Freunde.

Heute, ausnahmsweise, gingen die Beiden schweigend neben einander her, nachdem sie sich vor Kurzem an einer Ecke von Auguste und Klara Döring getrennt hatten, die diesen Abend gemeinsam mit Carella einem öffentlichen Vortrage Behringer's beigewohnt. Fünf Minuten wenigstens mochten nun wohl vergangen sein, seit die beiden Schwestern sie verlassen hatten, und noch immer war die Gesprächspause nicht unterbrochen. Rudolph beugte sich ein wenig vor und sah dem jungen Mädchen fragend in das von der Kälte rosig angehauchte, liebliche Gesicht. „Weshalb schweigen Sie denn heute so konsequent, mein Fräulein? Wollen Sie mir nicht wenigstens sagen, wie Ihnen mein Vortrag gefallen hat, dessen Sie bis jetzt noch mit keiner Silbe Erwähnung thaten."

„Was kann Ihnen noch an meinem Urtheile gelegen

sein," entgegnete Carella, „nachdem, wie ich vorhin beim Verlassen des Saales bemerkte, schon eine ganze Schaar händeschüttelnder und glückwünschender Collegen Ihnen jedenfalls die schmeichelhaftesten Dinge gesagt hat! Uebrigens, Herr Professor, will ich Ihnen nur ganz ehrlich gestehen, daß ich's überhaupt nicht liebe, intimere Bekannte öffentlich reden zu hören. Erstens hat ein solcher Vortrag fast immer etwas Fremdes, wenn man die gewöhnliche Redeweise eines Menschen kennt, und dann — denken Sie, wie lächerlich! — bin ich dabei beständig in der allertollsten Furcht, der befreundete Redner möchte mitten im schönsten Satze stecken bleiben."

„Wirklich?" erwiederte Behringer erstaunt, „ich hatte Ihnen solch' menschliches Rühren gar nicht zugetraut. Ein derartiges Bangen zeugt jedenfalls von einigem Wohlwollen für den Betreffenden."

„Ganz sicher nicht nur von einigem, wie Sie so bescheiden sagen, sondern von recht großem Wohlwollen."

Ein jähes Erröthen flog bei diesen Worten über Behringer's braunes Gesicht; seine Stimme zitterte hörbar, während er leise fragte: „Ist das Ihr Ernst, Carella?"

Sie sah verwundert zu ihm auf. Der Ton dieser Frage war ein so seltsam feierlicher, die Erregung in seinen Zügen so unverkennbar, daß dem jungen Mädchen plötzlich ein Gedanke durch den Kopf schoß, der ihr bis jetzt noch nicht in den Sinn gekommen war.

„Ist das Ihr Ernst, Carella?" wiederholte er dringender; und kaum war über des Mädchens Lippen ein etwas zögerndes, unsicheres „o ja, gewiß!" gekommen, als er

hastig fortfuhr: „Liebe, liebste Carella, dies Wort gibt mir den Muth, das schon heute auszusprechen, was ich Ihnen eines Tages nun doch gestehen müßte. Und wenn ich's Ihnen auch ein andermal sagte, es fiele mir darum nicht leichter! Sie haben mir's angethan mit Ihrem kühlen Wesen und den düsteren Augen im rosigen Kindergesicht, seit ich Sie wiedergesehen im vergangenen Herbst. Ich weiß nicht, ob Sie wirklich unter jener kalten Außenseite ein Herz verbergen, das etwas wie Zuneigung für mich verspürt, ich weiß nur das Eine, daß ich Sie liebe mit der ganzen, heißen Leidenschaft gereifter Mannesjahre, anders als ein schwärmerischer Knabe Sie lieben könnte! Was ich Ihnen zugleich mit dieser tiefen Liebe bieten kann, ist wohl kein glänzendes Loos, aber, wie ich sicher hoffe, ist es wenigstens frei von jeder materiellen Sorge. Wollen Sie damit zufrieden sein, Carella, wollen Sie den heißen Wunsch eines heißen Herzens erfüllen und meine Frau werden?"

Carella schwieg in fassungsloser Ueberraschung. Sie hatte nie darüber nachgedacht, ob sie ihn liebe — eine Leidenschaft für ihn empfand sie in der That nicht; was also sollte sie ihm sagen? Und Auguste, o die arme, arme Auguste! Ein jähes Erschrecken ging durch Carella's Seele bei dem Gedanken an die Freundin.

„O, Herr Professor," erwiederte sie endlich seufzend, „jetzt sagen Sie zu mir, es sei Ihres Herzens heißer Wunsch, daß ich Ihre Frau werde, und vor noch nicht ganz vier Monaten haben Sie einem anderen Mädchen versichert, dies selbe Herz sei nur noch todte, kalte Asche, unfähig, noch zu lieben und zu beglücken. Wie soll ich

Ihnen heute glauben, wenn Sie damals die Wahrheit nicht gesprochen haben? Und wenn ich Ihnen auch glauben wollte, möchten Sie Auguste Döring je wieder vor die Augen treten mit jener Lüge auf der Stirne?"

Ein tiefes Erröthen ging über Behringer's Gesicht. „Sie gebrauchen einen sehr schonungslosen Ausdruck, mein Fräulein," entgegnete er hastig, und verhaltener Aerger zitterte in seiner Stimme; „ich war bis jetzt der Meinung, daß nur die bewußt ausgesprochene Unwahrheit mit dem Namen ‚Lüge' bezeichnet werden dürfe. Uebrigens habe ich selbstverständlich nicht vorausgesetzt, daß Fräulein Döring Sie mit den Begebenheiten des vergangenen Sommers bekannt machen würde. Da es nun einmal geschehen, will ich in Ihren Augen nichts schönfärben und nichts bemänteln. Mein Benehmen gegen Ihre Freundin ist gewiß nicht frei von Schuld gewesen, aber ich bin der sicheren Ueberzeugung, daß es keinem Manne gelungen sein dürfte, aus der seltsamen Lage, in welcher ich mich damals befunden, völlig tadelfrei hervorzugehen. Und was ich damals gesprochen habe, ist aus voller Ueberzeugung gesprochen gewesen; ich habe das Alles selbst geglaubt bis — ja bis eben Sie, Carella, mir einen neuen Liebesfrühling in die Seele zauberten. Wollen Sie mir das zum Vorwurf machen, daß Sie nun jenes Herz beredt zu machen wußten, das Ihrer Freundin gegenüber stumm geblieben war?"

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf," sagte Carella traurig; „ich bin nur unglücklich und uneins mit mir selbst! Lieber Freund, wie gerne möchte ich Ihnen die Hand

reichen und sprechen: ‚Wenn Sie mich wirklich lieb haben, so lassen Sie uns versuchen, mit einander glücklich zu werden.‘ Aber es kann nicht sein nach dem, was geschehen ist. Was soll ich zu Auguste sagen, wenn ich sie wiedersehe? Daß ich ihr den Geliebten gestohlen, sie möge zusehen, wie sie den Verlust verschmerze? Ein allerliebster Freundschaftsdienst!"

Carella lachte bitter auf bei diesen Worten, und ihre weißen Zähne nagten unmuthig an der Unterlippe.

„Geben Sie mir Ihren Arm, liebste Carella," sprach Behringer nach einer Pause und nahm ihre kalte Hand in die seinige, „und nun lassen Sie mich recht vernünftig zu Ihnen reden, nicht wie einen Mann, der in Sie verliebt ist, sondern wie Ihren guten, besten Freund. Ich möchte nicht, daß ein Gefühl des Unrechtes auf Ihrer Seele laste, aber sagen Sie selbst, sollen wir wirklich, um eines freundschaftlichen Skrupels willen, in dieser Stunde auseinander gehen für immer? Könnten Sie glauben, daß ich für Auguste weniger verloren wäre, wenn nun auch Sie mich von sich wiesen? Und stünde das gebrachte Opfer des Verzichtes nicht fast mehr zwischen Ihnen und der Freundin, als unsere beiderseitige Verbindung? O Carella, spricht denn in Ihrem Herzen gar nichts für den einsamen Mann, der bei den mannigfachen Unannehmlichkeiten seiner Stellung eines freundlichen Heims so sehr bedarf? Wollen Sie den Rath befolgen, den ich Ihnen geben möchte?"

„Wenn es sein kann, ganz gewiß."

„So legen Sie die Entscheidung in Augustens eigene Hände; erzählen Sie ihr offen, wie zwischen uns die

Sachen liegen, und sagen Sie ihr, was Sie hindert, das bindende Wort mir gegenüber auszusprechen. Seien Sie überzeugt, daß es dem großmüthigen Sinne Ihrer Freundin durchaus ferne liegt, von Ihnen ein Opfer anzunehmen, das mit dem Herzensglücke zweier Menschen bezahlt werden müßte."

„Ich hoffe, daß Sie Recht behalten, Herr Professor," antwortete Carella, den Druck seiner Hand leise erwiedernd; „aber ich fürchte nur, wir erwarten von einer Anderen, was wir Beide selbst zu üben gewiß nicht willens wären."

„Nun gute Nacht, Liebste," sprach er Abschied nehmend an der Thüre ihres Hauses. „Uebermorgen will ich kommen und mir die Antwort holen bei Ihnen und Ihrer Mutter. Bis dahin leben Sie wohl, viel tausendmal!"

8.

Am darauffolgenden Nachmittage stand Carella in ihrem Zimmer und arrangirte den Theetisch für sich und ihre Freundin, da sie Auguste heute erwartete. Mit peinlicher Genauigkeit stellte sie auf dem Tische jedes Ding zurecht, Tassen und Teller, Butter und Gebäck; dann wanderte sie ruhelos in dem Gemache auf und ab, mit unter der Brust gekreuzten Armen und tiefgesenktem Haupte. Nur zuweilen hob sie den Blick flüchtig zum Zifferblatt der großen Uhr; und einmal blieb sie vor dem Spiegel stehen, fast erschrocken das bleiche Gesicht betrachtend, das ihr fremd entgegenschaute.

Endlich erklang die Glocke draußen; ein leichtes Zittern überflog das junge Mädchen, während sie Auguste

entgegentrat, ihr die Hand zu reichen, dieselbe Hand, die heute noch der Freundin einen so schweren Schlag versetzen sollte.

„Wie bleich Du bist, Carella," rief die Eingetretene besorgt. „Ganz auffallend! Bist Du krank? Hoffentlich nicht. Ich möchte nämlich, daß alle Welt heute so vergnügt und glücklich wäre, wie ich selber."

Carella war höchst betroffen über ihrer Freundin Fröhlichkeit, deren Grund sie um so weniger errathen konnte, als ihre eigenen Gedanken seit vierundzwanzig Stunden fast unablässig mit demselben Gegenstande, der sie immer unfroher und trauriger gemacht hatte, beschäftigt gewesen.

„O, das freut mich ebenfalls, daß Du so guter Laune bist," sagte sie mit dem zerstreuten Ausdruck eines Menschen, der Mühe hat, sich in einem neuen Ideengange zurecht zu finden. „Doch nun berichte nur, was denn geschehen ist!"

„Nun, weißt Du, ich bin bis heute vom Glücke nicht eben allzu sehr verwöhnt worden, und da thut so ein erstes Lächeln des Schicksals seinem Stiefkinde gegenüber doppelt wohl! Denke Dir nur, meine Mutter hat sich all' die Zeit über meine täglich größer werdende Verstimmung aus dem Umstande zu erklären versucht, daß es mir mit meinen literarischen Bestrebungen so gar nicht glücken will. Nun, sie hatte wohl damit nicht völlig Unrecht. Das und Anderes dazu hat mich ja in der That seit Monaten recht unglücklich gemacht. Nun hat die Gute vermuthlich hin und her gesonnen, wie mir zu helfen sei, und ist in ihrem mütterlichen Scharfsinn schließlich auf denselben Ausweg

verfallen, den meine kluge Freundin schon vor einigen Monaten in Vorschlag gebracht: irgend ein berühmter Mann müsse mir zum Ziele verhelfen. Nur hat sie nicht, wie wir, an dem Gedanken festgehalten, es müsse absolut selbst ein Dichter sein, sondern sich mit ihrem Anliegen an eine alte Freundin gewendet, deren Sohn ein ziemlich berühmter Gelehrter ist. Du kennst ihn wohl dem Namen nach, wenn auch, gleich mir, kaum persönlich — es ist der Naturforscher Doktor Robert Hildebrandt. Dieser liebenswürdige Mann, den ich übrigens nicht kenne, hat mir nun vor einigen Wochen schon durch seine Mutter mittheilen lassen, er sei gerne bereit, einige meiner Sachen durchzusehen und mir, je nach dem Befund, bei Unterbringung derselben hilfreich an die Hand zu gehen.

Unter uns gesagt, ich hatte nur geringes Vertrauen zu diesem Schritt und habe Dich eben deswegen gar nicht davon in Kenntniß gesetzt. Ich selber überlasse mich ja stets so sehr meinen subjektiven Gefühlen, daß ich immer der Meinung gewesen bin, um einer jungen Dame einen derartigen Dienst zu erweisen, müsse man sie nothwendig kennen und ein wenig Sympathie für sie empfinden. Aber merkwürdigerweise scheint diesem Gelehrten die Person höchst nebensächlich und gleichgiltig zu sein. Schon nach acht Tagen sandte er mir das ältere der beiden Manuscripte, die ich ihm zur Durchsicht überschickt hatte, und das mir selber natürlich von hervorragender Güte geschienen, mit einem drei Seiten langen Briefe, der allerdings keine Ueberschrift trug, gerade als ob er an den Mann im Monde gerichtet gewesen wäre, zurück. In

diesem, trotz aller Unpersönlichkeit ganz verbindlichen Briefe theilt er mir mit, daß und weshalb er das erste Manuscript für unbrauchbar erachte, und erbietet sich, das zweite einem ihm befreundeten Redakteur zu übersenden, wenn ich damit einverstanden sei. Er glaube, die Annahme desselben mir mit ziemlicher Sicherheit in Aussicht stellen zu können. Hier ist der Brief, liebste Carella, Du mußt ihn nachher lesen! Natürlich habe ich mit meiner Einwilligung nicht gezögert und ihm in einem Brief mit Ueberschrift für seine freundliche Mühewaltung recht herzlich gedankt. Nun sage, Carella, ist das nicht wirklich hübsch von einem Menschen, der mich gar nicht kennt, der folglich keinerlei Verbindlichkeit gegen mich hat, kein Interesse für mich fühlen kann! So selbstlos würden nur Wenige handeln; Professor Behringer zum Beispiel gewiß nicht."

Behringer! Die arme Carella hatte über Augustens langer Erzählung seiner ganz vergessen. Ein jäher Stich ging bei der Nennung dieses Namens durch ihre Brust, und tiefes Roth ergoß sich über ihre vorher bleichen Wangen. Die plötzliche Veränderung mußte selbst Augustens gewiß nicht argwöhnischen Augen auffallen; sie schaute mit einem seltsam fragenden Blicke in der Freundin erglühendes Gesicht.

„Was hast Du, Carella?" fragte sie leise, während ihre klaren grauen Augen durchdringend auf dem jungen Mädchen ruhten.

„Ich habe großen Kummer, liebe Auguste, und das Herz ist mir recht schwer, besonders seit gestern Abend."

Kein Wort der Theilnahme kam über die Lippen der

sonst so liebevollen Freundin, mit keiner Silbe ermuthigte sie das Geständniß, das Carella zu machen im Begriffe stand. Schweigend saß sie ihr gegenüber, die Züge fast unschön zu nennen in ihrer unheimlichen Starrheit, nichts lebendig in diesem Antlitz, als die geistvollen, klaren Augen. Und dagegen Carella Werner, die reizende Carella, mit den niedergeschlagenen Blicken und dem lieblichen Gesichte, das selbst die tiefe Verwirrung, in der sie sich befand, nur noch lieblicher erscheinen ließ — fürwahr, nie war der Unterschied zwischen den beiden Mädchen deutlicher und ungünstiger für Auguste zu Tage getreten.

„Ich hoffe, Auguste, daß Du mir nicht böse bist — das heißt, daß Du nicht sehr unglücklich sein wirst, wenn ich Dir sage — es ist übrigens noch nichts entschieden; Alles hängt von Dir ab."

Die Worte kamen dem jungen Mädchen keineswegs so gewandt wie sonst von den Lippen, ein Beweis, daß sie von der Gerechtigkeit ihrer Sache selbst nicht sonderlich überzeugt war.

„Ich bitte, sprich etwas deutlicher, wenn ich Dich verstehen soll," sagte Auguste mit eisiger Ruhe.

Fast zornig stieß nun Carella die Worte hervor: „Professor Behringer hat mich gestern gefragt, ob ich seine Frau werden wolle; ich habe ihm mein Jawort nicht geben wollen, bevor ich mit Dir darüber gesprochen hätte."

„Carella!" rief Auguste. Die erkünstelte Ruhe war von ihr gewichen, das Wort klang wie ein halberstickter Schrei. „Carella, das hast Du mir anthun können, Du, meine beste Freundin? Ich kann nicht glauben, daß das

möglich ist!" Damit legte sie beide Hände vor das Gesicht, senkte das Haupt und weinte, als ob ihr Herz vor bitterer Enttäuschung brechen wollte.

Carella stand entsetzt und fassungslos vor diesem Schmerzausbruche; angstvoll beugte sie sich herunter zu der Weinenden und bemühte sich vergebens, deren Hände von dem thränenüberströmten Gesichte zu entfernen.

„Es ist nicht meine Schuld," sagte sie mit unsicherer Stimme; „ich weiß nicht, wie es so gekommen —"

„Aber ich weiß es," unterbrach sie Auguste bitter, „ich weiß es, als hätte Dein Herz vor mir offen gelegen diese ganze Zeit. Von dem Augenblicke an, wo ich Dir in thörichtem Vertrauen rückhaltlos erzählte, was ich erlebt, ist in Dir — vielleicht unbewußt, ich will das zu Deiner Ehre glauben — der Wunsch rege geworden, Deine Macht an diesem Manne zu erproben, vielleicht sogar nur die Lust, auch einmal ein kleines Liebesabenteuer zu erleben. Es ist möglich, daß es nicht in Deiner Absicht lag, das Spiel so weit zu treiben, aber das Eine weiß ich sicher, daß die Rolle, die Du Deiner Freundin gegenüber gespielt hast, keine schöne ist, und daß ich Dich auch um Deinen Siegespreis nicht beneide."

Ihre Thränen waren längst getrocknet während dieser Rede, und ihren Mund umspielte ein Zug leiser Verachtung, der Carella nicht entging.

Mit viel größerer Geduld, als es sonst je ihre Art gewesen, hatte sie Augustens Vorwürfe über sich ergehen lassen. „Deine Beurtheilung meiner Handlungsweise ist nicht besonders freundschaftlich," entgegnete sie mit ganz

sanfter Stimme. „Es ist eben das alte Lied von der Mädchenfreundschaft, die in Trümmer geht, sobald ein Mann in Frage kommt. Und weil ich das nicht will, und weil ich Dich viel lieber habe, als Du glaubst, so soll auch zwischen Behringer und mir Alles zu Ende sein, ich verspreche es Dir! Ich will ihm noch heute schreiben und ihm sagen —"

Auguste sah ihre Freundin traurig an. „Schreibe und sage ihm nichts, was Du vermuthlich schon in ein paar Tagen, sobald eben das Feuer Deiner Opferfreudigkeit verflackert ist, bereuen würdest, und was mir selber zu nichts frommen könnte. Ob Du Rudolph Behringer heirathen wirst oder nicht, das vermag für mich nichts mehr zu ändern. Hat er darum mich weniger belogen, als er sagte, er würde nicht mehr lieben und nicht mehr freien? Und hättest Du darum weniger die Hand ausgestreckt nach dem, was mir bis heute das Liebste gewesen? Was geschehen ist, Carella, können wir Beide nicht mehr ungeschehen machen, ob wir auch wollten. Und ich werde es ja wohl auch verschmerzen und Dir dereinst wieder gut werden können, wie ehemals. Du mußt mir nur Zeit lassen. Nur Eines, Eines erbitte ich von Dir, Carella, bei Allem, was Dir heilig ist, bei der innigen Liebe, die uns in den Tagen unserer fröhlichen Jugendzeit verbunden hat: sag' ihm mit keinem Worte, daß es mich geschmerzt, daß ich auch nur eine Thräne um ihn geweint! Sag' ihm, ich hätte es längst kommen sehen, es sei mir recht gewesen. Willst Du das thun, Carella?"

Diese nickte stumm mit dem Haupte und reichte ihr

die Hand. So lagen sie noch einmal in einander, die beiden Hände, die sich in Scherz und Ernst so oft mit warmem Gruß begegnet waren, ob auch die beiden Herzen an jenem Nachmittage in Zorn und Entfremdung sich trennen wollten auf lange Zeit. — —

Als gegen Abend Auguste Döring sie verlassen hatte, ging Carella zu ihrer Mutter in das Wohnzimmer und setzte sich zu ihr, während sie rasch die Hand auf Frau Werner's Zeitung legte. „Du sollst mir ein paar Augenblicke zuhören, liebe Mama," sagte sie, in das verwunderte Gesicht der guten Frau blickend. „Ich möchte die Mittheilung, die ich Dir zu machen habe, nicht gern länger mehr verschieben. Professor Behringer hat mich nämlich gestern Abend gefragt, ob ich seine Frau werden wolle; bist Du damit einverstanden, wenn ich ja sage? Er will dann morgen kommen und Dich selbst um Deine Einwilligung bitten?"

Ein Ausdruck entschiedenster Bestürzung malte sich im ersten Augenblicke auf Frau Werner's gutmüthigem Gesichte. „Gestern Abend," entgegnete sie fast beleidigt, „und das sagst Du mir erst jetzt? Deine Mutter ist also wohl die Letzte, welche die große Neuigkeit erfahren soll?"

„O nein, Mama, gewiß nicht, ich habe mir nur einen Tag Bedenkzeit ausgebeten. Der Tag ist zu Ende, und nun frage ich vor Allem Dich, ob ich Deiner Einwilligung sicher sein darf?"

Frau Werner's momentaner Aerger war sofort verschwunden, als Carella nun schmeichelnd den Arm um ihren Hals legte und ihr mit kindlicher Zärtlichkeit in

die Augen sah, die sich unter dem Blick der schönen Tochter mit Thränen füllten.

„Ob Du meiner Einwilligung sicher sein darfst?“ sprach sie leise, und die Rührung zitterte hörbar in ihrer Stimme, „o Kind, Du weißt ja, daß ich Dir stets in Deinem Thun völlig freie Hand gelassen habe, daß ich dies auch immer konnte, weil Du allzeit ein so besonnenes, klardenkendes Mädchen gewesen bist, das mir nie einen Augenblick Sorge gemacht. Wenn Du mit Dir selbst im Reinen bist und Professor Behringer heirathen willst, so hast Du's sicher vorher reiflich überlegt und für recht und gut befunden. Behringer ist ja ein ganz hübscher Mann und hat auch, denk' ich, eine angenehme Stellung. Wie viel ist er denn eigentlich älter als Du, Carella?“

„Ich glaube sechzehn oder siebenzehn Jahre.“

„Freilich ein ziemlich großer Unterschied; und dann die Stiefkinder, mit welchen Du Deinen jungen Haushalt anzufangen haben wirst! Du selbst bist noch so jung, Carella, und das Leben ist noch so lang, mein armes Herz! Doch es wird schon gehen; die Kinder sind ja nicht mehr klein, die Jungen kommen doch wohl in ein Institut, so wirst Du mit ihnen nicht allzu viele Plage haben. Du warst immer eine so gute Tochter, und so wirst Du auch gewiß es ernst nehmen mit Deinen neuen Pflichten und den armen Kindern eine liebevolle Mutter sein.“

„Du mußt nicht weinen, Mama,“ sprach das junge Mädchen hastig; „Du mußt mir den Gedanken an eine kommende Trennung nicht so schwer machen!“

„Ich weine ja nicht!“ antwortete Frau Werner, wäh-

rend ihr die hellen Tropfen über die Wangen liefen; „es ist ganz gut, so wie es ist. Ich hätte Dich freilich am liebsten immer bei mir behalten," — rascher und rascher rannen die Thränen aus ihren Augen — „aber es ist doch besser so. Ich bin eine alte Frau, die von einem Tag zum andern sterben kann, und dann stündest Du recht einsam in der weiten Welt und hättest Niemand, der Dich liebte und der Dir angehörte; denn was sind am Ende verheirathete Geschwister?"

Immer wehmüthiger zuckte es um Carella's Mund, als ob auch sie mit den hervorquellenden Thränen kämpfte. „Du mußt nicht so reden, Mama, Du mußt noch lange leben zu unser Aller Freude und zu meinem Trost."

„Närrisches Kind! Du wirst des Trostes nicht bedürfen an der Seite eines Mannes, der Dich von Herzen lieben wird und den Du wieder liebst. Du liebst ihn doch, Carella?"

Ein stummes Nicken war die Antwort; jene Frau mit dem goldtreuen, einfachen Gemüthe, die sich ihr ganzes Leben lang jeder Regung ihres reinen Herzens klar bewußt gewesen, würde es doch nie begriffen haben, daß ihre Tochter nur unter bangen Zweifeln, wie unter dem Drucke einer Schuld, ihre Zukunft in die Hände dieses Mannes legte.

„So wirst Du auch glücklich werden, liebes Kind," fuhr Frau Werner zuversichtlich fort; „ich glaube es gewiß."

„Wie es das Schicksal will, Mama," entgegnete Carella leise; dann plötzlich schlang sie die Arme um den

Hals der Mutter und weinte so bitterlich, so fassungslos, wie sie seit ihren Kindertagen nicht mehr geweint hatte.

9.

Während Carella ihrer Mutter jene Mittheilung machte, schritt Auguste selbst gesenkten Hauptes ihrer Wohnung zu. Sie achtete nicht des Weges, nicht der Menschen, die an diesem rauhen Winterabend alle so eilfertig einem schützenden Obdache zustrebten. Wie gestern tanzten die Schneeflocken im Lichte der Gaslaternen, wie gestern jagte der Dezemberwind Schneewirbel um die Straßenecke, an der sie und Klara vor kaum vierundzwanzig Stunden sich von Rudolph Behringer und Carella verabschiedet hatten. Ein bitteres Lächeln schwebte einen Augenblick um Augustens Lippen, als sie der schmerzlichen Bangigkeit, der lächerlichen Eifersucht gedachte, mit der sie damals noch den Beiden nachgeblickt hatte. Jetzt war Alles ruhig in ihr geworden, ganz ruhig und still. Die Jahre lange Qual war nun zu Ende, vorbei das Hangen und Bangen um ihre thörichte Liebesleidenschaft. Sie fühlte sich jetzt so ernüchtert, so bettelarm, sie empfand eine solche Müdigkeit, eine so ungeheure Leere in Kopf und Herz, als sei die Triebfeder ihres Denkens und Handelns urplötzlich entzwei gebrochen, und Alles, was in ihr lebendig gewesen, stehe nun mit einem Male still. Keinen Traum mehr, den man träumen, keinen Wunsch mehr, den man hegen konnte in müßigen Stunden, kein Zukunftsbild, um das die allzeit rege Phantasie noch ihre blühenden Ranken schlingen möchte, keine Freundin

mehr, der man anvertrauen dürfte, was Seele und Sinn erfüllt! Und das Leben noch so lang. so entsetzlich lang; wie soll man es weiter leben?

„Und doch muß Alles bleiben, wie es war," sagte Auguste zu sich selber, während sie die Stirne in trotzige Falten zog. „Ich darf in der nächsten Zeit nicht einmal von hier weggehen, schon um Klara's bevorstehender Hochzeit willen nicht. Ich muß mit Carella verkehren in der alten Weise, wenn nicht die Spatzen auf dem Dache alsbald das große Geheimniß auspfeifen sollen, daß wir Nebenbuhlerinnen um die Neigung desselben Mannes gewesen. Und heute Mittag noch bin ich so frohen Sinnes zu ihr hingegangen, voll von der großen Neuigkeit, die ich ihr mitzutheilen hatte. Wie armselig mag sie ihr erschienen sein im Verhältniß zu jener, mit der sie mich niederschmetterte! Kein Wort freundschaftlicher Theilnahme kam dabei von ihren Lippen; sie trug auch nicht das leiseste Verlangen, Doktor Hildebrand's Brief zu sehen, der mir eine neue Zukunft eröffnet. Das wäre noch das Beste, was ich zu erhoffen hätte vom Leben, daß ich über die erträumten Schicksale meiner Phantasiegebilde die Enttäuschung des eigenen Herzens vergessen lernte."

Zu Hause angekommen, nahm Auguste in ihrem Zimmer des Doktors Brief aus der Tasche und überflog noch einmal seinen Inhalt, nur um auf andere Gedanken zu kommen und die äußerliche Ruhe wieder zu gewinnen, bevor sie in den Kreis der Ihren trat.

Als sie beim Abendbrode dann in ganz unbefangener Weise Carella's Erwähnung that, die wohl in nicht allzu

ferner Zeit Schwester Klara's Beispiel nachahmen und die Welt mit einer Verlobungsanzeige überraschen würde, hätte wohl Niemand dem ruhigen, freundlichen Gesichte, den klaren, grauen Augen mehr angesehen, welchen Sturm diese Nachricht vor wenig Stunden in Augustens Seele hervorgerufen; ja, sie fand sogar den Muth, die neugierigen Fragen der Eltern und der Schwester lächelnd damit zu beantworten, daß das große Ereigniß vorderhand einzig und allein ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut worden sei. — —

Tage und Wochen vergingen; sie brachten die Nachricht von Carella's Verlobung, sie brachten Klara Döring's Vermählung mit all' der Unruhe und Aufregung, die eine Hochzeit in einem Hause hervorzurufen pflegt, und sie brachten auch für Auguste, die viel allein in ihrem Zimmer am Schreibtische saß, manches Neue und Erfreuliche.

Zuerst, schon kurze Zeit nach Carella's Verlobung, ein weiteres Billet von Doktor Hildebrand, worin er seinem jungen Schützling die Annahme der ersten Erzählung anzeigte, unter Beifügung seiner besten Glückwünsche und der dringenden Mahnung, bei einem so anmuthigen Talente recht fleißig auf der betretenen Bahn vorwärts zu streben, denn nur im Schreiben lerne man schreiben.

Es war ein sehr süßer Augenblick für das junge Mädchen, als sie diese wenigen Zeilen in Händen hielt, ein Augenblick, der sie für manche Bitterkeit der vergangenen Monate entschädigte. Der Brief, in welchem sie dem unbekannten Freunde für die erfreuliche Nachricht und seine

gütige Vermittelung dankte, fiel in der Freude ihres Herzens viel ungezwungener und wärmer aus, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Auguste war ein für erwiesene Freundlichkeit so unendlich dankbares Gemüth, daß sie vor Allem das Bedürfniß fühlte, einen Menschen, der gütig gegen sie gewesen, ihrerseits in irgend einer Weise zu erfreuen; aber wie dies geschehen könnte, darüber sann sie vergeblich nach. Ein paar Augenblicke lang hatte sie sogar das echt frauenhafte Auskunftsmittel einer Handarbeit in Erwägung gezogen, dann aber den Gedanken selbst belächelt und aus verschiedenen Gründen fallen lassen. Erstens wollte es ihr gar zu kindisch erscheinen, einen derartigen Freundschaftsdienst in gleicher Weise zu belohnen, wie etwa ein gewonnenes Vielliebchen; und zweitens war Auguste, ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit unbeschadet, in weiblichen Künsten nicht ganz so bewandert, als manches minder liebenswürdige Mitglied ihres Geschlechtes.

Darum ließ sie es schließlich doch bei dem ursprünglich geplanten Briefe bewenden, dem sie in der frohen Stimmung des Augenblickes ganz unwillkürlich statt des „sehr geehrten Herrn" ein „lieber Herr Doktor" vorausschickte, das um so harmloser war, da sie den also Angeredeten weder je gesehen hatte, noch je zu sehen wünschte. Denn nur Jemand, der so völlig außer aller Beziehung zu ihr, ihrer Umgebung und ihrem Leben stand, konnte sie ohne Scheu das lesen lassen, was ihre Phantasie aus Erträumtem und Erlebtem in oft wunderlicher Verschmelzung zu Tage förderte.

Die Zeit flog rasch dahin. Auguste hatte nun auch

den Hochgenuß erlebt, zum ersten Male eine Zeitschrift in Händen zu halten, in welcher ihre kleine Novelle gedruckt war, sie hatte da und dort von den Bekannten Schmeichelhaftes über das bescheidene Werk und ihr hübsches Talent angehört und sich schon über Hals und Kopf in eine neue Arbeit vertieft, als die für Carella's Vermählung festgesetzte Zeit heranrückte.

Es wäre unwahrscheinlich, anzunehmen, daß Augustens neue Thätigkeit ihr ganzes Denken so völlig ausgefüllt hätte, daß die Erinnerung an das, was geschehen war, sich schon verwischt haben sollte. Aber in Carella's früherem Spotte, „daß poetische Naturen auch erlittene Schmerzen viel leichter trügen, als andere Sterbliche," lag doch ein Körnchen Wahrheit. Auguste gedachte Behringer's und der Freundin nur noch traumhaft, wie der Gestalten ihrer Phantasie, deren selbst erfundene Leiden und Wonnen sie ja auch stets zu rühren vermochten.

Erst bei Carella's bittender Frage, ob sie ihr so weit verziehen habe, daß sie dem bescheidenen Hochzeitsfeste beiwohnen wolle, kam ihr die Wirklichkeit des erlebten Schmerzes auf's Neue zum Bewußtsein. Sie schüttelte das Haupt und sagte ruhig: „Ich werde nicht hier sein zu dieser Zeit, liebe Carella; ich habe es Klara fest versprochen, sie zu besuchen in ihrem neuen Heim, sobald der Winter zu Ende gegangen, und es ist auch besser für Euch Beide und für mich!"

Carella hatte sich zufrieden gegeben mit diesem Bescheide und nicht weiter in Auguste zu dringen gewagt; aber es that ihr doch weh, an diesem ernsten, entscheidungsvollen Tage

das liebe Gesicht entbehren zu müssen, mit dem sie in der frohen Zeit, da sie noch Beide halbe Kinder gewesen, über Lieben, Freien und Hochzeithalten so viel geplaudert hatte.

Im ersten Frühjahre also, nach kaum dreimonatlicher Verlobung, fand Rudolph Behringer's Trauung mit Carella Werner in aller Stille statt. Carella selbst hatte es so gewünscht, nachdem mit der Freundin Abreise die Hoffnung auf ihre Theilnahme an der Vermählungsfeier definitiv zu nichte geworden. Am Morgen des Trauungstages hatte Auguste der jungen Braut aus der Ferne einige freundliche Zeilen überschickt, zugleich mit einer reizenden Hochzeitsgabe, einem feinen Theeservice von Sèvres-Porzellan, das, wie sie schrieb, mit ihrem ersten Novellenhonorar beschafft worden sei, und die Freundin zuweilen an die gemeinsam verlebten Theestunden freundlich erinnern möge.

Auch Rudolph Behringer war es zufrieden gewesen, die Feier dieses Tages in möglichst kleinem Kreise zu begehen, ganz wie Carella es gewünscht hatte.

Der gute Rudolph, er war mit Allem einverstanden gewesen während der kurzen Brautzeit! Wie oft, wenn er des Abends sich von seiner Braut getrennt hatte und auf dem einsamen Heimwege seinen Gedanken nachhing, empfand er es als heißes, unverdientes Glück, daß es ihm, dem schon älteren Manne beschieden sei, ein solches Mädchen sein eigen nennen zu dürfen. Sie war ihm mehr, als nur die angebetete Geliebte, sie war ihm stets in allen Fragen die verständnißvolle Freundin, fast zu sehr „Freundin", wie er zuweilen in leiser, halb uneingestandener Be-

sorgniß dachte, wenn ihm bei seinen stürmischen Liebkosungen Carella's kühles Wesen fröstelnd auf die Seele fiel. Aber dann durfte er sie nur wieder an einem Nachmittage im Kreise seiner Kinder sehen, um jede momentane Verstimmung, der er selbstverständlich nie Ausdruck gegeben hätte, sofort weichen zu machen. Da war Carella eine andere; jede kühle Zurückhaltung war verschwunden. Sie nähte zierliche Puppenkleider für das kleine Mädchen und spielte mit den Knaben wilde Spiele; und Professor Behringer blickte, wenn seine Braut in fröhlicher Eintracht mit den beiden ausgelassenen Buben in der dämmerigen Kinderstube saß, mit vor Stolz und Freude leuchtenden Augen auf die schlanke, liebliche Gestalt, die nun bald in seinem Hause als junge Herrin walten würde.

Wenn er sie dann heimbegleitete in ihre eigene Mädchenwohnung, und die vom Spiele erhitzten Wangen Carella's allmählig wieder ihre gewöhnliche zartrosige Farbe annahmen, wenn sie dann so ruhig von Literatur und dergleichen mit ihm sprach, da kam ihm freilich zuweilen der heiße Wunsch, Carella möchte auch einmal andere, ein wenig bräutlichere Dinge zu ihm sagen, solche, wie er ihr während ihres Alleinseins in's Ohr flüsterte.

Als nun die wenigen Monate nach ihrer Verlobung verstrichen waren und eben der Vorfrühling mit weichen Lüften über die wintermüde Erde zog, da schritt Carella Werner an Behringer's Seite durch die neugierige Zuschauermenge, um ihrem Verlobten das Jawort zu geben für's Leben.

Sie sehe apathisch aus und auch ein wenig hoch-

müthig, wie immer, meinten einige frühere Instituts-gefährtinnen, die gekommen waren, der Trauung zuzusehen. Arme Carella! sie selbst hatte keinen Gedanken übrig für all' die Bekannten oder für den Eindruck, den ihre Persönlichkeit wohl auf dieselben machen würde; ihr kam nur Eines zu Sinne, während sie mit gesenktem Haupte neben Rudolph stand: daß im vergangenen Jahre ein anderes Mädchen die zitternden Hände in die seinigen gelegt, das ihn geliebt hatte, viel mehr als sie!

Der Trauungsakt, das kurze Festmahl waren vorüber; Carella hatte die bräutlichen Gewänder mit einem einfachen dunklen Reisekleid vertauscht, und dann in wortlosem Schmerze in den Armen ihrer geliebten Mutter gelegen, als gälte es, Abschied zu nehmen für's ganze Leben. Schweigend war sie dann in den Wagen gestiegen, der das junge Paar zur Bahn bringen sollte; und auch dort im einsamen Coupé, als der Schaffner hinter ihnen die Thüre geräuschvoll in's Schloß geworfen, der schrille Pfiff der Lokomotive ertönte und die Beiden nun allein der weiten, weiten Welt entgegenflogen, hielt sie die Lippen noch immer fest geschlossen. Wie Rudolph, von dem neu erworbenen Rechte des Gatten Gebrauch machend, nun in tiefster Zärtlichkeit seine Arme um die bleiche, junge Frau schlang, ihr die Thränen aus den schönen Augen küßte, welche der Abschied von ihrem Mädchenleben, der Abschied von Allem, was ihr bis heute lieb und theuer gewesen, hervorgelockt hatte, und ihr jubelnd in's Ohr flüsterte, daß sie nun ihm gehöre, ihm ganz allein, bis in den Tod — da überkam sie zum zweiten Male an diesem Tage ein Gefühl

des Grauens, des Entsetzens; nur noch lebhafter, noch beängstigender, als sie es vor wenig Stunden an seiner Seite am Altare empfunden hatte. Verbunden mit ihm — bis in den Tod! Die Worte müssen wie Musik erklingen im Ohre einer liebenden Frau, beruhigend und wonnevoll zugleich! Carella fühlte es mit Schaudern, daß sie von dieser Wonne nichts empfand. Warum, warum war es denn geschehen? so fragte sie sich selber unablässig; warum hatte sie heute an der Seite dieses Mannes die Heimath verlassen, warum ihn der Freundin gestohlen, blos um das geraubte Gut schließlich werthlos zu finden? — —

Der erste Brief, den die junge Frau auf ihrer Hochzeitsreise schrieb, war an Auguste gerichtet. Sie dankte ihr darin mit vieler Wärme für alle Liebe und Freundschaft, die sie ihr von je erwiesen. Wie es ihr jetzt scheine, habe sie dieselbe nie genug gewürdigt, ein Fehler, den sie bei ihrer Rückkehr tausendfältig gut machen wolle; sie erzählte auch Einiges von den schönen Gegenden und Städten Italiens, die sie durchreiste, wobei sie selbstverständlich stets das eheliche „wir" gebrauchte. Sonst jedoch erwähnte sie ihres Mannes mit keiner Silbe.

Kopfschüttelnd las Auguste diese Zeilen, welche ihr den von Anfang an gehegten unbestimmten Verdacht, daß Carella ihren Bräutigam auch nicht einen Augenblick wahrhaft geliebt habe, fast zur Gewißheit machten. Was war es wohl gewesen, das diese beiden Menschen einander in die Arme getrieben, wenn nicht eine große, Alles überwindende Leidenschaft? Regiert denn nur ein blinder

Zufall sinn- und zwecklos die Schicksale der Menschheit, dem das Glück des Individuums gleichgiltig ist?

Nach fünf Wochen war das junge Paar in seine Vaterstadt zurückgekehrt; wie hundert andere junge Paare an der Schwelle des neuen Heims von den Verwandten mit Blumen begrüßt, eine Zeit lang von den Bekannten mit neugierigen Blicken gemustert, und, da wenig Merkwürdiges an demselben zu entdecken, bald vergessen im Strom der großen Menge. Professor Behringer ging seinem Berufe nach wie ehemals, und Frau Carella schien sich leidlich gut in ihren neuen Beruf als Gattin und Mutter dreier Kinder finden zu wollen. Sie schien die Letzteren lieb zu haben, man sah sie häufig mit ihnen spazieren gehen und in freundlicher Weise mit denselben plaudern und scherzen. Die Knaben und das kleine Mädchen waren weit sorgfältiger gekleidet als vordem, so daß auch hierin die geschmackvoll pflegende Frauenhand ersichtlich wurde, Frau Professor Behringer ging auch mit ihrem Manne wie früher in Gesellschaft und sah zuweilen Freunde bei sich, mit welchen sie sich völlig in der alten, lebhaften Weise unterhielt — soweit schien Alles in bester Ordnung, und Niemand kam es in den Sinn, das Glück der Neuvermählten zu bezweifeln. Ob Carella mit ihrem Loose wirklich zufrieden war, wer konnte es wissen?

Manches Mal vielleicht mochte auf Augustens Lippen eine Frage schweben, wenn die junge Frau, was jetzt häufig genug geschah, bei ihr zu Besuche war und von dem Fenster des kleinen Hinterstübchens aus zuweilen so schwermüthige Blicke über die weiten Gärten schweifen ließ, wie vordem

sie selber, als Rudolph Behringer noch das Ideal ihrer Mädchenträume gewesen. Ein leichtes Lächeln kräuselte unwillkürlich die Lippen der kleinen Philosophin, wenn sie so der Wandelbarkeit der Dinge, der Wankelmüthigkeit der Menschenbrust gedachte. Was ihr früher ein ewiges Gefühl geschienen, was sie für die einzige tiefe, große Leidenschaft ihres Lebens gehalten — heute war sie so völlig davon genesen, daß sie darüber lächeln konnte, wie Erwachsene thun, wenn sie der tollen Streiche ihr Kinderzeit gedenken! Und die schöne Jugendfreundin, die den Preis errungen, der ihr selber vor einem Jahre noch als höchstes Glück gegolten hatte, wahrhaftig, sie sah jetzt nicht aus wie eine Glückliche!

Schon in den ersten Monaten ihres Zusammenlebens war Auguste an Behringer eine gewisse Ungeduld, eine tief innerliche Gereiztheit aufgefallen; er hatte zuweilen sogar in ihrer Gegenwart flüchtige Bemerkungen hingeworfen von „modernen Frauen, die alles warme Empfinden längst verlernt hätten“, von jener „Resignation, welche die meisten Männer in der Ehe lernen müßten, bis endlich jener Grad geduldiger Gleichgiltigkeit erreicht sei, die ein für alle Male darauf verzichte, aus der einförmigen, pappelbepflanzten Landstraße des alltäglichen Zusammenlebens einen Garten voll duftender, rothblühender Rosen zu gestalten“. Der Liebesfrühling, den die junge Frau ihm in die Seele hatte zaubern sollen, war also nicht gekommen, seine Leidenschaft hatte nicht vermocht, die Kluft zu überbrücken, die zwei sich innerlich so ferne stehende Naturen auf ewig trennen mußte.

Diese Erkenntniß kam für Rudolph Behringer leider viel zu spät, und so mußte getragen werden, was nicht zu ändern war. Die Beiden lebten übrigens nicht schlechter zusammen, als viele andere Ehepaare; Carella sorgte gewissenhaft für ihre Häuslichkeit und liebte ihre Stiefkinder, sie nahm freundschaftlich Antheil an den Bestrebungen ihres Mannes und stand ihm in Gesellschaft als schöne, geistreiche Frau zur Seite. Daß er sonst noch etwas gewünscht, noch etwas erwartet hatte, dessen Nichtvorhandensein ihn anfänglich mit schmerzlicher Bitterkeit erfüllt, das lernte er nach und nach vergessen.

Aber Carella, die stolze, glänzende Carella, die als Mädchen stets von einer reichen, bewegten Zukunft geträumt, der keine gesellschaftliche Stellung hoch genug gewesen war — hier lebte sie nun mit dem einsamen, verschlossenen Herzen in bescheidener Häuslichkeit, unter Kindern, die nicht die ihren waren, deren Vater sie nicht liebte und der auch aufgehört hatte, sie zu lieben! Mußte ihr nicht, trotz allen Pflichtgefühls, in stillen Stunden der Gedanke kommen, daß ihre Ehe mit Rudolph ein großer, unverbesserlicher Irrthum gewesen, daß sich ihr Leben anders hätte gestalten müssen, wenn sie eines anderen, geliebten Mannes Frau geworden wäre?

Was immer in Carella's Inneren vorgehen, was vielleicht auch Auguste, die dieser Ehe wie einem seltsamen Probleme gegenüberstand, davon ahnen mochte, nach außen, ihren Freunden gegenüber, war sie unverändert dieselbe geblieben, wie in ihren Mädchenjahren, eine zu schöne, zu anregende Erscheinung, um von Männeraugen über-

sehen zu werden, und vollends von Künstleraugen, die schon in früherer Zeit so gern auf ihr geruht hatten.

Auguste hatte sogar zu bemerken geglaubt, wie seit einiger Zeit in den von ihnen gemeinsam besuchten Gesellschaften Leo Mosen seine Bewunderung für Frau Professor Behringer in einer Weise zur Schau trug, die wohl geeignet war, die Einsprache eines selbst wenig eifersüchtigen Ehemannes zu rechtfertigen. Das junge Mädchen staunte förmlich über die Kühnheit, mit welcher der Maler nach eifrigster Unterhaltung Carella versicherte, er habe nie eine Frau gesehen, die sich körperlich und geistig in der Ehe so wenig verändert habe, wie sie, und auf ihre lachende Antwort, ob das als Kompliment gelten solle, hatte er sich zu ihr herabgebeugt und halblaut geflüstert, ob sie wirklich keine Ahnung habe, welch' reizende junge Dame Fräulein Carella Werner einst gewesen? Laut genug jedoch, um von einem halben Dutzend der Umstehenden, darunter Auguste Döring und der Professor selbst gewesen waren, gehört zu werden.

Mit gerunzelter Stirne, aber schweigend, hatte dieser den Erörterungen über seine Frau zugehört; auf dem Nachhausewege sprach er zu ihr mit ruhiger Stimme: „Ich möchte Dir etwas sagen, Carella, dem Du keine andere Deutung geben sollst, als die eines freundlichen Rathes. Es ist heute nicht das erste Mal gewesen, daß Bekannte sich mir gegenüber in anscheinend schmeichelhafter Weise über Dein unverändert mädchenhaftes Benehmen ausgesprochen haben. Ich habe bisher zu solchen, in meinen Augen mindestens zweifelhaften Lobsprüchen

stets geschwiegen; nur heute, als Dein früherer Verehrer Mosen sich nicht scheute, das offen auszusprechen, was ihm schon vorher triumphirend aus den Augen geleuchtet hatte, nämlich, daß er Frau Behringer mit Fräulein Werner noch vollständig identifizire, glaubte ich es an der Zeit, nicht wegen eifersüchtiger Regungen meinerseits, sondern lediglich um Deiner selbst willen Dich zu bitten, künftig in Deinem Benehmen etwas vorsichtiger sein zu wollen."

Die Form dieser eheherrlichen Zurechtweisung, besonders der Zusatz, der Rudolph's persönliche Gefühle betraf, war einer hübschen jungen Frau gegenüber allerdings nicht sehr glücklich gewählt.

Zornige Röthe bedeckte ihre Wangen und ein halb trotziger, halb verächtlicher Zug spielte um ihren Mund, als sie erwiederte: „Ich sehe nicht ein, in welcher Weise ich mein Benehmen ändern könnte, es sei denn, daß ich überhaupt aufhörte, mit irgend Jemand außer Dir zu sprechen. Es ist mir wirklich ganz unmöglich, jene obligate frauenhafte Würde zu erkünsteln, von der ich absolut nichts in mir fühle, gar nichts. Soll ich vielleicht bei passender Gelegenheit zu Leo Mosen majestätisch sagen: ‚Mein Herr, ich bin kein Mädchen mehr, sondern Ihres Freundes Frau!‘ Sei überzeugt, Rudolph, Mosen würde mir dazu in's Gesicht lachen und sagen: ‚Besten Dank, Frau Behringer, das habe ich schon gewußt.‘"

Der Professor nagte ungeduldig an der Unterlippe. „Wenn es Dir beliebt, Carella," sprach er ärgerlich, „etwas in's Lächerliche zu ziehen, was seine sehr ernste

Seite hat, so werde ich eben da befehlen, wo ich bisher gebeten habe. Wenn Du mir auch versicherst, daß kein Gefühl fraulicher Würde Dir innewohne, ich glaube es doch nicht, Carella, und nie ist es mir in den Sinn gekommen, an Dir auch nur einen Augenblick zu zweifeln. Aber abgesehen von meiner persönlichen Ueberzeugung, wünsche ich, daß Du auch den Schein Anderen gegenüber wahren lernest! Ich bin kein junger Mann mehr, liebes Kind, doch Du bist eine junge Frau, die sich mit meinen Freunden in mädchenhafter Weise unterhält; ich habe nicht Lust, als Dein Gatte in den Augen Anderer eine lächerliche Figur zu spielen!"

Carella seufzte; zum ersten Male jetzt fühlte sie ihre Ehe nicht nur als einen Irrthum, sondern als ein drückendes Joch! Behringer machte ihr keine Eifersuchtsscene, dazu war er zu abgekühlt und gleichgiltig; er gab ihr einfach Verhaltungsmaßregeln, wie jeder Mann das Recht hat, sie seiner Frau zu geben, und die sie daher hinnehmen mußte, schweigend, wie ein gescholtenes Kind, sie, die von Jugend auf so wenig an Beschränkung in ihrem Thun gewöhnt gewesen!

„Ich will seltener in Gesellschaft gehen, Rudolph, wenn Du dies wünschen solltest," sagte sie nach einer Pause, mühsam ihre Ruhe bewahrend, „das wird das Beste sein, denn an meinem Wesen fürchte ich im Allgemeinen wenig ändern zu können."

„Das wünsche ich durchaus nicht, Carella," entgegnete Rudolph mit energischem Kopfschütteln. „Glaubst Du vielleicht, ich habe Lust, vor der Welt als eifersüchtiger

alter Thor zu gelten, der sein Juwel wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel steckt? Das wäre allerdings das sicherste Mittel, Dir ein halbes Dutzend Verehrer an den Hals zu hetzen! Nein, bestes Kind, ich möchte Niemand weiß machen, daß ich bei meiner Frau Nebenbuhler fürchte, denn dies ist in der That nicht der Fall. Du wirst einfach Dein Verhalten ändern, weil ich es will. Vor Allem Mosen gegenüber, der sich plötzlich wieder aus seiner bekannten Blasirtheit zum galanten Ritter aufrafft, wirst Du's ändern! Hast Du mich verstanden, Carella? Ich will den leidigen Gegenstand nicht zum zweiten Male berühren."

Sie schwieg beharrlich, kein Wort kam über ihre blaß gewordenen trotzigen Lippen. Sie hatte es sich feierlich gelobt zu Anfang ihrer Ehe, Rudolph Behringer stets eine nachgiebige, gehorsame und treue Frau zu sein; heute, zum ersten Male, stachelte sie tiefster Unmuth, seinen Befehlen zu widerstreben. Dies Gefühl sofort zu unterdrücken, war ihr unmöglich; Alles, was sie an Selbstverleugnung vorderhand aufbieten konnte, war — zu schweigen.

Die zornvolle Bitterkeit gegen ihren Mann ließ sie nicht schlafen diese Nacht. Was hatte sie denn gethan, um solche Zurechtweisung zu verdienen, sie, die tadellose Ehefrau, die nie um eines Haares Breite von ihrer Pflicht gewichen! Rudolph erkannte es wohl gar nicht an, wie ernst sie es mit ihrem Berufe als Hausfrau, als Mutter seiner Kinder stets genommen. Unbesonnen und thöricht hatte sie ihre Jugend, ihre Freiheit von sich geworfen

um dieses Mannes willen. O, warum war es geschehen — warum, warum?

Wo war sie hingekommen, jene goldene Zeit, in der Niemand das Recht zugestanden hatte, Carella Befehle zu ertheilen, mit Ausnahme jener guten, liebevollen, alten Frau, die von diesem Rechte so selten, und allzeit nur so milde Gebrauch gemacht! Ihr wäre es wohl nie in den Sinn gekommen, der Tochter die Unterhaltung mit Leo Mosen nicht zu gönnen, ihrem langjährigen guten Freunde, der ihr, noch wenige Wochen vor ihrer Verlobung, viel näher gestanden hatte, als Professor Behringer. Nach dem verhältnißmäßig kurzen Fernhalten in der ersten Zeit ihrer Ehe kam Mosen nun seit Monaten der jungen Frau mit der früheren Liebenswürdigkeit und Freundschaft entgegen. Ach, die kurzen Stunden, die sie in Gesellschaft mit ihm verplaudern wollte, zauberten ihr stets die Erinnerung an ihre Mädchenzeit in's Herz zurück. Augustens einstiger Ausspruch, welch' hübsches Paar Carella und Leo Mosen wohl gegeben hätten, kam ihr nun plötzlich wieder in den Sinn, und es wollte ihr scheinen, als wäre dies allein das rechte Glück für sie gewesen. „Zu spät, zu spät!“ seufzte Carella, während sie die fieberheißen Wangen in die Kissen drückte, als schon das kalte, graue Morgenlicht in's Gemach schimmerte.

10.

Es war spät am Nachmittage. Auguste Döring saß in ihrem Zimmer am Schreibtische, einen Brief lesend, den sie soeben mit der Stadtpost erhalten hatte, und dessen

Inhalt offenbar ein angenehmer für sie war, wenigstens sprach dafür das Lächeln, das um ihre Lippen spielte, und der Hauch von Röthe, der ihre sonst etwas bleichen Wangen anmuthig färbte. Der Brief war von ihrem unbekannten Korrespondenten, Doktor Hildebrand, und enthielt nicht nur ein sehr warmes Lob der letzten Erzählung, die sie ihm vor Kurzem im Manuscripte zugesandt, sondern ein fast noch wärmeres des reizenden Billettes von ihrer Hand, das jene Erzählung begleitet hatte. Er schrieb: wie sie nur von Mühe sprechen möge, die ihm das Durchsehen ihrer Arbeiten mache! Seit einem Jahre sei es ihm zur liebsten Unterbrechung seiner Studien geworden, die Proben ihres liebenswürdigen Talentes vor allen übrigen Lesern in Händen halten zu dürfen. Und wenn er sich ab und zu eine bescheidene Korrektur erlaube, möge ihr das ein Beweis sein, mit welcher Aufmerksamkeit er die geträumten Schicksale ihrer Helden und Heldinnen verfolge. Die entschiedenen Fortschritte, die sie in jedem neuen Werke mache, erfüllten ihn mit einer Hochachtung vor ihrem Können, der nichts gleichkomme, als das sehr begreifliche Gefühl der Neugierde, die jugendliche Verfasserin einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Wer so zu schreiben, vor Allem so reizende Briefe zu schreiben verstehe, müsse zu jenen seltenen Menschen gehören, deren persönliche Bekanntschaft zu machen ein Gewinn und eine Freude sei.

Auguste faltete das Blatt zusammen und legte es nachdenklich zu den übrigen, von derselben Hand geschriebenen, die im Laufe eines Jahres zu einem stattlichen Bündel

angewachsen waren. Lauter liebe, freundliche Zeilen, welche der Anfängerin manchen schätzenswerthen Rath ertheilten, sie auf Fehler aufmerksam machten, die ihrem noch ungeübten Blick entgangen waren, und bei alledem von dem größten Wohlwollen für das junge Mädchen zeugten. Und nun gar die letzten dieser Briefe, deren Ausdrucksweise immer schmeichelhafter für sie wurde; es war doch recht hübsch, von einem ernsten Gelehrten so verbindliche Dinge gesagt zu bekommen! Er mußte nichts an sich haben von dem gewöhnlichen Gelehrtendünkel und trotz seiner Berühmtheit ein einfacher, guter Mensch geblieben sein, um an dem harmlosen Briefwechsel mit einer so bescheidenen Jüngerin der Musen Gefallen zu finden!

Aber seinen Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft theilte sie trotz alledem nicht. Wozu auch? Blos um ihnen Beiden die bisherige Unbefangenheit des schriftlichen Verkehrs zu rauben und sie höchst wahrscheinlich einer gegenseitigen Enttäuschung auszusetzen? Wer konnte denn wissen, ob Doktor Hildebrand noch Lust verspüren würde, die freundschaftliche Korrespondenz fortzusetzen, wenn der Reiz des Außergewöhnlichen weggefallen, und die bisher nur schriftliche Bekanntschaft in das alltägliche Geleise geselligen Verkehrs hinübergelenkt sein würde. Sie selbst hing zwar gewiß nicht über Gebühr an Aeußerlichkeiten und würde wohl unter allen Verhältnissen Doktor Hildebrand für seine Güte unendlich dankbar bleiben, aber es wäre doch recht hart, wenn sie wie bisher „lieber Herr Doktor" an einen Mann schreiben müßte, dessen Aeußeres ihr unsympathisch oder am Ende gar lächerlich erschiene!

Allerdings hatte sie für diese letztere Annahme keinen besonderen Anhaltspunkt, denn auch Augustens Mutter kannte den Sohn ihrer viel älteren Freundin nicht persönlich, sondern meinte nur, er müsse wohl schon ein Mann in den mittleren Jahren sein. So viel sie aus Frau Hildebrand's flüchtig hingeworfenen Bemerkungen entnommen habe, sei er ein ernster, ziemlich verschlossener Charakter, der sich gegen geselligen Umgang durchaus ablehnend verhalte, weshalb er auch seiner Zeit der ihm durch seine Mutter übermittelten Einladung in das Döring'sche Haus keine Folge gegeben hatte, da ihm, wie er sagte, seine Studien zu wenig freie Zeit ließen, um die Geselligkeit zu kultiviren.

Es wollte Auguste scheinen, als sei im Verlaufe ihrer Korrespondenz dem guten Doktor seine ursprüngliche Weigerung, ihrer Familie einen Besuch zu machen, sehr bald leid geworden, aber Frau Döring hatte sich durch die damalige Ablehnung etwas gekränkt gefühlt und verspürte keine Lust, eine abermalige Aufforderung an Hildebrand ergehen zu lassen. So blieb denn das Zusammentreffen der Beiden, die in ihren Briefen ganz unversehens schon einen gewissen Grad von Vertraulichkeit erreicht hatten, vorderhand dem großen Vermittler „Zufall" überlassen, der sich diesmal gehörig Zeit zu lassen schien.

Für den heutigen Abend hatte Auguste mit einigen Bekannten sich verabredet, der Vorlesung einer altgriechischen Tragödie, die ein berühmter Schauspieler angesagt hatte, beizuwohnen. Der große Saal war bei ihrer Ankunft schon fast gefüllt, so daß die Damen Mühe hatten, durch

das Gewühl bis zu ihren Plätzen vorzudringen und froh waren, dieselben noch glücklich erreichen zu können, bevor der Vortrag seinen Anfang nahm.

Als der erste Abschnitt unter dem Beifall der Zuhörer zu Ende gegangen war und Auguste sich das anwesende Publikum ein wenig betrachten wollte, trat ein junger Arzt, der im Hause ihrer Eltern viel verkehrte, zu ihr heran und sagte nach einigen Worten der Begrüßung lächelnd: „Sie haben jedenfalls keine Ahnung davon, Fräulein Döring, daß Sie heute Abend, während der kurzen Zeit Ihres Hierseins, schon eine seltene Eroberung gemacht haben. Einer meiner Freunde, der noch dazu für einen erklärten Weiberfeind gilt, hat sich soeben bei mir erkundigt, ob ich ihm über den Namen jener blonden Dame im lichtgrauen Kleide — wobei er auf Sie hinwies — keinen Aufschluß geben könne, und schien auf das Angenehmste überrascht, als ich ihm mittheilte, daß ich die Ehre habe, näher mit Ihnen bekannt zu sein. Er bat mich hierauf dringend, ihn Fräulein Auguste Döring so bald als thunlich, vielleicht beim Verlassen des Saales oder etwa in der Garderobe vorzustellen. Der Wunsch, Sie kennen zu lernen," fügte der junge Mann verbindlich hinzu, „ist natürlich sehr begreiflich; unbegreiflich scheint mir nur, daß unser weltscheuer Doktor Hildebrand sich zu einem, für seine Denkweise so unerhörten Entschluß aufraffen konnte!"

Auguste war bei Nennung des Namens, den sie während der ganzen Rede des Arztes doch eigentlich zu hören erwartet hatte, plötzlich sehr roth geworden, und nur um

irgend etwas zu sagen und so ihre Verlegenheit nicht allzu ersichtlich werden zu lassen, sagte sie leichthin: „O, das ist ja in der That recht schmeichelhaft! Aber wo steht oder sitzt denn eigentlich Ihr berühmter Weiberfeind? Darf man ihn nicht vorher sehen?"

„O gewiß, wenn Sie den Kopf vielleicht etwas nach rückwärts wenden wollen, dort, nahe an der Hauptausgangsthüre, steht er unter einer dichten Gruppe anderer Herren, von welchen er die meisten überragt. Etwas bleiches Gesicht, schwarzer Vollbart — haben Sie ihn entdeckt?"

Auguste hatte nur einen flüchtigen Blick nach rückwärts geschickt und dann mit noch rötheren Wangen und enttäuschtem Gesichtsausdruck ein leises: „Ich glaube, ja!" gemurmelt. Nach einer kleinen Pause fügte sie etwas ängstlich hinzu: „Bester Herr Doktor, wenn Sie vielleicht, ohne sehr unhöflich zu erscheinen, die projektirte Vorstellung unterlassen könnten, wäre es mir lieber!"

Eben trat der vortragende Künstler mit dem Buche in der Hand wieder auf das Podium, und der junge Arzt hatte nur noch Zeit, dem Mädchen zuzuflüstern: „Wer wird so grausam sein, liebes Fräulein, das ist Ihr Ernst nicht! Hildebrand ist lange nicht so finster und unfreundlich, als er aussieht; Sie müssen ihn erst näher kennen lernen! Auf Wiedersehen also bei Beendigung des Vortrages."

Auguste wollte eben sagen: „Er sieht ja gar nicht finster aus, nur so lächerlich schmachtend und langweilig, daß er mir im höchsten Grade mißfällt," aber der junge Arzt hatte den Platz an ihrer Seite schon verlassen.

Ein Zug des Aergers und der Enttäuschung blieb den ganzen Abend über auf ihrem Gesichte haften, und sie hatte die größte Mühe, ihre Gedanken nur einigermaßen bei der vorgetragenen Tragödie festzuhalten. Dies also war „ihr Doktor", ihr gelehrter, unbekannter Freund, dem sie im Laufe des letzten Jahres wohl zwanzig der liebenswürdigsten Briefe geschrieben! Nun ja, sie durfte nicht vergessen, daß sie diesem Manne für seine Güte zu größtem Danke verpflichtet blieb, aber daß er so unerlaubt häßlich sein mußte, das war doch wirklich ein ihre Dankbarkeit über Gebühr erschwerender Umstand. Ja, wäre es noch eine interessante Häßlichkeit gewesen! Es gibt ja solche Gesichter, die trotz ihrer Unregelmäßigkeit die größte Sympathie zu erwecken vermögen, aber dieses nichtssagende, trotz des Bartes so unmännliche Gesicht auf der übergroßen, hageren Gestalt — war es denn wirklich denkbar, daß ein geistreicher, hochgebildeter Mann so entsetzlich albern aussehen konnte? Auf das melancholisch herabhängende Haar war Auguste allerdings gefaßt gewesen, aber im Uebrigen blieb das Original noch unendlich weit hinter den bescheidensten Erwartungen zurück. O, wenn sie ihn doch lieber nicht getroffen hätte! Und nun noch die leidige Vorstellung, die sie über sich ergehen lassen mußte, die unerquickliche Rolle, die sie dabei spielen würde.

Mitten in diesen Betrachtungen nahmen Augustens Gedanken plötzlich eine andere Richtung. „Pfui," sagte sie leise zu sich selbst, „wie kann man nur so kindisch sein! Einem Anderen habe ich es einst so sehr verübelt, daß er um eines lieblichen Gesichtes willen ein Herz voll warmer

Neigung von sich weisen konnte, und mir selber sollte schon das einfache, rein menschliche Gefühl der Dankbarkeit schwer fallen, blos weil der, dem ich sie schulde, in seiner äußeren Erscheinung nicht meinen Beifall hat! Wer solche unedle Regungen nicht zu bekämpfen und zu unterdrücken wüßte, der wäre nicht werth, von einer Menschenseele noch Liebes zu erfahren."

Der Vortrag war zu Ende. Auguste erhob sich ohne Zögern von ihrem Platze und wendete sich resolut der Ausgangsthüre zu, ohne jedoch Doktor Hildebrand's lange Gestalt weder im Saale, noch im Vorsaale mehr zu erblicken. Unwillkürlich athmete sie bei dieser Wahrnehmung erleichtert auf, als sie plötzlich hinter sich die lebhafte Stimme des jungen Arztes vernahm.

„Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen jetzt noch in später Abendstunde meinen Freund vorstelle: Herr Doktor Hildebrand — Fräulein Auguste Döring."

Sie blickte in höchster Betroffenheit zu dem Begleiter des Arztes auf. Es war allerdings ein großer Mann mit schwarzem Vollbart, aber das schöngeschnittene, ernste, etwas schwermüthige Gesicht erinnerte auch nicht mit einem Zuge an jenen Anderen, den sie vorhin irrthümlicher Weise als ihren literarischen Vertrauensmann erkannt zu haben glaubte. Mit einem Seufzer der Erleichterung flüsterte sie dem jungen Arzte lächelnd zu: „Gott sei Dank, lieber Doktor, ich habe vorhin den Unrichtigen gesehen."

Augustens leise Bemerkung und des Arztes fröhliches Lachen, das derselben unmittelbar gefolgt war, klangen dem Neuvorgestellten gegenüber so wenig höflich, daß das

junge Mädchen plötzlich sehr verlegen wurde und der etwas peinlichen Situation nur durch das Bekenntniß der Wahrheit ein Ende zu machen wußte.

„Sie müssen mein unartiges Flüstern und das Lachen Ihres Freundes entschuldigen,“ sagte sie rasch. „Beides galt nur einem komischen Irrthum meinerseits, da ich während des Vortrages mich unerlaubter Weise nach Ihnen umgesehen und, wie ich eben zu meiner Ueberraschung bemerkte, einen Anderen der Anwesenden für Doktor Hildebrand gehalten hatte.“

„Und jetzt, da Sie den Richtigen erblicken, sind Sie wohl sehr enttäuscht, mein Fräulein?“

Ein Lächeln flog über ihre Züge, während sie die Augen zu ihm aufschlug und ein paar Momente auf der hohen Gestalt verweilen ließ. „Nicht enttäuscht, nur sehr überrascht,“ antwortete sie dann. „Ich hatte Sie mir ganz anders vorgestellt. Es ist doch fast unmöglich, sich nach Briefen, nach zufällig hingeworfenen Bemerkungen ein auch nur annähernd richtiges Bild von einem Menschen zu machen. Ihnen wird es wohl mit mir ebenso ergangen sein?“ Es lag etwas wie heimliche Besorgniß in der letzten Frage.

Er schüttelte das Haupt. „Das ist ein anderer Fall. Wer, wie Sie, der heiteren Jugend angehört, deren schönstes Vorrecht es ja ist, Licht und Fröhlichkeit um sich her zu verbreiten, der mag jedem neuen Bekannten mit ganz anderer Sicherheit gegenüber treten, als solch' alter, trübseliger Mensch, wie ich es bin.“

„Wollen Sie mir denn wirklich schon in der ersten

Viertelstunde unserer Unterhaltung eine Bemerkung abzwingen, die stark nach einem Komplimente klingt!“ rief Auguste lachend. „Nur weil wir doch eigentlich schon vor dem heutigen Abend schriftlich wenigstens recht gute Bekannte waren, will ich Ihnen ganz im Vertrauen die Mittheilung machen, daß ich mir den berühmten Doktor Hildebrand als einen viel, viel älteren Mann gedacht habe, sonst hätte ich mich gewiß sehr geschämt, ihm das viele thörichte Zeug in die Hände zu geben, mit dem ich seit einem Jahr seine Geduld über Gebühr in Anspruch genommen.“

„Ich hoffe, daß Sie nicht im Ernste sprechen, mein liebes Fräulein; und sollte ich wirklich in Ihren Augen jenes traurige Alter noch nicht erreicht haben, das uns Männer zu den ungefährlichen Vertrauten aller jugendlichen Seelenregungen qualifizirt, so würde ich mich eben doppelt bemühen, durch die mustergiltigste Ergebenheit und Dienstbeflissenheit ein Vertrauen wieder zu gewinnen, dessen ich durch einen etwaigen Mangel an Jahren vielleicht verlustig gegangen sein könnte. Nur müssen Sie mir recht oft Gelegenheit geben, diese Dienstbeflissenheit bethätigen zu können, und vor Allem nicht mehr so strenge wie bisher mich auf den schriftlichen Verkehr allein beschränken.“

„Ich vermuthete, Herr Doktor,“ sagte Auguste mit einem Lächeln, aus dem ein klein wenig Bosheit hervorblitzte, „daß darin einzig und allein Ihren persönlichen Wünschen Rechnung getragen werde, und erinnere mich dunkel, einmal etwas von ‚einem weltfremden Gelehrten‘ gehört zu haben, dem seine Studien für geselligen Verkehr wenig freie Zeit ließen.“

Hildebrand biß sich auf die Lippen. „Das habe ich wohl vermuthet," sagte er dann gutmüthig, „daß mir diese unhöfliche Aeußerung, die ich mir leider einmal gleich zu Anfang unseres Briefwechsels habe zu Schulden kommen lassen, von einer gewissen jungen Dame nicht geschenkt bleiben würde. Sollten Sie es für möglich halten, mein Fräulein, daß mich Monate hindurch dieser thörichte, einmal gethane Ausspruch und der Spott, den ich dafür erwartete, einzig und allein daran verhindert haben, mir die Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu gewähren! Zur Belohnung für meine Offenheit bitte ich jetzt um die Erlaubniß, Ihnen in den nächsten Tagen meine Aufwartung machen zu dürfen. Bis dahin auf Wiedersehen und freundliches Gedenken, mein liebes Fräulein!"

Er hatte sich von ihr verabschiedet, während sie in der Garderobe Kragen und Tuch umnahm, sie fühlte noch den warmen, freundschaftlichen Druck seiner Hand, sie sah die ernsten, dunklen Augen noch mit dem Ausdrucke des herzlichsten Wohlwollens auf sich ruhen, und ein unerklärliches, langentbehrtes Glücksgefühl zog durch ihre Brust. Sie wußte nicht weshalb, er hatte nichts gesagt, was sie so glücklich machen konnte, und doch fühlte sie mit unumstößlicher Gewißheit, daß ihm ihr Wesen, ihre Erscheinung sympathisch seien, wie ihr die seine. Diese Ueberzeugung erfüllte Auguste mit einer wonnigen Beruhigung, einer frohen Zuversicht, die nichts gemein hatte mit dem leidenschaftlichen Gefühle, das ihr einst in früheren Jahren das Herz bewegt. Unbegrenztes Vertrauen, selige Ruhe — das waren andere Empfindungen, als jenes heiße Sehnen,

jene eifersüchtige Angst, die ihr damals die goldene Jugendzeit verdorben.

11.

Wenige Wochen nach jener Nacht, die Carella in zorniger Erbitterung über ihres Mannes Zurechtweisung schlaflos verbracht hatte, stand die junge Frau in ihrem Zimmer, um an ihre Toilette die letzte Hand zu legen.

Es sollte eine der größten Abendgesellschaften der Saison werden, zu welcher Professor Behringer und seine Frau heute gebeten waren, und die Einladung war auf speziellen Wunsch des Ersteren, sehr gegen Carella's Willen, angenommen worden.

Draußen dämmerte bereits der Winterabend, im Zimmer war die große Lampe angezündet, und zu beiden Seiten des Ankleidespiegels brannten Kerzen, die ihr helles Licht über die blanke Glasfläche und die hohe Gestalt der schönen Frau warfen, welche mit einem Ausdrucke der Gleichgiltigkeit die Spitzen um den viereckigen Ausschnitt ihres Gewandes ordnete, welche einen Hals von blendender Weiße und tadelloser Schönheit umschlossen.

Es war früher Carella's höchste Freude gewesen, ihr Bild in festlicher Toilette vor sich zu sehen und sich an ihrem eigenen Liebreiz zu berauschen, früher, als sie noch so leichten Herzens in die Zukunft blickte und vom Leben noch so viel erwarten durfte. Jetzt war es anders. Ihr Leben, ihre Zukunft waren für alle Zeit entschieden nach ihrer eigenen freien Wahl; daran blieb nichts zu rütteln, nichts zu ändern mehr.

„Mama," sagte plötzlich Carella's kleines Stieftöchter-

chen, das seitwärts vom Spiegel, halb verborgen in der Dunkelheit, auf einem Schemel saß und mit ernsten Kinderaugen die glänzende Erscheinung ihrer Mutter betrachtete; „Mama, warum machst Du ein so trauriges Gesicht? Das paßt gar nicht zu Deinen schönen Kleidern. Und die schönen Blumen hast Du nun noch immer nicht in's Haar gesteckt," fügte sie hinzu, auf einen Zweig feiner Apfelblüthen deutend, die neben ihr in einer Schachtel lagen. „Soll ich sie Dir bringen?"

Carella nickte, und während sie die Blumen in ihr lockiges Haar steckte, lächelte sie dem kleinen Mädchen freundlich zu und versprach, ihr etwas Hübsches mitzubringen, wenn sie bis zum Schlafengehen recht artig gewesen wäre.

Nachdenklich sah das Kind ihr zu, und als Carella fertig war, rief es bewundernd: „O Mama, Du bist zu schön! Nicht wahr, das Kleid ist neu, Papa hat es noch nicht gesehen? Glaubst Du, daß es ihm gefallen wird?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Carella, und ein harter, höhnischer Zug spielte plötzlich um ihren Mund. „Papa hat meistens viel Wichtigeres zu denken, als daran, ob ein neues Kleid mir stehe oder nicht."

„Ich glaube aber doch, daß er es sehr hübsch finden wird," fuhr die Kleine beharrlich fort; „wann kommt er denn eigentlich, Dich abzuholen? Geht Ihr bald fort?"

Carella blickte nach der Uhr. „Es mag noch immer eine halbe Stunde-Zeit haben," sagte sie dann. „Uebrigens ist Papa meistens nicht allzu pünktlich."

In demselben Augenblicke ertönte die Hausglocke.

„Kann er dies schon sein? Sieh einmal nach, Gretchen!“

Schon stand das Kind draußen im halbdunklen Korridore, als die Hausthüre geöffnet wurde. „Bist Du's, Papa?“ rief es dem Eintretenden entgegen. „Du mußt einmal in Mama's Zimmer kommen; sie hat das neue Kleid an und ist wunderschön!“

„Das neue Kleid, o, das ist ja ein Moment von höchster Wichtigkeit!“ sprach der Ankömmling lachend, während er an der zögernden Magd vorüber auf die halbgeöffnete Thüre zuschritt. „Ich bin zwar leider nicht Papa,“ fuhr er, vor dem Kinde stehen bleibend, fort; „aber da ich zu so glücklicher Stunde gekommen bin, wo der Herr des Hauses offenbar erwartet wird und solche Wunderdinge zu sehen sind, darf ich wohl für einen Augenblick eintreten. Sie erlauben, gnädige Frau?“

Leo Mosen war an der Schwelle des Zimmers stehen geblieben, um eine Aufforderung, hereinzukommen, abzuwarten. Seine Augen hingen wie gebannt an der Erscheinung, die nun vor ihm stand.

„Bitte, treten Sie ein,“ sagte die junge Frau, deren vorher bleiche Wangen sich bei dem sehr unerwarteten Anblick des Malers mit flüchtiger Röthe bedeckt hatten, „und Du, kleine Plaudertasche, die meine Toilettengeheimnisse schon auf dem Korridor ausposaunt,“ fügte sie, zu Gretchen gewendet, lächelnd hinzu, „komm' ebenfalls herein.“

Sie ging dem späten Gaste ein paar Schritte entgegen und sagte wie entschuldigend: „Nicht wahr, es ist recht sonderbar, bei sich zu Hause einen Freund im Gesellschafts-

anzuge empfangen zu müssen; man kommt sich dabei lächerlich und unnatürlich vor, wie auf dem Theater! Es war auch durchaus nicht meine Absicht, heute noch Besuche anzunehmen, daran trägt allein die kleine Hexe Schuld."

„So bin ich der kleinen Hexe zu großem Danke verpflichtet," entgegnete Mosen mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme, während seine Blicke in unverhohlenster Bewunderung an Carella hingen. „Hätte sie mich nicht schon auf dem Flure davon verständigt, wie ‚wunderschön' Mama heute sei, so wäre mir das Vergnügen Ihres Anblickes heute Abend nicht mehr zu Theil geworden."

„Ich dachte, wir würden Sie heute Abend treffen," rief Carella überrascht, und ein Ausdruck der Enttäuschung glitt momentan über ihr Gesicht. „Ich meinte doch, von Rudolph gehört zu haben, daß Sie kommen würden."

„Dies war auch meine Absicht, gnädige Frau; jedoch ein Telegramm, das ich vor kaum einer Stunde erhalten habe, bestimmt mich, noch mit dem Nachtzuge von hier wegzureisen. Wie ich höre, ist mein Schwager schwer erkrankt und wünscht dringend meine Anwesenheit zur Regelung von Familienangelegenheiten. Da ich nun selbstverständlich unter solchen Verhältnissen weder Lust noch Zeit habe, den Abend inmitten einer geräuschvollen Gesellschaft zuzubringen, wollte ich im Vorübergehen Behringer bitten, mein Wegbleiben bei der Frau des Hauses zu entschuldigen. Wenn sich seine Heimkehr nicht zu lange verzögert, und ich Sie, gnädige Frau, nicht etwa in irgend welchen Vorbereitungen störe, würde ich mir die Freiheit

nehmen, ihn zu erwarten, da ich noch etwas Zeit bis zu meiner Abreise übrig habe."

„Wie Sie sehen, bin ich mit meinen Vorbereitungen zu Ende, und außerdem muß Rudolph ziemlich bald nach Hause kommen. Bitte, nehmen Sie einstweilen Platz, wir wollen ihn doch nicht stehenden Fußes erwarten."

Mosen setzte sich in Carella's Nähe auf einen der kleinen niederen Fauteuils, die umherstanden, dann zog er das kleine Gretchen scherzend zu sich heran und plauderte mit dem Kinde allerlei, während seine Augen unverwandt auf der schönen Frau ruhten, die mit gesenkten Lidern ihm gegenüber saß.

„Wie sich die Zeiten und die Menschen ändern, gnädige Frau," sagte er, sich plötzlich in dem harmlosen Geplauder mit Gretchen unterbrechend. „Vor einem Jahre noch war ich entschlossen, des Professors Haus nie mehr zu betreten, und wie oft bin ich in den letzten Monaten diesem Vorsatze untreu geworden! Nun sitze ich hier und scherze mit Behringer's Töchterchen, seine Heimkehr ganz freundschaftlich erwartend, als ob ich diesen Mann nicht noch vor zwölf kurzen Monaten auf's Bitterste gehaßt hätte; Sie werden sich wohl denken können, verehrte Frau, was seiner Zeit die Veranlassung zu diesem Hasse gegeben! Ja, wenn ich so recht darüber nachdenke, erfüllt mich derselbe heute wie damals in gleichem Maße, nur daß ich inzwischen älter und klüger geworden bin und die Gefühle des Neides und der Mißgunst, die ich gegen ihn noch immer hege, nicht mehr allzu deutlich zur Schau tragen möchte."

Carella warf dem Maler einen mißbilligenden Blick zu, dann sah sie hinüber nach ihrem Stieftöchterchen, das in höchster Verwunderung Mosen's letzte Worte mit angehört hatte. Es war gut, daß in diesem Augenblicke draußen die Stimme des Kindermädchens ertönte, um Gretchen zum Abendbrode abzurufen. Kaum hatte sich die Thüre hinter der Hinausgehenden geschlossen, als Carella sich im Tone des Vorwurfs zu Leo wandte.

„Wie mögen Sie solche Dinge vor dem Kinde sagen, das nicht im Stande ist, Scherz und Ernst zu unterscheiden!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß jene Aeußerung in der That nur Scherz gewesen?" entgegnete Leo, und seine Augen hingen mit einem seltsamen Ausdrucke an dem Gesicht der jungen Frau. „Ueber meinen Gefühlsäußerungen scheint stets ein besonderer Unstern zu walten. Immer, wenn ich nur im Scherze sprach, wurden meine Worte von den Frauen ernst genommen, und war's mir Ernst mit meinen Worten, so lachten sie und meinten, es sei nur Scherz."

„Dann ist das Gesagte doppelt Unrecht," antwortete Carella leise. „Der arme Rudolph! Ich wüßte wahrlich nicht, in wie fern sein bescheidenes Loos den Neid irgend eines Menschen herausfordern könnte. Wenn Sie ihn danach fragten, ich glaube nicht, daß er Ihnen sagen würde, er sei Einer von den Glücklichen."

„Keiner von den Glücklichen? Bah, das glauben Sie selbst nicht; mit einer solchen Frau!"

Carella lachte, aber es war kein fröhliches Lachen. „Aus Ihnen spricht der Junggeselle, lieber Freund," ent-

gegnete sie leichthin, „der nichts versteht von solchen Dingen, dem Alles noch im rosigen Lichte des Ideals erscheint. Haben Sie jene bekannten Worte des Apostels nie gehört: ‚Wer ein Weib nimmt, thut gut; doch wer keines nimmt, thut besser.‘ Ich denke, Paulus war ein weiser Mann.“

Leo blickte sie forschend an.

„Ein seltsames Citat im Munde einer schönen Frau. Von den Lippen eines alten Hagestolzen habe ich dergleichen wohl schon gehört, nie aber —“ er brach plötzlich ab und ergriff bebend ihre Hände. „Sind Sie denn nicht glücklich, nicht zufrieden in Ihrer Ehe? Um Gottes willen, Carella, weshalb haben Sie ihn denn geheirathet?“

Sie machte energisch ihre Hände frei, während die Röthe des Unwillens in ihre Wangen stieg. „Ich dachte, wir sprachen von Rudolph's Glück, nicht von dem meinen,“ erwiederte sie heftig. „Ich gestehe Ihnen kein Recht zu, derartige Gewissensfragen an mich zu richten. Ob ich glücklich und zufrieden bin, was kann Ihnen daran gelegen sein?“

Die Blicke der Beiden begegneten sich; blitzartig überkam Carella die Erkenntniß, daß dasjenige, was ihr jetzt aus den Augen dieses Mannes entgegen sprühte, zum ersten Male ein wahres Gefühl, eine tiefe, große Leidenschaft sei.

„Was mir daran gelegen ist,“ flüsterte er durch die zusammengepreßten Zähne, „was mir daran gelegen ist? Sie wissen es wohl, Sie haben es längst gewußt! Wenn ich bis heute schwieg, wenn ich geschehen ließ, was geschehen ist, so war es nur, weil ich glaubte, Sie hätten den besseren Mann gewählt, jenen wenigstens, der Ihrem

Herzen am nächsten gestanden. Ist es so, Carella? Sagen Sie nur ein Wort, sagen Sie, daß Sie Ihren Mann lieben und glücklich sind, so will ich gehen und Ihren Weg nie wieder kreuzen."

Wortlos, mit todtenblassen Wangen und starren Augen hatte sie der hastig hervorgestoßenen Rede zugehört; auch jetzt, da Leo schwieg, kam kein Laut über ihre festgeschlossenen Lippen.

„Carella," rief er leidenschaftlich und streckte von Neuem die Arme nach ihr aus, „antworte mir, ich bitte Dich! Du weißt es ja, daß ich Dich liebe seit Jahren, und jetzt, da Du mir verloren bist, noch mehr, tausendmal mehr!"

Sie streckte ihm abwehrend beide Hände entgegen und sprach, wie aus einem schweren Traume erwachend, halb zu sich selber: „Das Alles hätte früher kommen müssen, viel früher! Was soll's mir nun? Haben wir uns nicht gekannt, Jahre lang gekannt, bevor ich Rudolph Behringer's Frau geworden? Ich weiß es sicher, Sie haben niemals eine volle warme Herzensneigung für mich empfunden."

„Glauben Sie?" entgegnete er bitter. „Sind Sie dessen ganz gewiß? Natürlich, ich habe ja von meiner großen Leidenschaft nicht in poetischen Worten zu sprechen gewußt! Was hätte ich, der vermögenslose, unberühmte, an sich selbst irregewordene Künstler, zur kühlherzigen Carella Werner, die nur eines reichen, eines bedeutenden Mannes Frau werden wollte, damals sagen sollen? Vielleicht, daß sich das Geständniß meiner Neigung mir trotz alledem über die Lippen gedrängt haben würde, wäre jene ungetrübte Hoffnungsfreudigkeit der ersten Jugend, die von

der Zukunft nichts fürchtet und so viel erwartet, noch mein eigen gewesen. So aber hat die kühle Ueberlegung meiner stürmischen Leidenschaft allzeit Fesseln angelegt. Das mag sehr klug, sehr nüchtern klingen, aber Niemand weiß, was diese Klugheit mich gekostet hat! Aber trotzdem ich glaubte, entsagen zu müssen, entsagt zu haben, hat mich die Nachricht Ihrer Verlobung wie ein Donnerschlag berührt. Und doch, wäre es damals in meiner Macht gelegen, Sie daran zu hindern, ich hätte es nicht gethan, weil ich überzeugt war, daß Sie jenen Anderen liebten. Heute, Carella, heute glaube ich es nicht mehr."

Sie blickte mit den großen brennenden Augen angstvoll nach dem Zifferblatt der Uhr. „Wann wird Rudolph kommen? O, wenn er doch käme, mich vor mir selbst zu retten!" so klang's in ihrem Innern.

Da plötzlich schlangen sich zwei Arme um ihre schlanke Gestalt und heiße Lippen flüsterten dicht an ihrem Ohre: „Sei barmherzig, Carella! Ein Wort, ein Wort des Mitleids für Deinen armen Freund, der um sein ganzes Lebensglück betrogen ist!"

„Leo," rief die junge Frau — das Wort klang wie ein zornig-schluchzender Schrei — „Leo, willst Du mich wahnsinnig machen? Bin ich nicht um das meine auch betrogen, mehr als Du — o, wie viel mehr! Bist Du nicht frei und hast die Welt vor Dir — was habe ich?"

Einen Augenblick, nur einen einzigen kurzen Augenblick, sank ihr schönes Haupt auf seine Schulter, die Thränen zu verbergen, welche der heiße Schmerz des Entsagens ihr unaufhaltsam in die Augen drängte.

Leo Mosen war wie berauscht von den Thränen der schönen Frau. „O, könnt' ich eine Welt zu Deinen Füßen legen, Du Schönste, Holdeste!" rief er stürmisch. „Ich habe ja aber nichts, als meine Liebe!"

Carella richtete sich auf und strich die Haare aus der heißen Stirne, während sie leise, aber fest erwiederte: „Nein, Leo, es ist zu spät!"

„Zu spät, Geliebte? Nie ist's zu spät zum Glücke, so lange man athmet, so lange man es erreichen kann. Ich kann's erreichen, ich halte es in meinen Armen. Wir lieben uns ja, Carella, warum sollten wir nicht glücklich sein?"

Sie schüttelte das Haupt und sah Leo mit ernsten, traurigen Augen an.

„Warum?" entgegnete sie langsam. „Weil ich es nie vergessen könnte, daß ich Rudolph's Frau geworden, und wenn mir auch das Opfer, das ich in dieser Stunde meiner Pflicht als Gattin bringe, Niemand dankt und Niemand lohnen wird, weil Niemand je davon erfahren darf, so will ich es doch bringen, um meiner selbst, um meiner eigenen Achtung willen. Leb' wohl, Leo, leb' wohl für alle Zeit!"

„O Carella, wie kannst Du mich so von Dir schicken? Wirst Du es nicht bereuen, später in trüben, einsamen Stunden, daß Du gegen mich so hart gewesen?"

„Du nennst mich hart, Leo!" Thränen verschleierten die weiche Stimme. „Ja, ich weiß es, daß ich diesen Augenblick bereuen werde in der Zukunft, weiß, daß ich Dich im Geiste zurückrufen werde tausend-, tausendmal! Und doch,

wenn Du auch wiederkämest, ich könnte nicht anders handeln trotz alledem. Leb' wohl!"

„Leb' wohl!" erwiederte er leise. Dann beugte er sich zu ihr herab und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirne. Im nächsten Augenblicke war sie allein.

Minuten waren vergangen und Carella Behringer saß noch immer an demselben Platze, regungslos, thränenlos. Mit starren Augen blickte sie umher. Ja, Alles war noch wie vordem; die Lampe und die Kerzen brannten, die Uhr tickte einförmig weiter, dort auf dem Stuhle lagen Mantel, Handschuhe und Fächer, und jeden Augenblick konnte Rudolph kommen, sie abzuholen. Ihr Gatte! Er durfte nicht erfahren, welcher Sturm inzwischen durch das Gemüth seiner armen Frau getobt; der Sturm war vorüber, mußte vorüber sein.

Sie erhob sich, um vor dem Spiegel Haar und Blumen neu zu ordnen. Welch' bleiches Antlitz sah ihr daraus entgegen, wie funkelten die dunklen Augen in fieberhaftem Glanze!

„Ein Opfer, das mir Niemand lohnen wird, von dem Niemand erfahren darf! Es ist gebracht und ich muß weiter leben und es tragen lernen."

Eine halbe Stunde später saß sie mit ihrem Manne im Wagen, um zur Soirée zu fahren.

„Mosen ist hier gewesen," sagte sie mit ruhiger Stimme, „und bittet Dich, sein Nichterscheinen heute Abend zu entschuldigen. Er muß die Stadt noch heute Nacht verlassen, in Familienangelegenheiten, wie er sagte."

„Ist er lange bei Dir geblieben?"

„Ziemlich lange, vielleicht eine halbe Stunde. Er wollte Dich erwarten und Abschied von Dir nehmen, denn er wird lange Zeit nicht wieder kommen.“

„So? Schön! Laß Dir das nicht unlieb sein, Carella, daß wir ihn glücklich los sind, es erspart Dir und mir manche Unannehmlichkeit. Ich werde den Trennungsschmerz leicht zu ertragen wissen, und Du wirst ihn hoffentlich auch überstehen,“ fügte Behringer mit spöttischem Lächeln bei, „obwohl sein Weggehen eine große Lücke in Deinem Leben verursachen wird. Er war ja in der letzten Zeit von ganz rührender Aufmerksamkeit.“

Carella schwieg; sie hörte in diesem Augenblicke kaum, was ihr Gatte sprach. Wem ein großes Leid die ganze Seele erfüllt, der ist für Nadelstiche unempfindlich.

12.

Wieder war ein Jahr verstrichen.

Es war Frühling im Lande, holdseligster Frühling, auch für die beiden Menschenkinder, die Arm in Arm auf einsamen, wenig betretenen Pfaden an einem stillen Werktage durch die duftigen Parkanlagen schritten, welche in den Feierstunden den beliebtesten Tummelplatz der Stadtbewohner bildeten. Die Wiesen und die Sträucher schimmerten in jungem Grün von sammtartiger Zartheit, und an den noch kahleren Zweigen der Bäume brachen da und dort weiße oder rosigschimmernde Blüthen hervor. Der klare, blaßblaue Frühlingshimmel wölbte sich über den Häuptern der beiden Wanderer, und die noch kühle Morgenluft färbte ihre Wangen mit frischem Hauche. Was aus den Augen dieser Beiden leuchtete, das war das reinste,

höchste Menschenglück, das zwei gleichgestimmte Seelen erfüllen kann, die den Zauber der Natur, die Wonne gegenseitiger Neigung tief empfinden.

Sie hatten es Beide gewußt, Doktor Hildebrand und Auguste Döring, damals schon, als sie sich zum ersten Male gegenüberstanden, daß ein Tag kommen würde in ihrem Leben, wo sie vertrauensvoll die Hände ineinander legen würden, um die Wonnen und Schmerzen dieses Daseins fürderhin zu theilen. Wären alle tollen Wünsche ihrer Jugendzeit in Erfüllung gegangen, seliger hätte sich Auguste doch nie fühlen können, als in jenem Augenblicke, wo ihr Bräutigam sie zum ersten Male mit ernster Innigkeit in seine Arme schloß und ihr unwandelbare Liebe, unwandelbare Treue gelobte für alle Zeit.

Morgen sollten seine Lippen und die ihren dieses Gelöbniß vor dem Altare wiederholen, und dann ging es fort aus der Vaterstadt, aus den alten Verhältnissen, dem neuen Leben, dem neuen Glücke entgegen.

Deshalb waren sie heute noch einmal ganz allein die alten lieben Wege gewandert, um dort in aller Stille von der Heimath Abschied zu nehmen. Sie plauderten zusammen von Zeiten, da sie einander noch fremd gewesen, und von jenem für zwei Verliebte so unerschöpflichen Gesprächsthema, von den Anfängen ihres Bekanntwerdens und ihrer Neigung. Auguste erinnerte ihn scherzend an den Brief ohne Ueberschrift, den sie von ihm zuerst erhalten; er erzählte ihr, daß er sich in seine unbekannte Korrespondentin verliebt habe, schon als er den kurzen schriftlichen Dank von ihr bekommen, und schließlich lachten sie Beide noch

recht herzlich über die Jammergestalt, welche Auguste damals für ihn gehalten. Mitten im Lachen aber wurde das junge Mädchen plötzlich wieder ernst und sagte nachdenklich, während sie in das geistvolle Gesicht ihres Bräutigams blickte: „Am Ende wäre es besser für mich gewesen, wenn Du in Wirklichkeit ausgesehen hättest wie jener Andere, denn wahrscheinlich würde ich Dich um Deiner Güte willen auch dann lieben gelernt haben, und so bist Du ja eigentlich viel zu hübsch für eine unschöne, nicht einmal mehr ganz junge Frau, wie ich es sein werde.“

„Wer wie Du, Liebste, ewige Jugend, ewige Schönheit im Gemüthe trägt, der wird der höchsten Anmuth nie entbehren,“ flüsterte er zärtlich, in ihr freundliches Gesicht blickend. „O Auguste, ich freue mich unsäglich auf die Zukunft, eine goldene Zeit liegt vor uns! Weißt Du, daß ich noch immer schwanke, wohin wir die Schritte lenken sollen, ob nach Italien, dem ewigen Land der Liebenden, oder an die schönen Schweizerseen.

Ein Schatten flog über das Gesicht des jungen Mädchens.

„Nicht nach Italien, lieber Robert, wenn Du meinen Wünschen Rechnung tragen willst, das heißt, nur für die Hochzeitsreise nicht. Später einmal, wenn Du mich dorthin mitnehmen willst, mit tausend Freuden.“

Sie gedachte bei diesen Worten der Hochzeitsreise ihrer Freundin, die sie damals im Geiste halb grollend, halb neugierig verfolgt hatte; sogar die Namen der Städte und Hotels, von welchen aus sie Carella's Briefe erhalten, kamen ihr plötzlich wieder in den Sinn. Nein, nicht nach Italien, keine Erinnerung daran, was einstmals gewesen,

sollte ihr die süße Zukunft trüben. Und infolge einer Ideenverbindung, von der Robert natürlich keine Ahnung haben konnte, sagte sie dann: „Habe ich Dir schon erzählt, daß Professor Behringer, der Mann meiner Freundin, vor einigen Tagen schwer erkrankt ist?"

„Ich habe durch Bekannte davon gehört, die Erkrankung soll durchaus nicht unbedenklich sein. Ein schwerer Schlag für eine so junge Frau! Wenn Einem selbst das Herz so voll des Glückes ist, erscheint es doppelt hart, Andere in Leid und Trübsal zu wissen, nicht wahr, Liebste?"

Sie nickte schweigend, und ihre Augen schimmerten in Thränen.

Ja, Professor Behringer war während dieser schönen Frühlingstage schwer erkrankt. Des Abends einmal, als er nach Hause gekommen, hatte Carella sein übles Aussehen, die Abgespanntheit seiner Züge besprochen und der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß er sich zu sehr anstrenge und bei seiner Reizbarkeit besser thäte, von politischen Händeln fern zu bleiben.

Er hatte leichthin geantwortet, daß er sich vermuthlich bei dem raschen Temperaturwechsel in dieser Jahreszeit erkältet habe und einen tüchtigen Schnupfen bekommen werde, das sei Alles, ob Carella vielleicht die Politik hiefür verantwortlich machen wolle? Es sei unglaublich, was für wunderbare Einfälle die Frauen zuweilen hätten. Dies leichte Unwohlsein würde so rasch vorübergehen, als es gekommen.

Tage und Wochen waren verflossen, aber in Rudolph's Befinden war eine Wendung zum Besseren nicht eingetreten.

Tag für Tag und auch viele Nächte hatte seine Frau als unermüdliche Pflegerin an seinem Bette gesessen, während Fieberphantasien durch das Gehirn des Kranken jagten. Sie verließ das Zimmer kaum, sie hörte nichts mehr von dem Leben und Treiben der Außenwelt, all' ihre Gedanken, Wünsche, Hoffnungen beschränkten sich nunmehr auf den stillen, traurigen Raum, in welchem ihr die Stunden langsam verrannen. Sühnen, was sie je gefehlt haben mochte während ihrer Mädchenzeit, in ihrer Ehe, es wieder gut machen durch tausendfache Liebe und Hingebung, das war das einzige Verlangen, das Carella jetzt beseelte. Der furchtbare Ernst dieser letzten Tage, das Grauen vor dem drohenden Verlust, und mitten in dem Allen, getragen von den weichen Frühlingslüften, die herein zum offenen Fenster wehten, urplötzlich ein seliges Erinnern an eine Zeit, in der aus den Augen jenes Mannes, der dort auf seinem Schmerzenslager mit schwerer Krankheit rang, der Strahl wärmster Liebe auf sie gefallen war, hatten diese Umwandlung in ihr hervorgebracht.

„Es war meine Schuld, meine Schuld allein, daß eine Neigung, die ich nicht zu schätzen wußte, zuletzt zerstiebte in alle Winde," sprach sie leise vor sich hin, während Thränen an ihren Wimpern hingen. „O, wenn er wieder gesund würde, wie sollte Alles anders werden!"

„Carella," rief der Kranke, aus unruhigem Halbschlummer erwachend, „Carella, bist Du hier?"

Im nächsten Augenblicke stand sie an seiner Seite.

„Was wünschest Du, lieber Freund?" frug sie mit weicher, leiser Stimme.

„Setze Dich zu mir an's Bett, Kind, ich möchte gern ein wenig mit Dir sprechen. Wer weiß, wann wir wieder so wie jetzt Zeit dazu finden würden. Hast Du den Arzt heute Abend gesprochen, hast Du eine Ahnung, wie es mit mir steht?"

„Ja, Rudolph, er sagte, es stehe noch immer gleich."

„Nein, Kind, es steht nicht gleich; ich gehe bald der Besserung entgegen, der letzten großen Besserung! Sieh' mich nicht so entsetzt an, Carella, was könnte es helfen, sich und Andere über den eigenen Zustand zu täuschen? Ich habe den Doktor gebeten, mir die Wahrheit zu sagen, und er hat es gethan. D'rum habe Dank, mein Kind, für Deine treue Pflege, sie wird nun bald überflüssig sein. Niemand, Carella, Niemand auf der weiten Welt hätte in diesen letzten Wochen mit mehr Aufopferung, mit treuerer Sorgfalt an meiner Seite stehen können. Ich weiß Dir doppelt Dank dafür, mein armes Kind."

„O Rudolph, wie kann zwischen Mann und Frau von Dank die Rede sein! Ich thu's so gern."

„Ich weiß es," sprach der Kranke ruhig; „was auch sonst gefehlt haben mag in unserer Ehe, Du warst doch stets ein Muster gewissenhafter Pflichterfüllung. O Carella," fuhr er nach einer Pause fort, während er ihre schmale Hand leise streichelte, „wir haben uns nie ganz verstanden, wir hätten uns nie heirathen sollen. Vergib, daß ich Dich seiner Zeit dazu beredet. Wir tragen ja wohl Beide Schuld daran, daß diese letzten Jahre für uns nicht glücklicher gewesen sind; aber mein ist der größere Theil derselben, da ich Dir an Alter, an Erfahrung so

weit überlegen war. Ich verzeihe Dir von Herzen Deinen Theil, verzeihe auch Du den meinen."

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Rudolph; was zwischen uns gelegen, es sei begraben und vergessen."

„Armes Kind," sagte er leise, während seine abgemagerte Hand über ihr weiches braunes Haar glitt. „Schöne Jahre Deiner Jugend habe ich Dir genommen', die Du lieber einem Anderen gegeben hättest, ich weiß es wohl. Vielleicht, daß auch für Dich die Zukunft noch schöneren Ersatz bereit hält."

„Wie kannst Du so sprechen, Rudolph! Du sollst nicht von mir gehen; der Gedanke, Dich zu verlieren, bricht mir fast das Herz."

„Herzen brechen nicht so leicht, Carella! Du wirst den Verlust verschmerzen und ein neues Leben liegt dann vor Dir. Aber was auch werden mag, erfülle meine letzte Bitte: vergiß die Kinder nicht. Ich flehe Dich an bei Allem, was Dir heilig ist, nimm Dich ihrer auch ferner an, wenn ihr Vater nicht mehr für sie sorgen kann."

„Es hätte dieser Bitte für mich nicht bedurft," sagte Carella, während sie ihre kühle Hand auf seine glühende Stirne legte; „aber sprich nicht weiter, lieber Freund, rege Dich nicht auf, Du solltest schlafen."

„Ja, schlafen," sprach er leise, „mit Deiner kühlen Hand auf meinen brennenden Schläfen hinüberschlummern in das Jenseits. Grüße die Kinder, Carella, und sie, die jetzt wohl glücklicher geworden ist, als ich sie jemals hätte machen können — es war doch damals eine schöne Zeit — Wellenrauschen und Mondenschein — so wonnevoll, so süß —"

Halb im Entschlafen waren die letzten Worte noch gemurmelt; ob ihn ein Fiebertraum zurückversetzte in jene Sommerzeit auf der kleinen Insel?

* * *

Auf ihrer Hochzeitsreise, an den Ufern des Vierwaldstädtersee's erhielt Auguste die Kunde von dem Tode ihres Jugendgeliebten, und trotz allen gegenwärtigen Glückes vergoß sie bei der Nachricht bittere Thränen. Erst jetzt fand sie den Muth, ihren Gatten mit jenen Vorgängen aus ihrer Jugendzeit bekannt zu machen. Und als er ihr die Thränen aus den Augen küßte und sie fast ängstlich fragte, ob sie das alte Leid wohl vergessen könne und ihn wirklich lieb habe, wenn er auch nicht ihre erste Liebe sei, da schlang sie in leidenschaftlicher Zärtlichkeit beide Arme um seinen Hals und flüsterte leise: „Ich schäme mich, es auszusprechen, Geliebter, ich schäme mich der Wankelmüthigkeit des eigenen Herzens. Wie kann man so ein Gefühl vergessen, das man in der Jugend für unsterblich hielt. Wenn trotzdem meine Thränen flossen, verzeih' es, lieber Robert. Die Neigung zu jenem Manne war ja längst erstorben in meiner Brust, als ich Dich kennen lernte; und nun meine ich, so viel schöner dieser See hier mit seinen bald lieblichen, bald wild gebirgigen Ufern, so viel großartiger die Natur, die uns hier umgibt, als jenes viel bescheidenere Fleckchen Erde, von welchem ich Dir eben erzählte, um so viel größer, heiliger und tiefer sei meine Liebe zu Dir, zu meinem Gatten!"

Ein verkannter Erfinder.

Porträtskizze

von

Theodor Winkler.

Der erste Schritt zu einer praktischen Ausnutzung der schon lange vorher bekannten Kraft des Dampfes geschah zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und zwar war es ein Franzose, Denis Papin, dem es zuerst gelang, nachdem mancherlei Versuche von Seiten Anderer vorausgegangen, die Dampfkraft industriell zu verwerthen.

Dieser interessante Mann, der das ganze bittere Schicksal eines von der Mißgunst der Verhältnisse Verfolgten und in seiner Bedeutung verkannten Erfinders auszukosten hatte, verdient es wohl, in seinem Leben und Streben dem weiteren Publikum bekannt gemacht zu werden.

Lange Zeit hielt man ihn für einen Abenteurer und Phantasten, indem seine Ideen vielfach über die Fassungskraft seiner Zeit hinausgingen und überdies ihre Verwirklichung an den mangelhaften Mitteln der damaligen Technik, an der Ungunst der äußeren Verhältnisse scheiterten.

Die Jugendjahre des begabten Mannes bieten wenig Interessantes. In Blois am 22. August 1647 geboren, widmete er sich zu Angers dem Studium der Medicin

und erwarb sich daselbst den Doktorhut. Erst in Paris, wohin er alsdann übersiedelte, begann er sich mit Vorliebe auf die Naturwissenschaften zu werfen und bald von sich reden zu machen. Auf diesem Gebiete, das bis dahin noch sehr im Argen lag, zeigten sich damals die ersten bedeutsamen Regungen. Zwanzig Jahre waren seit dem Tode des berühmten Physikers Galileo Galilei verflossen, der durch die Entdeckung der Gesetze des freien Falls, des Falls auf der schiefen Ebene, der Pendelschwingung und des Wurfs, sowie durch seine Konstruktion des Fernrohrs so mächtige Fortschritte herbeigeführt hatte. Seine Schüler suchten namentlich das Thermometer und die Lehre vom Luftdruck weiter auszubilden; auch die Erfindung der Luftpumpe fällt in jene Zeit — alles Erfindungen, die ein unabsehbares Feld für die Forschung eröffneten.

Besonders Christian Huygens, ein damals berühmter Gelehrter und Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, dessen Bekanntschaft Papin machte, unternahm eifrig Versuche mit der Luftpumpe und dem Barometer, erfand auch zu ersterer manche Verbesserung und wirkte auf den jungen Mediciner fördernd und anregend ein.

Wir finden Denis Papin in der Folge, ganz abgezogen von der Welt, tief in Experimente versenkt, aus denen er eine ganze Reihe wichtiger Beobachtungen und Erfindungen zu Tage förderte. Vor Allem erstreckten sich seine Untersuchungen auf das Verhalten verschiedener Flüssigkeiten oder Mischungen, wie auch des Schießpulvers in einem luftverdünnten Raum. Eine verbesserte Konstruktion

der Luftpumpe legte zuerst Zeugniß ab von der Gründlichkeit seiner Studien wie von seinem mechanischen Talent, und fast gleichzeitig verfertigte er eine Windbüchse nach ganz neuem System, welche ihrer scharfsinnigen Zusammensetzung wegen großes Aufsehen erregte, so daß sich 1680 eines der angesehensten wissenschaftlichen Institute, die Royal Society in London, bewogen sah, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen.

Papin's epochemachendste Erfindung jedoch, welche die allgemeine Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf unseren Forscher lenkte, bestand in dem Dampfkochtopf oder Digestor, auch vielfach nach seinem Erfinder einfach Papin'scher Topf genannt. Derselbe hat sich bis auf den heutigen Tag in der Praxis erhalten, ja, gerade erst in neuerer Zeit diejenige Verbreitung gefunden, welche Papin bei seiner Konstruktion bereits im Auge hatte.

Es ist ein Kochtopf, welcher durch einen aufgeschliffenen Deckel luftdicht verschlossen werden kann, so daß darin beim Kochen eine hohe Dampfspannung und entsprechend hohe Temperatur entsteht, unter deren Einfluß die darin befindlichen Speisen schneller gar werden. Der Deckel wird mit Bügel und Schraube befestigt, während zugleich ein Ventil vor Explosion sichert und ein Hahn zum Ablassen des gespannten Dampfes dient, wenn man den Topf öffnen will. Indem dieser Kochtopf eine bedeutende Ersparniß an Zeit und Brennmaterial ermöglicht und kräftigere, sowie schmackhaftere Speisen liefert, muß seine Erfindung als ein bedeutender Fortschritt im Küchenwesen bezeichnet werden, die ihren Urheber mit leichter Mühe zum reichen Manne

gemacht haben würde, wenn man damals die Schutzmaßregeln gekannt hätte, die man heute für solche Neuerungen in Gestalt von Patenten zu gewähren pflegt. Aber damals mußte sich Papin schon damit begnügen, daß die gelehrte Welt Notiz von seiner Erfindung nahm, daß ihn gelegentlich Jemand einen Wohlthäter der Menschheit nannte und ein Armenhausvorsteher für die Küche seiner Anstalt praktischen Gebrauch von seiner Erfindung machte.

Wie mühsam und umständlich übrigens Papin's Erfindung bei der damaligen Mangelhaftigkeit der Hilfsmittel noch war, kann man daraus entnehmen, daß er zur Bestimmung der Temperatur bei seinem Topfe (nach dem damaligen Stand der Thermometrie, welcher die beständige Temperatur des Siedepunktes noch fremd war) nichts Besseres anzugeben wußte, als mittelst eines neben dem Kochtopfe aufgehängten Sekundenpendels die Zeit festzustellen, in welcher ein auf den Deckel des Apparats gebrachter Wassertropfen vollständig verdampfte.

In erster Linie verfolgte Papin mit dieser seiner Erfindung den praktischen Zweck, Brennmaterial zu sparen; daß bei dieser Bereitungsart der Speisen auch die Nährkraft derselben bedeutend gesteigert wird, erkannte man erst später. Indeß verwendete doch auch Papin schon den Topf zur Bereitung von einer Art Fleischextrakt, wodurch, wie er glaubte „die geistigen und flüchtigen Bestandtheile des Fleisches mehr erhalten würden, wie beim Einsalzen desselben“, auch konservirter Früchte mittelst Einkochung u. dergl. m.

Er war inzwischen nach London übergesiedelt, wo er

viel mit dem berühmten Naturforscher Robert Boyle verkehrte, allein auch dort sollte seines Bleibens nicht sein. Durch allerlei Versprechungen verlockt, ließ er sich im Jahre 1681 verleiten, nach Venedig auszuwandern, wo man ihm eine Anstellung an einer wissenschaftlichen Akademie zugesagt hatte; allein er fand sich bitter getäuscht, und ärmer noch als er weggegangen, kehrte er anfangs 1684 wieder nach London zurück. In großer Dürftigkeit lebend, suchte er unter neuen Studien und Experimenten die Noth des Daseins zu vergessen. Unter Anderem bemühte er sich, Stoffe zu finden, mit denen versetzt der Gyps für Luft undurchläßig und fester würde und löste auch dieses Problem. Ferner konstruirte er eine große Pumpmaschine, welche, durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt, im Stande war, an einem entfernten Orte beliebige Wassermengen auf jede Höhe zu heben, und löste damit eine Aufgabe, die in der Folge bei Verschönerungsanlagen von höchster Wichtigkeit wurde. Ebenso verbesserte Papin den bereits von einem Anderen erfundenen Apparat zum Schleudern von Geschossen mit Hilfe eines luftverdünnten Raumes in sehr sinniger Weise, wie er denn auch an seinem Dampfkochtopf immer mehr Vervollkommnungen anbrachte. Er war ferner der Erste, der die Entdeckung machte, daß die Gegenwart von Luft nöthig ist, um durch den Zusammenschlag von Stahl und Feuerstein Funken zu erhalten, daß im luftleeren Raum verbrennendes Pulver keine Feuererscheinung zeigt, daß in einem genügend luftverdünnten Raum kein Schall hervorgerufen werden kann ꝛc.

Bei all' diesen Forschungen ging es Papin trübe ge-

nung, da es ihm nicht gelingen wollte, eine seinen Talenten entsprechende Stellung zu erlangen, die ihn der Sorge um das Dasein überhob. Er pries sich daher glücklich, als er im Jahre 1687 durch den Landgrafen Karl von Hessen als Professor der Mathematik nach Marburg berufen wurde. Indeß sollten seine frohen Erwartungen, die er an diese Stelle knüpfte, nur zu einem sehr bescheidenen Bruchtheile erfüllt werden. Schon seine Einkünfte erwiesen sich als höchst ungenügend. Im Anfang erhielt er einen festen Gehalt von nicht mehr als 150 Gulden, eine Summe, die bei seinem höchst anspruchslosen Leben für ihn allein wohl ausreichen mochte; als er sich aber anfangs des Jahres 1691 mit seiner Cousine, der Wittwe des Professors de Maliverné, vermählte, da ging es bald in seinem Hause so knapp her, daß er wiederholt beim Landgrafen um eine Aufbesserung seines Gehaltes einkommen mußte. Dieser aber zeigte sich hierin keineswegs willfährig, obwohl er dem neuen Professor bei seiner Berufung alles Gute in Aussicht gestellt hatte, und Papin gerieth dadurch in solche Bedrängniß, daß er sich genöthigt sah, im Herbste 1692 seinen Abschied zu erbitten. Erst jetzt bequemte sich der Landgraf, dem großen Gelehrten eine Gehaltszulage von 40 Kammergulden jährlich zu bewilligen.

Die materielle Noth war indeß nicht die alleinige Schattenseite seiner Stellung. Als Ausländer hatte er mancherlei Anfechtungen zu erdulden, und in Marburg fehlte es nicht an Leuten, die ihm den Aufenthalt daselbst mit allen Kräften zu verleiden suchten.

Seine Bestrebungen auf wissenschaftlichem Gebiete erlitten übrigens dadurch keinerlei Unterbrechung. Zunächst war es eine sogenannte Centrifugalpumpe, welche er zur Ausführung brachte. Bei einem Besuche in Kassel nämlich fand er den Landgrafen in Arbeiten begriffen, die seinen eigenen Ideen entgegen kamen. Karl ließ damals die Karlsaue anlegen, einen großen Park und Lustgarten auf einer Insel zwischen zwei Armen der Fulda. Große Schwierigkeiten bereitete dabei die Ausgrabung eines Kanals, da das Grundwasser so rasch nachdrang, daß man es kaum bewältigen konnte. Papin sah sofort, wie er mit seiner Erfindung dabei Hilfe bringen konnte, zeigte dem Landgraf das Modell seiner Maschine, fand damit auch dessen Beifall, hatte aber bei der Ausführung infolge mangelhafter Hilfsmittel mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er nur halb zum Ziele gelangte. Zur nämlichen Zeit erfand Papin auch einen Apparat, um eine Flamme unter Wasser brennen zu lassen, und suchte diesen zunächst für die Taucherglocke nutzbar zu machen. Indem er nun eine aus Metall verfertigte Druckpumpe damit in Verbindung brachte, wurde er der Erfinder einer Methode, die in neuerer Zeit bei Brückenbauten von so großem Nutzen gewesen ist.

In Kassel mußte er sich im Auftrage des Landgrafen auch mit der Herstellung eines Taucherschiffes beschäftigen. Die schon von früher her bekannte Taucherglocke hatte man erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts praktisch zu verwerthen gelernt, indem man bei der Insel Mula an der schottischen Küste drei versunkene Kanonen aus dem Meeresgrunde emporhob. Ein holländischer Physiker, Cornelis

van Drebbel, hatte ungefähr um dieselbe Zeit mit einem Schiffe, mit dem er unter Wasser fuhr, auf der Themse viel bewunderte und wohl auch bewundernswerthe Versuche angestellt. Die zum Athmen in diesem Fahrzeug nöthige Luft wollte van Drebbel angeblich durch chemische Mittel hergestellt haben, was natürlich sehr wenig Glauben verdient. Die Konstruktion des Taucherschiffes jedoch, welche Papin erfand, war derart, daß die Zufuhr frischer Luft auf ganz natürlichem Wege von Außen her bewerkstelligt wurde. Trotz der unsäglichen Hemmnisse, die sich dem Erfinder bei der Ausführung infolge der mangelhaften damaligen Technik entgegenstellten, war es ihm schließlich doch gelungen, sie zu überwinden. Allein ein unvorhergesehener Unfall zerstörte Alles. Schon schwebte nämlich die Maschine, mittelst eines Krahns gehoben, frei über dem Fluß, da erwies sich der Krahn als zu schwach, er brach und seine Last stürzte in die Fluthen.

Die Gegner des strebsamen Mannes beuteten den Vorfall weidlich aus, und Papin ward dadurch so niedergeschlagen, daß er vorerst zu weiteren Versuchen den Muth verlor. Allein der Landgraf hatte zu dem gelehrten Professor soviel Vertrauen, daß er ihn zu einem neuen Versuch ermunterte und nochmals die Mittel dazu hergab. Papin leistete auch Folge, und dieses neue Experiment glückte vollständig. Der kühne Erfinder ließ sich mit seinen Gehilfen mehrmals in das Wasser hinab und der Landgraf sprach rückhaltlos seinen Beifall aus; allein da die Erfindung für sein Land doch nur wenig praktischen Nutzen versprach, verzichtete er auf die weitere Verfolgung derselben.

Eine Verbesserung der Oefen zur Verstärkung der Heizkraft derselben, sowie eine Methode, in Kohlengruben das eindringende Wasser zu beseitigen, waren die nächsten Arbeiten, die Papin zu Stande brachte, und zwar im Auftrage auswärtiger Fürsten, die ihn darum angegangen hatten. Bemerkenswerth bei dieser Thätigkeit ist der rege briefliche Verkehr, den unser Erfinder mit einem der berühmtesten Männer seiner Zeit, dem Philosophen Leibniz, unterhielt, der für Papin's Bestrebungen fortgesetzt das regste Interesse zeigte, Alles, was dieser ersann und zu Stande brachte, eingehend besprach und so weit er nur konnte, zum Protektor desselben wurde. Für Papin, der stets mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, war diese einflußreiche Gönnerschaft von großem Nutzen.

Allein trotz alledem ging es ihm übel genug, und die unaufhörliche Geldbedrängniß, in der er sich bei seiner kärglichen Besoldung befand, nöthigte ihn wiederholt, den Landgrafen um seine Entlassung zu bitten, damit er nach England zurückkehren könne, wo er sich günstiger zu stellen hoffte. Gerade damals hatte Papin abermals eine Erfindung gemacht, welche den Landgrafen sehr interessirte, nämlich eine wesentlich vereinfachte Methode, Glas und andere schwer flüssige Körper zu schmelzen. Er erhielt infolge dessen den gewünschten Abschied nicht, ward vielmehr von Marburg ständig nach Kassel in die nächste Nähe des Hofes berufen und zum „Rath“ ernannt; allein seine pekuniären Verhältnisse erfuhren doch keine nennenswerthe Aufbesserung. So niederdrückend dies für ihn sein mußte, so ließ er sich dadurch doch nicht zur Unthätigkeit ver-

leiten, vielmehr fuhr er rastlos fort, sein reiches Wissen nutzbar zu machen.

Das Wichtigste, was in dieser Beziehung unter seinen Händen hervorging, war das Modell eines Dampfwagens, wie er denn überhaupt auf dem besten Wege war, die Kraft des Dampfes zur Bewegung von Wagen und Schiffen praktisch anzuwenden.

Wir übergehen hier ein anderes Experiment Papin's, welches darin bestand, den Wasserdampf zum Fortschleudern von Granaten zu benutzen, zu dessen weiterer Ausführung ihm die Mittel fehlten, und wollen nur noch bemerken, daß ihn seine Versuche, den Dampf als Triebkraft zu verwenden, auf die Konstruktion eines kleinen Schiffes geführt hatten, in welchem wir, nach Allem, was darüber bekannt geworden, den eigentlichen Urahn unserer Dampfschiffe zu begrüßen haben. Groß war seine Freude über das Gelingen dieses mit unsäglichen Mühen und nach vielen verfehlten Experimenten hergestellten Fahrzeugs; allein welch' bittere Erfahrungen sollte der arme, vom Mißgeschick verfolgte Erfinder noch damit machen!

Verdrießlich über die anhaltende Knauserei des Landgrafen in der Bewilligung des nöthigen Lebensunterhalts und verbittert durch wiederholte Chikanen, die seine Gegner wider ihn in's Werk setzten, hatte Papin endlich im Frühjahr 1707 seine Entlassung mit solcher Entschiedenheit begehrt, daß ihr kein Hinderniß mehr entgegengestellt werden konnte. Seine Abreise nach England, wo er ein besseres Loos zu finden hoffte, war beschlossen und seine wenigen Habseligkeiten hatte er bereits gepackt. Aber die Mitnahme

seines werthvollsten Besitzthums, das er keinenfalls zurücklassen mochte, das Produkt jahrelangen Sinnens und Schaffens, bereitete ihm große Schwierigkeiten. Es war das kleine Schiff, das wir bereits oben erwähnten. Bei der Beschränktheit seiner Geldmittel durfte der Transport desselben nicht viele Kosten verursachen, und doch wollte er es auch möglichst unbeschädigt in seinen neuen Wohnsitz mit hinübernehmen, denn gerade hiervon versprach er sich in England gute Erfolge. Wie aber dies bewerkstelligen? Papin hatte in seiner Eingabe an den Landgrafen, in welcher er seinen Abschied forderte, als Hauptgrund angegeben, daß er das Schiff in einen Seehafen zu bringen wünsche, wo er seine Tüchtigkeit besser prüfen könne, als ihm dies in oder bei Kassel möglich sei. Um es jedoch nach England zu schaffen, wußte er kein anderes Mittel, als mit ihm die Weser hinunter bis nach Bremen zu fahren, es dort auf ein Seeschiff zu laden und so über die Nordsee bringen zu lassen. Das war aber durchaus nicht so einfach. Abgesehen von den verschiedenen Untiefen und Stromschnellen, die auf dieser Tour erst genau in Erfahrung gebracht sein wollten, bestand der mißlichste Punkt darin, daß die Schiffergilde der Stadt Münden vermöge ihres ausgedehnten Stapelrechtes die Befugniß hatte, jedem fremden Schiffe die Vorüberfahrt an ihrer Stadt zu verweigern.

Endlich schienen jedoch auch diese Hindernisse beseitigt, ein Schiffer erbot sich, Papin's Schiff in's Schlepptau zu nehmen und so dasselbe mit dem seinigen in die Weser zu führen. Unser Erfinder vertraute sich demselben an und

fuhr am 24. September 1707 mit seiner Familie und einigen Kisten Hausrath von Kassel ab. Allein er sollte damit nicht weiter als bis Münden kommen. Die dortigen Schiffer hatten erst kürzlich die Erneuerung ihres Privilegs mit schwerem Gelde bezahlen müssen, und waren durchaus nicht geneigt, eine Ausnahme davon zu machen. Das Schiff wurde angehalten und nach kurzer Berathung einfach konfiszirt. Umsonst erhob Papin Einspruch, umsonst legte er sich auf's Bitten und auf's Drohen, er mußte zusehen, wie ihm sein größter Schatz, zu dessen Herstellung er sich die Mittel am Munde abgedarbt, weggenommen und in blinder Wuth zerstört wurde. Noch am selbigen Tage setzte er seinen Wanderstab weiter und reiste zu Lande mit Weib und Kindern nach England, einem unsicheren Schicksal entgegen. Die Stütze seiner frohen Aussichten war ihm geraubt, sein Muth gebrochen; er überwand den Schlag nie wieder.

Der härteste Kampf um's Dasein wartete seiner in London, wo er bald ganz allein und von allen Mitteln entblößt dastand und vergebens an die Thüren seiner früheren Gönner pochte. Auch die „Royal Society", deren Mitglied er war, hielt ihn nur mit leeren Vertröstungen hin. Selbst in dieser verzweifelnden Lage aber that Papin noch Alles, was in seinen Kräften stand, um sich vom Untergange zu retten. Er bewarb sich um eine Lehrerstelle; allein vergeblich. Dabei wurde sein Fortkommen auch noch durch den Umstand erschwert, daß seine Kleidung abgetragen und seine äußere Erscheinung daher wenig vertrauenerweckend war. Er erbot sich nun zur Ausführung

billiger und praktischer Oefen, um damit seinen Unterhalt zu erschwingen — umsonst! Der Verzweiflung nahe, unternahm er noch einen Versuch, der für die Vielseitigkeit seines Talentes glänzendes Zeugniß ablegt. Er konstruirte ein Schloß zum Verschließen von Geldkassetten, das der Uneingeweihte nicht zu öffnen vermochte, selbst dann nicht, wenn man ihm den Schlüssel dazu in die Hand gab. Allein das Mißgeschick verfolgte den armen Mann auch hierbei. In einer Sitzung der „Royal Society" zeigte Papin sein Werk vor, schloß vor der Versammlung die Kassette ab und überlieferte den Schlüssel; aber Niemand konnte das Schloß öffnen. Da hatte einer der Anwesenden die unglückliche Idee, das Kästchen zweien Handwerkern zu zeigen. Als auch diesen die Oeffnung nicht gelang, zerschlug der eine im Zorn die Kassette, und Papin war abermals um den gehofften Lohn seiner Erfindung betrogen.

Der Erfinder starb zu London in der ersten Hälfte des Jahres 1712. Ueber die letzte Zeit seines Lebens fehlen alle Nachrichten. Es ist anzunehmen, daß er sie in großer Kümmerlichkeit verbracht habe. Was aus seiner Familie geworden, ist ebenfalls unbekannt. Erst in allerneuester Zeit sind seine Verdienste nach Gebühr gewürdigt worden und ist vor Allem der Wahn gefallen, daß er ein wissenschaftlicher Abenteurer und Charlatan gewesen sei.

1859 wurde ihm in Blois ein Denkmal errichtet.

Der jüngste Ausbruch des Goldfiebers.

Amerikanische Skizze

von

S. Augustin.

(Nachdruck verboten.)

In dem eigenthümlichen Jargon, der sich in den amerikanischen Minenbezirken ausgebildet hat, benennt man einen wilden Aufbruch und Zulauf nach neuentdeckten Goldlagern, eine Art hitzigen Fiebers, welches — namentlich in den älteren Goldländern — mit rasender Schnelligkeit um sich greift und die davon Befallenen aller Besinnung zu berauben scheint, mit dem Kunstausdruck „Stampede", der dem Mexikanischen entlehnt ist und ursprünglich eine unter den Büffel- oder halbwilden Rinderheerden ausbrechende Panik bedeutet. Allerdings wirkt die Nachricht von der Auffindung neuer Goldfelder unter den Goldsuchern ähnlich, wie solch' eine Panik unter dem Rindvieh. Die besonnensten Köpfe sind plötzlich vollständig verwirrt und handeln unter dem Einflusse einer Wahnvorstellung. Kein Mensch wartet genauere Angaben über die Beschaffenheit dieser als goldhaltig gerühmten Regionen ab, sondern jeder bricht in wildester Eile auf, um womöglich unter den Ersten an Ort und Stelle zu sein, und entweder „Claims" (Landantheile) mit Beschlag zu belegen, oder

Branntwein und andere Waaren an die Zuzügler zu verkaufen.

Allerdings müssen in neuerer Zeit zwei Bedingungen zusammentreffen, um dies Fieber zu erzeugen. Das gefundene Metall muß gelbes, nicht weißes sein — das Silber hat bei der Schwierigkeit des Abbaues und der Ausscheidung aus dem Erz seinen Reiz verloren — sodann muß sich das Gold in gediegenem Zustande, in sogenannten „Placer mines“ finden und sich ohne kostspielige Vorrichtungen mit Spitzhacke und Schaufel durch Schlemmgräben und Waschkästen, wie sie jeder Goldgräber herstellen kann, gewinnen lassen.

Hat man nun wirklich irgendwo „pay dirt“ (Boden, der des Waschens lohnt) gefunden, so durchfliegt die Kunde mit Blitzesschnelligkeit das ganze ungeheure Terrain von Canada bis Mexiko, von den Oststaaten bis zur Küste des stillen Oceans, und die unerhörteste Aufregung bemächtigt sich der Bewohner, auch wenn sie bis dahin nie eine „Placer mine“ gesehen haben. In den Golddistrikten von Arizona, in Neu-Mexiko, am Colorado wie in Utah beginnt sofort der Aufbruch; ja sogar die alten kalifornischen Goldgräber („old timers“) fühlen sich, in der Erinnerung an das Jahr 1849, noch einmal jung werden und gedenken sehnsüchtig jener harten, mühevollen Tage und der überschwenglichen Hoffnungen, mit denen sie damals in die Berge zogen.

In den letzten Jahren haben nur noch selten „Stampedes“ stattgefunden. Die Golddistrikte sind so gründlich durchstöbert, daß die Aussicht, weitere reiche „Placers“ zu

entdecken, eine ziemlich geringe ist, obwohl noch jeden Sommer eine Anzahl Männer nach den Felsengebirgen ziehen, um — wie der Kunstausdruck lautet — zu prospekten, d. h. neue Fundstätten des edlen Metalles zu entdecken.

Von allen „Stampedes" alter und neuer Zeit war die nach Coeur d'Alêne, im Winter und Frühjahr 1884, wohl eine der merkwürdigsten. Das Land, nach welchem der Zug sich diesmal ergoß, liegt in einer der unbekanntesten Regionen der Felsengebirge. Keine Straße, nicht einmal ein Saumpfad durchschnitt damals das mit beinahe undurchdringlichem Cedern-, Tannen- und Kiefernwald bedeckte Terrain, und — was die Sache noch schlimmer machte — der Schneefall war gerade in diesem Winter ein ungeheurer. Als die Stampede inmitten der rauhen Jahreszeit begann, lag der Schnee in den Pässen der Felsengebirge 12 bis 15 Fuß hoch; aber trotz dieser Hindernisse fanden während der Monate Januar, Februar und März über 5000 Menschen den Weg nach den Coeur d'Alêne-Bergen, darunter Dutzende von Frauen — natürlich nicht der erlesensten Art — welche Männerkleider trugen und ihre Frauengarderobe in kleinen Schlitten hinter sich her zogen.

Die Coeur d'Alêne-Berge bilden den nördlichsten Theil der großen Bitter-Root-Chain (Bitterwurzelkette) und empfingen ihren Namen von den ersten französischen Trappern, welche mit den Indianerstämmen an den westlichen Abhängen in Berührung kamen. Diese Indianer zeigten sich nämlich so ungastlich, daß die Trapper sie als „Schuster-

pfriemherzen" (Coeur d'Alènes) bezeichneten. Jetzt umfaßt der Name das ganze neue Goldland, sowie Alles, was damit zusammenhängt.

Das Placergold, d. h. das im losen Boden eingebettete Metall, findet sich an beiden Seiten der Bergkette, hauptsächlich aber am westlichen Abhange derselben, und dort besonders in den tiefen, engen Seitenschluchten, durch welche sich die kleineren Gewässer in die größeren Flüsse ergießen. Schon im Jahre 1867 war eine Abtheilung Prospektors bis dorthin vorgedrungen und hatte auf den Goldgehalt des Bodens öffentlich aufmerksam gemacht, aber ohne Erfolg. Erst als im Jahre 1882 ein Mann Namens Pritchard behauptete, in dem Boden des Terrains Gold in lohnender Menge gefunden zu haben — ein Bericht, der im Allgemeinen stark bezweifelt wurde — unternahmen einige ruhelose Goldgräber aus dem Montanadistrikt im Frühjahr 1883 einen Streifzug dorthin, fanden aber in den Gründen zwölf Fuß hohen Schnee, und kehrten entmuthigt um, fest entschlossen, Pritchard, sobald sie ihn träfen, an dem ersten besten Baume aufzuhängen. Mittlerweile erwiesen sich Pritchard's Angaben dennoch als richtig. Der Mann selbst nahm die Ausbeutung eines Claims in Angriff; die Erzählungen von den hier gefundenen „nuggets" (Goldklumpen) bahnten sich den Weg durch die Wildniß, und noch ehe der Winter hereinbrach, traf eine Anzahl unternehmender Burschen dort ein.

Die große Stampede aber erfolgte erst im Februar 1884, als die Zeit für den Toboggan — ein in Canada gebräuchlicher Schlitten — begonnen hatte. Bis zum

Schmelzen des Schnee's, im April, gab es kein anderes Beförderungsmittel nach den neuen Goldfeldern. In Massen brach man jetzt nach dem neuen Eldorado auf. Die Tobogganmänner trugen Schneeschuhe, zogen auf dem roh gearbeiteten Schlitten eine Last von 100 bis 200 Pfund hinter sich her und legten mit Mühe täglich fünf Stunden Weges über die Berge zurück, indem sie sich einzig nach Einschnitten (blazings) in den Bäumen richteten, durch welche die ersten Eindringlinge ihren Pfad durch die Wildniß bezeichnet hatten. Schlugen sie Nachts ihr Lager auf, so hackten sie grüne Tannenäste ab und legten sie auf den Schnee, um darauf ihr Feuer anzuzünden, und gewöhnlich fand sich am Morgen der Schnee darunter so zusammengeschmolzen, daß die glimmenden Brände und Kohlen in einem 12 bis 15 Fuß tiefen Loche schwehlten. Die Beförderung von Frachtstücken kostete von der nächsten Station der „Nord-Pacific-Bahn" bis zu der „Eagle City" getauften ersten Ansiedelung einen Vierteldollar (1 Mark) per Pfund. Dabei verkauften die Tobogganmänner häufig die ihnen zum Transport anvertrauten Waaren und steckten das Geld in ihre Tasche — ja, auch bei verhältnißmäßiger Ehrlichkeit litten Branntwein und Tabak unterwegs immer großen Schaden. Den Schlitten und Schneeschuhen folgte der Transport durch Maulthiere, und im Frühjahr 1884 fing man an, von verschiedenen Seiten aus Wege durch den Wald zu hauen.

Eagle City trug insofern einen eigenthümlichen Charakter, als die Niederlassung sich — halb aus Zelten, halb aus Bretterbuden, zum Theil aus einem Gemisch von beiden

bestehend — mitten aus dem Schnee der einsamen Bergschlucht erhob. Uebrigens hatte sie den gewöhnlichen Anstrich eines neuen „Camp". Jedermann war vergnügt und hoffnungsvoll; professionsmäßige Spieler langten zu Dutzenden aus anderen, inzwischen anständig und solide gewordenen Minenstädten an, und unter zehn Baracken waren sicherlich neun Wirthshäuser, Spiel- und Trinksalons; das Glas Branntwein kostete damals einen halben Dollar (2 Mark), und der Hausirer mit seinen Waaren folgte dem Inhaber der Schnapsbude dicht auf den Fersen, denn wo immer Gold entdeckt werden mag, der fliegende Händler und der Schänkwirth sind stets unter den ersten Zuzüglern. Schaaren von Abenteurern überschwemmten bald die Goldfelder von Coeur d'Alène; aber es waren auch genug gute Elemente vorhanden, um eine Art von Ordnung herzustellen und aufrecht zu erhalten, denn das westliche Idaho und das östliche Washington hatten eine Anzahl dort ansässiger Farmer herübergesandt, die, als solider und stetiger Grundstock wirkend, mit den Uebrigen im Schnee ihre Claims absteckten.

Unter solchen Umständen pflegt sich gewöhnlich das anfängliche Chaos schnell zu einem Gesellschaftskörper zu gestalten. Aerzte und Advokaten stecken ihre Schilder, die meist aus abgesplitterten Spänen eines Baumstammes bestehen und mit der Spitze eines glühend gemachten Schüreisens beschrieben sind, heraus. Alle den Goldgräbern nöthigen Waaren, Messer, Bratpfannen, Kleidungsstücke der ordinärsten Sorte werden herbeigebracht; Zimmerleute, Schmiede, Schuhmacher, Bäcker, welche eigentlich gekommen

sind, um Gold zu suchen, sehen bald ein, daß sie besser thun, ihr Handwerk zu betreiben. Ein Wochenblättchen bringt Ereignisse und Neuigkeiten aus anderen „Camps“, und bald sind fast alle Berufsarten vertreten. Nur Lehrer und Prediger fehlen, denn Kinder gibt es hier nicht und ebenso wenig eine Sonntagsfeier. Schüsseln, Backtröge, Waschzuber und Eimer werden auf die primitivste Weise durch die Aushöhlung von Baumstumpfen hergestellt; Holzblöcke, rohe Schemel und Bänke vertreten die Sophas und Stühle; die „Idahofedern“ — wie man die frischen Spitzen von Tannenzweigen nennt — geben, wenn man sie gut aufschüttelt und wollene Decken darüber breitet, gar kein übles Lager, und zinnerne und blecherne Becher, Schüsseln und Teller versehen die Stelle des Porzellans. Alle Mahlzeiten: Frühstück, Mittagessen und Abendbrod, kosten denselben ziemlich hohen Preis, aber welchen Appetit entwickeln auch die Männer, welche den ganzen Tag „prospektend“ über Berg und Thal gewandert sind, oder mit Hacke und Schaufel hantirt haben!

Als der Schnee in den Bergen und Thälern von Coeur d'Alène geschmolzen war, machten sich die „Stampeders“ rüstig an's Goldgraben, und damit begann auch die Enttäuschung. Man fand zwar an einigen Stellen in den oberen Erdschichten „pay dirt“, aber meist lag das edle Metall 12 bis 20 Fuß unter Kies und Steingeröll. Die „Nuggets“ pflegen sich vermöge ihrer Schwere durch den lockeren Boden meist bis zu der ersten Felsenschicht zu senken, die sie dann aufhält, und in den Coeur d'Alène-Regionen hatten die Goldgräber tief einzudringen, ehe sie

dies Lager erreichten, wo sie dann allerdings reines Gold in Plättchen, sowie in größeren und kleineren Körnern fanden. Der größte hier gefundene „Nugget" war 350 Dollars werth und wurde in „Dream Gulch" (Traumschlucht) erbeutet, die ihren Namen einer romantischen Geschichte verdankt.

Ein Farmer im westlichen Idaho, der schon daran gedacht hatte, nach dem neuen Goldlande zu gehen, sah sich im Traume dorthin versetzt. Er befand sich anfänglich in einem dicht bewaldeten Thale und bog von hier in eine enge Nebenschlucht ein, durch welche ein kleiner Bach rann. An einer Stelle, wo dieser Bach sich theilte, fand der Mann — natürlich immer im Traume — eine Stelle, aus welcher er mit Hammer und Meißel gediegenes Gold gewann. Am nächsten Tage hatte er diesen Traum noch einmal, und in der dritten Nacht sah er sich abermals in der Schlucht, wo er vier Maulthiere mit Gold belud. Dieser wiederholte Traum machte einen solchen Eindruck auf den Farmer, der Davis hieß, daß er zwei Freunde beredete, mit ihm nach Coeur d'Alène zu gehen, und er fand dort in der That, nachdem er hier einige Tage prospektend umhergewandert, alle Orte, die er im Traum gesehen — nur die goldhaltige Stelle fand er nicht. Die Männer ließen sich dadurch aber nicht entmuthigen, sondern schlugen an verschiedenen Stellen in die Wand der kleinen Schlucht ein und scharrten wirklich bald einen Klumpen Gold aus, welcher 79 Dollars Werth hatte. Davis gab dem Orte den Namen Dream Gulch, und wenn er wahrscheinlich auch nicht vier Maulthiere mit der Ausbeute



hat beladen können, so hatte die kleine Gesellschaft doch schon Mitte des Sommers 1884, d. h. nach wenigen Monaten, für 42,000 Dollars Gold ausgegraben.

Im Laufe dieser Zeit hatte die große Mehrzahl der Stampeders die Erfahrung gemacht, daß Coeur d'Alène „kein Land für den armen Mann" war, sondern daß es ziemlich großer Kapitalien bedurfte, um die Goldlager zu erschließen, während die Meisten nur die Mittel besaßen, hier einige Wochen ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Die Kapitalisten, an welche sie ihre Claims zu verkaufen hofften, verhielten sich abwartend, und so begann schon im Juni des Jahres der Abzug der Enttäuschten. Alle Züge der nördlichen Pacificbahn waren eine Zeit lang mit melancholischen, unter der Last ihrer schmutzigen Wolldecken schwitzenden und fluchenden Männern besetzt. Die Entstehung und der verhältnißmäßige Verfall von Eagle City vollzog sich innerhalb eines Zeitraumes von sechs Monaten, und Claims mit einem Blockhause, die man im Februar auf 1500 Dollars schätzte, waren im Sommer bereits für 50 Dollars zu haben. Dessen ungeachtet ist die Niederlassung nicht verödet, sondern beschäftigt lohnend eine Menge fleißiger Hände. Nur das angeschwemmte Element verlief sich naturgemäß mit der eintretenden Ebbe. An mehreren Punkten, wo die Gruben sich auf der Höhe befinden, führt man den goldhaltigen Boden auf hölzernen Schleifen hinab nach dem Flusse, um ihn dort auszuwaschen; an anderen Stellen befolgt man das System des „Ausschleußens", indem man die Gewässer kleiner Bäche in hölzerne Rinnen über den „pay dirt" leitet, und wohin



das Auge in dieser Wildniß blickt, auch da, wo Hacke und Spaten den Boden noch nie berührt haben und es kaum dem schlanken Hirsch möglich ist, zwischen den dichtstehenden Baumriesen seinen Pfad zu verfolgen, sind an den Bäumen Bretter angenagelt, auf welchen „Jedermann kund und zu wissen“ gethan wird, daß hier ein „Claim“, so und so lang und so und so breit, mit Beschlag belegt ist — ein Recht, das denn auch auf das Gewissenhafteste respektirt wird.

Der jetzige Hauptort des Goldbezirks in den Coeur d'Alène-Bergen, die Stadt Murray, liegt etwa fünf englische Meilen unterhalb Eagle City zwischen schroff aufsteigenden Bergen. Sie besteht aus einer langen Reihe häßlicher Baracken, von welcher sich drei oder vier Nebenstraßen von derselben Beschaffenheit abzweigen und sich entweder an den Berglehnen emporziehen oder in Schluchten verlaufen. Der Ort ist ein geradezu entsetzlicher Aufenthalt. Fällt im Winter der Schnee in diesen Regionen haushoch, so brennt zur Sommerszeit die Sonne täglich 16 Stunden mit fürchterlicher Gluth in die kahle Schlucht, die durch das Abholzen des Waldes entstanden ist, während es in den kurzen Nächten so empfindlich kühl wird, daß man des Feuers nicht entbehren kann. Baumstümpfe und halbverkohlte Stämme liegen in allen Straßen und dienen den Bewohnern als Sitze. Jede zweite Baracke ist eine Schnapsschänke; Zeitungen verkauft man zu „two bits“ (zwei Vierteldollarstücke) das Blatt. Selbstverständlich fehlt es auch hier nicht an Unzufriedenen, welche, in den Wirthshäusern umherlungernd, unter entsetzlichen Flü-

chen den Tag verwünschen, der sie hieher geführt, aber es wird aus Murray täglich eine beträchtliche Menge Gold verfrachtet.

Die reichste Grube dieser Ansiedelung ist der sogenannte Mother-Lode (Mutterstock), welcher im Mai 1884 entdeckt wurde und damals große Aufregung unter den Goldgräbern hervorrief. Die meisten von ihnen neigen sich nämlich der Ansicht zu, daß die im losen Boden der Goldfelder verstreut gefundenen Nuggets von dem Aufbruch einer reichen Goldader herrühren, welcher in früheren Perioden der Erdbildung stattgefunden, und diese Hauptader aufzusuchen ist nun Zweck und Ziel der eifrigsten Nachforschungen. Drei alte Farmer aus dem Washingtongebiet hatten das Glück, am Abhange des Flußthales ein Goldlager zu entdecken, welches man als den Mutterstock der Placer-mines von Coeur d'Alène betrachtet.

Ein Steinklumpen, der, vier Fuß im Durchmesser haltend, auf der Oberfläche reich mit Gold gesprenkelt und von starken Goldadern durchzogen war, ist der bedeutendste Fund, welcher bis jetzt im Mother-Lode gemacht wurde.

Nach einigen Jahren, wenn sich der Goldreichthum des Gebietes bestätigt hat, wird sich, wie es an anderen Orten geschah, das Kapital einfinden, um die Ausbeutung, namentlich der im Quarzgestein eingebetteten Schätze, welche dem mittellosen Goldgräber unzugänglich sind, im großen Styl und dann jedenfalls mit ungeheurem Nutzen zu betreiben.

Die Entwickelung unseres Straßenwesens.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Hans Westien.

In der Gegenwart haben mit dem Uebergange der Industrie vom Handwerkerthum zur Fabrikthätigkeit und dem gewaltigen Aufschwunge des Welthandels auch die äußeren Verkehrsanstalten in den Städten eine wahrhaft staunenswerthe Verbesserung erfahren. Leicht und fast geräuschlos rollen die Wagen über das Holz-, Stein- und Asphaltpflaster der Straßen dahin, Gaslicht und elektrische Lampen verwandeln am Abend die Dunkelheit in Tageshelle, nach jedem Schneefalle sind Tausende von Arbeitern mit der Reinigung der Fußsteige und Fahrdämme beschäftigt, während die Abfallstoffe unserer Haushaltungen und die Regenwässer in weitverzweigten Kanälen unter der Erde fortgeleitet und aus dem Bereiche der menschlichen Wohnungen entfernt werden. Wir betrachten alle diese Annehmlichkeiten unserer modernen Städte-Einrichtungen als etwas Selbstverständliches und glauben dieselben nicht entbehren zu können, obgleich es noch vor kaum hundert Jahren selbst größere Städte in Europa gab, deren Straßen

weder gepflastert waren, noch regelmäßig gereinigt oder des Nachts künstlich beleuchtet wurden.

Wie langsam und allmählig sich gerade auf diesem Gebiete des Verkehrslebens eine Wandlung zum Bessern vollzog, welcher Kämpfe und Anstrengungen es bedurfte, um unser modernes städtisches Straßenwesen von dem mittelalterlichen Zopfe zu befreien und auf jene Stufe der Vollkommenheit zu heben, die es heute einnimmt — dies wollen wir im Nachstehenden zu schildern versuchen.

Von allen Städten des Mittelalters hatte Cordova zuerst ein Straßenpflaster aufzuweisen. Die Stadt verdankte dasselbe der Fürsorge Abderrahman's II. (822 bis 852), des vierten spanischen Khalifen. Dieser Maurenfürst, welcher sich um die Hebung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe große Verdienste erwarb, ließ schon um das Jahr 850 n. Chr. seine Hauptstadt nicht allein pflastern, sondern auch mit einer Wasserleitung von Bleiröhren versehen, während noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Straßen der französischen Hauptstadt ungedämmt waren und eine Ablagerungsstätte für allen möglichen Schmutz und Unrath bildeten, in welchem die Schweine sich tummelten. Die Pflasterung der Gassen von Paris wird auf die Initiative Philipp's II. (1180 bis 1223) zurückgeführt. Der Letztere habe einst, so erzählt Rigord, der Leibarzt und Geschichtsschreiber dieses Königs, in demjenigen Theile seines Palastes, der nach der Seine zu lag, an einem offenen Fenster gestanden, als gerade mehrere Wagen vorbei gefahren wären und mit ihren Rädern den dort massenweise lagernden Koth aufgewühlt

hatten. Dadurch sei ein so pestilenzialischer Geruch entstanden, daß Philipp den Entschluß gefaßt habe, diesem Zustande ein Ende zu machen und Paris mit Steinen pflastern zu lassen. Der Befehl hiezu ward der Obrigkeit im Jahre 1184 ertheilt, da aber die Kosten der Pflasterung sehr erheblich waren und die Kommune dieselben nicht aus eigenen Mitteln allein bestreiten konnte, so schenkte der König ihr zu diesem Unternehmen den für jene Zeit recht bedeutenden Betrag von 11,000 Mark Silber. Dessen ungeachtet konnte Paris seiner Verpflichtung nur ungenügend nachkommen, denn als hundert Jahre später den Bürgern die Weiterführung des Steinpflasters außerhalb der Porte St. Martin anbefohlen wurde, entschuldigten sie sich damit, daß die ihnen dazu verliehenen Einnahmen nicht ausreichten. Durch diese und ähnliche Einwände wurde die Pflasterung aller Straßen in Paris lange verzögert, und im Jahre 1641 gab es sogar dort noch manche Gassen, welche nicht gedämmt waren.

In London scheint die Pflasterung der Straßen ziemlich spät und erst allmählig erfolgt zu sein. Selbst die lebhaftesten Verkehrsadern der britischen Metropole wurden erst im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts mit Steinen gedämmt, ja der große Marktplatz Westsmithfield, auf dem der Verkauf von Pferden und Rindvieh stattfand, erhielt erst im Jahre 1614 ein Pflaster.

Unter den deutschen Städten darf sich das im Mittelalter durch seinen Handel so machtgebietende Augsburg des ersten Steinpflasters rühmen. Dort hatte im Jahre 1415 ein reicher Kaufmann, Namens Hans Gwerlich, vor

seinem am Ochsenmarkt gelegenen Hause einen sogenannten Vorgang (Trottoir) herrichten lassen. Diese zur Bequemlichkeit des Publikums geschaffene Einrichtung fand soviel Anklang, daß der Magistrat, dem die großartigsten Mittel zur Verfügung standen und der einen recht tiefen Griff in den Stadtsäckel nicht zu scheuen brauchte, die ganze Stadt nach und nach auf Gemeindekosten pflastern ließ.

Berlin hatte noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts manche Straßen aufzuweisen, welche keinen Steindamm besaßen. Mit der Pflasterung des neuen Marktes begann man z. B. erst 1679 und setzte dieselbe in den folgenden Jahren fort. Die Königsstraße wurde erst 1684 an beiden Seiten der Häuser gedämmt und der Platz hinter dem Dome war noch 1689 ohne Pflaster.

Von einer wirklichen Reinigung der Städte konnte natürlich erst die Rede sein, nachdem die Straßen durch die Pflasterung mit Steinen einen festen Damm erhalten hatten, der den Einflüssen der Witterung Widerstand leistete.

In Paris mußte nach Legung des ersten Pflasters mehrere Jahrhunderte hindurch jeder Bürger die Erneuerung und Reinigung des Straßendamms vor seinem Hause aus eigener Tasche bestreiten. Dieser Verpflichtung wurde aber so lau nachgekommen, daß im 14. Jahrhundert der Zustand der Straßen wiederum jeder Beschreibung spottete und wahre Berge von allerlei Unrath den Verkehr hemmten. Dazu kam noch, daß Jeder Alles, was er wollte, aus den Fenstern seiner Wohnung auf die Gasse werfen konnte, wenn er vorher dreimal mit lauter Stimme: „Gare l'eau!“

(Nehmt Euch vor dem Wasser in Acht!) gerufen hatte.*) Zur Abstellung dieses Mißbrauches wurde 1372 eine Verordnung erlassen, der 1395 ein noch schärferes Verbot folgte. Schon früher, im Jahre 1348, war die Reinigung der Gassen den Bürgern bei Strafe anbefohlen worden. Die strenge Handhabung dieses Edikts, das im Laufe der Zeit mehrere Wiederholungen erfuhr, führte schließlich dahin, daß sich ein neues Gewerbe bildete, dessen Mitglieder die Abfuhr des Straßenkehrichts und das Fegen der Gassen gegen eine bestimmte, von den Hausbesitzern zu zahlende Summe besorgten. Diese private Einrichtung hatte indeß manche Unzuträglichkeiten im Gefolge, die Gassenkehrer stellten häufig ganz unverschämte Forderungen, kurz, es machte sich bei dem stetig wachsenden Umfange der französischen Hauptstadt eine einheitliche Regelung des Abfuhrwesens immer dringender nothwendig. Deshalb entschloß sich im Jahre 1609 die Regierung, die Reinigung der ganzen Stadt auf öffentliche Kosten und unter Kontrole der Polizei besorgen zu lassen und bestimmte zur Deckung der dazu erforderlichen Ausgabe den Ertrag einer den Bürgern auferlegten Weinsteuer. Man schloß sodann mit einem Unternehmer einen Kontrakt ab und bewilligte ihm für die Gassenreinigung jährlich 70,000 Livres, welche Summe schon im Jahre 1628 auf 80,000 erhöht wurde,

---

*) Dieselbe Unsitte bestand auch in anderen Städten. In Edinburgh z. B. mußte noch im Jahre 1750 ein Reisender, um Abends unbegossen nach Hause zu kommen, einen Führer mitnehmen, der vor ihm herging und vor jedem Hause den Warnungsruf: „Hud your haunde!“ (Hütet Eure Hand) erschallen ließ.

und 120 Jahre später, 1748, sogar die Höhe von 206,000 Livres erreichte.

In Deutschland hielt man auf Grund einer aus dem Mittelalter überkommenen Anschauung an vielen Orten die Reinigung der Gassen für eine unehrliche Arbeit und übertrug dieselbe theils den Juden, theils dem Nachrichter und seinen Knechten. In Hamburg mußten z. B. die Juden die Straßen fegen, bis man dort in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus öffentlichen Mitteln Privatkarren und Kehrichtwagen anschaffte. In Spandau gehörte es im Jahre 1573 zu den Obliegenheiten des Abdeckers, den damals noch ungepflasterten Marktplatz zu kehren. Berlin kannte eine solche Einrichtung nicht. Dort wurden noch im Anfange des 17. Jahrhunderts die Gassen überhaupt nicht gefegt. Auf den Straßen und Marktplätzen führten die Schweine der ganzen Bürgerschaft ein idyllisches Stillleben und durchwühlten den Straßenkehricht oder badeten sich in den trüben Fluthen der Kanäle, die bald vor Koth nicht mehr fließen konnten. Als Kurfürst Georg Wilhelm 1624 diese skandalösen Zustände beseitigen wollte und die Reinigung seiner Residenz anordnete, erhielt er von dem Magistrate die trockene Antwort, daß die Bürger dem Befehle des Landesherrn jetzt nicht nachkommen könnten, da sie augenblicklich mit der Feldarbeit vollauf beschäftigt wären.

In der Berliner Bauordnung vom 30. November 1641 befindet sich unter Paragraph 4 folgender für das damalige Straßenwesen der deutschen Reichshauptstadt außerordentlich charakteristischer Passus: „Es unterstehen sich auch viele Bür-

ger, daß sie auf den freien Straßen und oft unter den Stubenfenstern Säu- und Schweineställe machen, was ein ehrbarer Rath durchaus nicht leiden und haben will." An einer anderen Stelle der Verordnung wird darauf hingewiesen, daß die kleine Gasse am Molkenmarkte fernerhin nicht mehr mit Schweineställen verbaut werden solle. Die Berliner kehrten sich aber nicht an dieses Verbot, sie legten nach wie vor die Behausungen für ihr Borstenvieh auf den Straßen an und wurden dieser Gewohnheit erst untreu, als der große Kurfürst ihnen 1681 das Mästen von Schweinen ausdrücklichst untersagte. Der Hauptmann auf dem Mühlenhofe beklagte sich fortwährend darüber, daß der in die Spree geschüttete Kehricht das Mühlengerinne verstopfe. Der neue Markt endlich wurde von den Anwohnern so lange als eine bequeme Ablagerungsstätte für alle möglichen Abfälle benutzt, bis der Koth dort förmliche Hügel bildete. Hierauf erging der Befehl, daß jeder Bauer, der zu Markt käme, auf seinem Wagen eine Fuhre Kehricht aus der Stadt schaffen sollte. Durch diese Maßregel erreichte man endlich auch die Säuberung des Platzes.

Auf ebenso große Schwierigkeiten, wie die Pflasterung und Reinigung der Straßen, stieß die Beleuchtung derselben. Auch hier machte der Unverstand und die Indolenz der Einwohner manche zum Nutzen des Allgemeinwohls erlassene Anordnung illusorisch. Bis in das 15. Jahrhundert hinein kannte man keine städtischen Straßenlaternen. Nach Sonnenuntergang wagte sich der friedliebende Bürger selten, und dann niemals unbewaffnet, auf die Gasse, weil er leicht einen räuberischen Ueberfall

befürchten mußte. Den Dieben, Mordbrennern und anderem lichtscheuen Gesindel war das Fehlen jeglicher künstlichen Beleuchtung während der Nachtzeit natürlich sehr erwünscht, sie konnten im Dunkeln um so ungestörter ihrem verbrecherischen Treiben nachgehen, und, falls sie ertappt wurden, um so leichter ihre Flucht bewerkstelligen.

Die öffentliche Unsicherheit nahm schließlich solche Dimensionen an, daß man zur Beleuchtung der Gassen geradezu gezwungen wurde. London scheint unter den Hauptstädten Europa's zuerst in dieser Beziehung vorgegangen zu sein. Dort wurde im Jahre 1414 den Bürgern der Befehl ertheilt, Abends Laternen vor ihren Häusern anzubringen. Diese Anordnung wird aber wohl wenig befolgt worden und schließlich ganz in Vergessenheit gerathen sein, denn als der Londoner Magistrat 1668 durch verschiedene Einrichtungen die schreiendsten Mißstände in dem Straßenwesen der City abzustellen suchte, schärfte er auch den Bürgern das Aushängen von Laternen wieder ein. Einige Jahre später (1690) wurde jener Befehl abermals erneuert und zugleich bestimmt, daß von der Verpflichtung, vor jedem Gebäude von Michaelis (29. September) bis Mariä Verkündigung (25. März) ein Licht oder eine Lampe auszuhängen, diejenigen Hausbesitzer befreit sein sollten, welche zur Unterhaltung der öffentlichen Straßenlaternen, die man überall anzubringen gedachte, einen gewissen Beitrag zahlen würden.

Daß übrigens die Lampen nicht die ganze Nacht hindurch brannten, geht aus einer anderen 1716 erlassenen Londoner Verordnung hervor, welche den Bürgern vor-

schreibt, die Laternen in den sogenannten dunklen Nächten, d. h. wenn kein Mondschein im Kalender stand, von sechs bis elf Uhr Abends herauszuhängen. Eine durchgreifende Reform erfuhr die Straßenbeleuchtung Londons erst, als man mit dem bisherigen System der Privatlampen brach und die Beleuchtung auf Kosten der Kommune nach einem einheitlichen Plane regelte. An Stelle der bisher von den Einwohnern gelieferten und bisweilen recht unbrauchbaren Lampen traten große Laternen in Kugelform, welche ziemlich nahe bei einander auf hohen Pfählen angebracht waren und in langen Reihen in den Straßen Londons und der Vorstädte aufgestellt waren. Außerdem besaßen diese städtischen Straßenlaternen vor ihren Vorgängerinnen den großen Vorzug, daß sie im Sommer und Winter, mochte der Mond scheinen oder nicht, die ganze Nacht hindurch brannten.

Auch die Straßenbeleuchtung in Paris war anfangs sehr primitiv und beschränkte sich zunächst darauf, daß die Einwohner Abends vor die nach der Straße hinausliegenden Fenster ihrer Wohnungen Lichter setzen mußten. Da die Pariser diese im Anfang des 16. Jahrhunderts erlassene und später noch wiederholt erneuerte Verordnung nur sehr saumselig befolgten, stellte man im Oktober 1558 an den Ecken in der Mitte der Gassen große Pfannen auf, welche mit Pech, Talg, Harz und anderen leicht entzündlichen Stoffen gefüllt waren. Aber der Qualm, den diese sogenannten „Fallots" beim Brennen entwickelten, war so lästig, daß man dieselben schon nach wenigen Wochen durch Laternen ersetzte. Da die Beleuchtung trotz-

dem sich als vollkommen ungenügend erwies, verfiel ein Italiener, der Abbé Laudati, auf den Gedanken, ein Miethsinstitut für Fackeln und Laternen zu gründen. Er unterbreitete sein Projekt der Regierung, die dasselbe billigte und ihm zur Ausnutzung seiner Idee ein Monopol auf zwanzig Jahre ertheilte. Dagegen mußte Laudati sich verpflichten, nicht nur in Paris sondern auch in anderen größeren Städten Frankreichs Bureaux einzurichten, in denen man Nachts zu jeder beliebigen Stunde Laternen miethen konnte und Fackelträger vorfand.

Bisher war in Paris das Justizwesen und die Polizei in einem Ressort vereinigt gewesen. Durch eine königliche Kabinetsordre vom März 1667 wurden aber beide Zweige der Verwaltung getrennt und für die Leitung der Polizei ein besonderes Amt, das des Lieutenant général de police, geschaffen. Der Erste, welcher diesen Posten bekleidete, war Gabriel Nikolas de la Reynie, ein überaus tüchtiger, energischer Beamter, der die Pariser Polizei von Grund aus reformirte. Er richtete sein Augenmerk zunächst auf eine Verbesserung des Beleuchtungswesens in der Hauptstadt und führte eine Art Laternen ein, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit Eimern „laternes à seau“ hießen. Sein Nachfolger im Amte, der Polizeilieutenant v. Sartines, schrieb mehrere Preise für die vortheilhafteste Art der Straßenbeleuchtung aus und übertrug die Beurtheilung und Prämiirung der eingesandten Arbeiten der Akademie der Wissenschaften. Diese erkannte dem Glasergesellen Goujon einen Preis von 200 Livres zu, während die Herren Bailly, le Roy und Bourgeois de Chateaublanc

je 2000 Livres erhielten. Der Letztere wird gewöhnlich als der Erfinder der Reverberirlaternen genannt, welche 1772 in Paris eingeführt wurden und deren Vorzug vor den bisher benutzten Straßenlampen darin bestand, daß hinter der Flamme ein glänzend polirter Metallspiegel angebracht war, durch welchen die Lichtstrahlen zurückgeworfen und der Schein der Lampe verstärkt wurde.

Die dritte Stadt in Europa, welche eine allgemeine Beleuchtung ihrer Straßen zur Nachtzeit aufzuweisen hatte, war Amsterdam. Dort verbot der Magistrat schon 1665 den Gebrauch der Fackeln auf den Gassen und untersagte vier Jahre später die Beschädigung der Laternenpfähle, an welche keine Pferde gebunden werden sollten.

In Hamburg schlug 1672 der Senat die Errichtung einer Straßenbeleuchtung vor, doch konnte die Bürgerschaft sich anfangs für das Projekt nicht sehr erwärmen und gab demselben erst im folgenden Jahre ihre Zustimmung.

Berlin erhielt 1679 die erste recht kümmerliche Straßenbeleuchtung, indem auf Befehl des Magistrats Abends vor jedem dritten Hause eine brennende Laterne ausgehängt werden mußte. Die Nachbarn sollten hierin abwechseln, was natürlich viele Unzuträglichkeiten hervorrief. Schließlich legte sich der Landesherr, Kurfürst Friedrich Wilhelm selbst in's Mittel und drang auf eine gründliche Reform des städtischen Beleuchtungswesens. Die Bürger zeigten sich hierzu aber wenig geneigt und schafften nur widerwillig auf Kosten der Kommune eine Anzahl Straßenlaternen an. Der große Kurfürst gab sich hiemit jedoch nicht zufrieden, er verlangte, daß die gesammte Straßen-

beleuchtung seiner Residenzstadt auf öffentliche Kosten geschehe und das Institut der Privatlampen gänzlich aufhöre, und setzte 1682 auch seinen Willen durch, obgleich ihm die Berliner zwei Jahre früher noch in einer Bittschrift ausgerechnet hatten, daß schon jetzt die Anschaffung der städtischen Laternen 5000 Thaler gekostet habe und für deren Unterhaltung jährlich 3000 Thaler ausgegeben würden.

In Wien wurde 1687 mit der Beleuchtung der Straßen begonnen und das hierbei angewandte System allmählig so sehr verbessert, daß es fast das Pariser übertraf.

Dem Beispiele der österreichischen Residenz folgten bald andere deutsche Städte. In Leipzig z. B. brannten 1702 die ersten Straßenlaternen, in Dresden 1705, in Frankfurt a. M. 1707, in Kassel 1721, in Halle 1728 und in Göttingen 1735.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir fast alle größeren Städte des nördlichen und mittleren Europa's in dem Besitz einer mehr oder minder vollkommenen Straßenbeleuchtung, während der Süden unseres Erdtheils nach wie vor von diesem Kulturfortschritt fast ganz unberührt blieb. Außer Venedig, Madrid, Valencia, Palermo und Messina gab es um jene Zeit in Italien, Spanien und Portugal kaum eine Stadt, in welcher Nachts die Straßen künstlich beleuchtet wurden. Lissabon hatte 1789 noch keine Straßenlaternen aufzuweisen, und theilte diesen Mangel mit Rom. Dort hatte freilich der Papst Sixtus V. versucht, eine Straßenbeleuchtung einzu-

führen, aber seine Absicht war auf so große Hindernisse gestoßen, daß er sie aufgab und sich mit der Vermehrung der Laternen vor den Heiligenbildern begnügte, um auf diese Weise der ewigen Stadt wenigstens annähernd die Vortheile einer Straßenbeleuchtung zu Theil werden zu lassen.

Erst der Gegenwart ist es vergönnt gewesen, auch im Straßenwesen der Mittelmeerstaaten eine Wandlung zum Bessern zu schaffen. Vergleicht man aber die kümmerlichen Anfänge jener uns heute unentbehrlichen städtischen Einrichtungen mit der Vollkommenheit, welche sie heute erreicht haben, so wird man recht inne, welchen materiellen Fortschritt die europäische Menschheit seit dem Ausgang des Mittelalters gemacht hat.

Die Intelligenz der Vögel.

Skizzen aus dem Leben unserer gefiederten Freunde.

Von

L. Haschert.

Kein anderes Thier vermag relativ so viel zu leben und mit der Zeit so haushälterisch umzugehen, wie der Vogel; auch der längste Tag ist ihm kaum lang genug und die kürzeste Nacht nicht kurz genug. Seine fortwährende Munterkeit und Regsamkeit erlauben ihm nicht,

sein Dasein zur Hälfte zu verschlafen und zu verträumen; er will im wachen Zustande seine Spanne Zeit fröhlich genießen. Noch deckt mit dunklem Fittig die Nacht das Land ringsum, noch hat kaum der erste fahle Dämmerungsschimmer im Osten den herannahenden Morgen verkündet, so begrüßt der nach kurzem Schlummer schon gekräftigte Sänger den neu erwachenden Morgen.

„O, es gewährt einen unvergleichlichen Genuß," sagt Neumann, der große Kenner und Freund unserer Vögel, „einen schönen Maimorgen in einem von Singvögeln belebten Laubwalde zuzubringen. Schon nach zwölf Uhr des Nachts eröffnet der Kukuk das Konzert mit seinem einförmigen Rufe und wiederholt ihn dann, auf einer Stelle bleibend, wohl mehr als hundertmal. Nicht lange nach ihm beginnt der Pirol, ihn mit seinen Orgeltönen zu begleiten. Kaum zeigen sich die ersten Spuren der Morgendämmerung, so stimmen der schwarzrückige Fliegenfänger und der Gartenrothschwanz ihre melancholischen Weisen an; dann folgt der gelbbrüstige Sänger mit seinem melodienreichen Allegro, die Königin der Sänger, die Nachtigall, mit ihren schmelzenden Harmonien, die Amsel und die Zippe. Ist Feld in der Nähe, so hört man jetzt auch die Feldlerchen ihr Liedchen wirbeln. Endlich ist es fast ganz hell geworden, und nun mischen alle übrigen Sänger, Grasmücken, Finken u. s. w. ihre Lieder so durch einander, daß man noch kaum eins von dem andern unterscheiden kann."

Ist der Gesang beendet, dann geht's von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, bald nach dem dichten Gebüsch,

bald nach dem am Bache stehenden Röhricht oder gar hinaus aus dem Walde auf's Feld, überall hin, wo jeder die geeigneten Bedingungen seiner Ernährung findet. Nach beendetem Mahle nehmen sie noch einen Schluck reinen Wassers zu sich und dann setzen sie sich in ein stilles Winkelchen, um ruhig zu verdauen.

Diesem Allem vermag der Naturfreund lebhaftes Interesse abzugewinnen, noch mehr aber dem Benehmen der Vögel, ihrer Klugheit und Liebenswürdigkeit im Umgang mit Ihresgleichen, ihrer List bei der Verfolgung durch mächtigere Feinde oder bei Bedrohung ihrer Brut. Wir wollen heute dem freundlichen Leser einige Züge aus dem Leben unserer Vögel vorführen, und er wird staunen, welch' hoher Intelligenz dieselben fähig sind.

Wir beginnen die Reihe mit dem Spatz, obgleich sein Gesang und sein Aeußeres durchaus nicht derartig ist, daß ihm der erste Platz gebührte. Allein er ist ohne Zweifel der populärste aller unserer Vögel, und darum lassen wir ihm den Vorrang.

„Zu einer Zeit," so erzählt uns ein Herr Grubb im ‚Zoologist', „als mehrere in der Umgegend von Bauff geschehene Einbrüche alle möglichen Sicherheitsmaßregeln nöthig machten, hatte ich eine Sturmglocke unter dem Dachfirst meines Hauses anbringen lassen, deren Seil durch die Mauer bis in mein Zimmer geleitet worden war. Dieses Seil ging durch mehrere Rollen von außen bis an die Glocke. Ein Paar Hausschwalben wählten gar bald eine der beiden Rollen als Grundlage ihres Nestes, und obgleich gerade in dieser Zeit die Glocke fast beständig

benutzt wurde, da sie das Signal zu den Mahlzeiten zu geben hatte, ließen sich die niedlichen Thierchen gar nicht stören, weder durch den Lärm noch durch das Auf- und Niederziehen des Strickes, der doch gerade durch ihr Nest ging. Es war allerliebst zu sehen, wie unbesorgt die Vögel ihr behagliches Leben dort führten, und es war mir darum recht ärgerlich, als ich bald darauf entdecken mußte, daß ein Paar freche Sperlinge sie verdrängt und das Nestchen mit Heu und Federn gefüllt hatten. Bald waren die Eindringlinge ebenso bequem eingerichtet wie die früheren Bewohner, und lebten dem Anschein nach sehr vergnügt in der unrechtmäßig erworbenen Wohnung. Nach einiger Zeit bemerkte ich mehrere Morgen hinter einander ein Kratzen und Ziehen an dem Strick, welcher ungefähr sechs Fuß lang in mein Zimmer hineinhing. Ich beachtete anfangs dies Geräusch nicht besonders und hielt es nur für eine Spielerei der Vögel oder für eine Folge der Bewegung ihrer Klauen auf dem Boden des Nestes. Wer aber beschreibt meine Ueberraschung, als ich eines Tages meine Glockenschnur gänzlich vermisse, und als ich danach suche, sie außen an der Mauer hängen sehe. Diese kleinen Geschöpfe hatten wirklich mit staunenswerther Ausdauer und Geschicklichkeit und mit vereinten Kräften den störenden Strick aus ihrem Neste zu entfernen gesucht und so sich der täglichen Quelle ihres Verdrusses entledigt. Freilich nur auf kurze Zeit. Wir brachten den Strick wieder an seinen alten Platz, und diesmal gebrauchte ich die Vorsichtsmaßregel, einen Knoten an dem Ende der Schnur anzubringen, begierig,

ob die Vögel einen zweiten Versuch wagen würden. Nach einigen Tagen schon war meine Schnur bis zum Knoten in die Höhe gezogen, weiter gelang es den listigen Schelmen nicht; aber gleichsam um uns den Gebrauch der Klingel zu verleiden, hatten sie die Schnur in so seltsamer Weise um die Glocke gewickelt und verknotet, daß wir außer Stande waren, dieselbe zu benutzen. Freilich mußte die Ordnung bald hergestellt werden, und dabei wurde das Nest zerstört. Doch ich beklage es ernstlich, daß ich nicht lieber unsere eigene Bequemlichkeit geopfert habe, um noch länger mich an dem Treiben der klugen Vögel erfreuen zu können."

Wer sollte ferner nicht den lustigen, doch äußerst vorsichtigen Staar kennen, der einer der ersten von den Vögeln ist, die nach der Strenge des Winters zu uns zurückkehren, um das verlassene heimathliche Nest wieder aufzusuchen! Sein ganzes Gebahren zeugt von Ueberlegung und Klugheit, und wer einmal einen von diesen Burschen frei im Zimmer gehegt hat, weiß auch von der Freude zu berichten, die ihm durch die Gelehrigkeit und Intelligenz dieses hübschen Vogels, sowie durch die allerhand von ihm ausgeführten listigen Streiche bereitet wurde. Es ist bekannt, daß es gar keine so große Mühe erfordert, ihn zum Nachsprechen einiger Wörter und kurzer Sätze zu veranlassen. Als ich noch Gymnasiast war, wohnte ich einst bei einem alten Ehepaar, das zu seiner Unterhaltung einen jungen Staar aufgezogen hatte. Wenn nun die Frau auf der Ofenbank saß und die Kaffeemühle in Bewegung setzte, kam sicher der Staarmatz herbei-

gelaufen, stellte sich in Positur, drehte das Köpfchen, blinzelte mit den klugen Augen verständnißvoll und rief: „Ei, Marie kocht Kaffee!“ Und wenn sie dann den langen Borstbesen brachte und anfing, die Stube zu reinigen, so rief er wieder: „Ei, Marie fegt Stub' aus!“ Nie wurde das hübsche Stimmchen uns lästig, und wenn wir auch diese Worte jeden Tag mehrmals zu hören bekamen.

Ende der vierziger Jahre erzählte ein damals vielgelesenes Blatt, „Der Dorfbarbier“ von Ferd. Stolle, eine auf den Staar bezügliche Anekdote, welche ungemeine Heiterkeit erregte und hier nur kurz erwähnt werden soll. Ein Kantor in Pomßen hatte einst einen Staar, der Vieles nachzusprechen verstand. Wenn es nun im Wohnzimmer etwas bunt aussah, und Töpfe und anderes Geschirr um den Ofen herum stand, rief der Kantor oft unwirrsch aus: „Was ist das für eine Wirthschaft! Ich bin der Kantor von Pomßen.“ Der Staar übte sich im Nachsprechen dieser Sätze und brachte es bald zu einer großen Fertigkeit, zum Verdruß der armen Frau Kantorin. Nach einiger Zeit wird der Kantor pensionirt, und bei dem im Herbst stattfindenden Umzug gelangt der Staar in's Freie und duckt sich bei Anbruch der Abenddämmerung in eine Ackerfurche, um dort die stille Nacht zu verschlafen. Plötzlich jedoch wird er aus seinem süßen Schlummer aufgestört. Ein paar Lerchenfänger hatten gerade über seinem Kopfe ihr Netz fallen lassen, um eine Feldlerche zu fangen. Als die Lerche bei dem Ergreifen und dem Hindurchziehen durch die Masche des Netzes ein gar ängst-

liches Geschrei erhebt, läßt auf einmal der Staar seine Stimme erschallen: „Was ist das für eine Wirthschaft!" Erschrocken treten die Missethäter zurück und fragen: „Wer ist denn hier?" — „Ich bin der Kantor von Pomßen!" — „Ach, entschuldigen Sie, Herr Kantor, das haben wir ja gar nicht wissen können." Sie heben das Netz empor und der geängstete Staar fliegt eiligst davon. — Diese Erzählung ist so schön erfunden, daß das geistige Wesen des Staares kaum besser charakterisirt werden kann.

Wie weit aber die kluge Ueberlegung dieser Thiere in der That geht, mag folgende Beobachtung beweisen.

Ein Landwirth in Westphalen war genöthigt, sich in einer holzarmen Gegend anzusiedeln. Es that ihm ungemein leid, auf den Genuß verzichten zu müssen, den ihm in seiner früheren Heimath der Gesang der Vögel bereitet hatte, und um sich einigermaßen zu entschädigen, legte er auf den Bäumen seines Gartens, sowie an der Außenseite der Gebäude möglichst viele Nistkästen an. Bald hatten sich bei vierzig Paar Staare darin heimisch eingerichtet, welche an schönen Frühlingsmorgen ihm gar prächtige Melodien pfiffen. Nach einigen Jahren siedelte sich auf einem Baume auch ein Elsternpaar an. Bald war aus dürrem Reisig das Nest geflochten, und aus dem Verhalten der Frau Elster ging hervor, daß sie bereits beschäftigt war, Eier zu legen. Nun ist aber gerade dieser Vogel ein heimlicher Feind unserer lieben Sänger und deren Brut, weshalb es den Grundstückbesitzer ungemein befremdete, daß die Staare öfter nach dem Elster-

nest flogen und sich daselbst, trotz des Kreischens der Frau Elster, eifrig zu thun machten. Er ließ daher einen Buben nach dem Neste hinaufsteigen, der die Nachricht mitbrachte, daß sämmtliche Eier zerbrochen im Neste lägen. Als sich im nächsten Jahre die Elstern wieder anbauten, beobachtete er dasselbe Manöver seitens der Staare, und von da an hat sich jedesmal, wenn sich Elstern ansiedelten und zu legen begannen, dieses Schauspiel wiederholt.

Die Vögel liefern bisweilen ausgezeichnete Beispiele gemeinschaftlichen Handelns zum Zwecke der Vertheidigung. Man hat oft beobachtet, wie einzelne Paare von Misteldrosseln mit Erfolg gegen Elstern und Eichelhäher ankämpften. Ihr Erfolg jedoch war ein noch weit größerer, wenn es geschickten Führern gelungen war, alle Misteldrosseln einer Gegend gleichsam zu einem gegenseitigen Schutzbündniß zu vereinigen. Die erste Maßregel einer solchen Vereinigung besteht dann in der That darin, eine Art Sicherheitsdienst einzurichten, wobei die Wachen mit großem Lärm und Schreien sofort die Annäherung des Feindes ankündigen. Auf dieses Zeichen versammelt sich die ganze Gemeinde und stürzt sich auf den entdeckten Räuber, der alsbald das Feld räumt und sich nicht leicht wieder sehen läßt.

Der Obermedicinalrath Buddeus in Gotha hat einst dem fleißigen Naturforscher O. Lenz die folgende Beobachtung mitgetheilt. Er bemerkte auf einem pyramidenförmig zugeschnittenen dichten Baume seines Gartens ein Müllerchen (Weißkehlchen) und begann es aufmerksam

zu betrachten. Da schien das Thierchen plötzlich krank zu werden, fing an zu schwanken und fiel dann wie todt vom Baume in's Gras herab. Doktor Buddeus sprang hinzu, es zu ergreifen, jedoch es raffte sich scheinbar mühsam auf und flüchtete langsam flatternd vor ihm her in's Gebüsch. Von der Verfolgung zurückgekehrt, untersuchte er den Baum und fand da drei kleine, kaum ausgeflogene junge Müllerchen ruhig auf einem Aestchen sitzend. Die Mutter hatte nur die Rolle der Sterbenden gespielt, um den vermeintlichen Feind abzulocken. Am folgenden Tage suchte er die Müllerchen wieder auf, das Thierchen stürzte genau wie am vorhergehenden Tage zu Boden und flatterte dann vor ihm her. An dem nächstfolgenden Tagen lud er einige Freunde zu sich, das Schauspiel mit anzusehen, und es wiederholte sich regelmäßig, bis die Jungen etwas selbstständiger geworden waren. Dieselbe List gebrauchte der Vogel auch noch in den zwei folgenden Jahren, wo er wieder in dem Garten nistete.

Sollte einer der freundlichen Leser diese Ueberlegungskraft der Vögel bezweifeln, so verweisen wir ihn nur auf das Beispiel des Rebhuhns, von dem schon Plinius berichtet: „Wenn sich Jemand seinem Neste nähert, so läuft ihm das Weibchen vor die Füße, stellt sich krank und lahm, läuft und fliegt etwas weiter, fällt nieder, als hätte es einen Flügel oder ein Bein gebrochen, läuft wieder weiter, der Mensch hinterher, aber er hofft vergeblich, denn das Rebhuhn verstellt sich nur und hat die Absicht, ihn vom Neste wegzulocken.“ Diese Beobachtung der Alten wird von Valmont de Bomare und Anderen

so vielfach bestätigt, daß wir sie wohl als eine sicher verbürgte Thatsache betrachten können.

Im Jahre 1859 schrieb Herr Doktor Riecke an Professor Roßmäßler: „Im Sommer 1853 an einem Regentage traf ich meinen Hauswirth im Garten, seine kleine Tochter im Kriege mit einer Grasmücke beobachtend. Auf einen Wink nahm auch ich die Stelle eines Beobachters an und gewahrte Folgendes: Das drei- bis vierjährige Kind war im Begriff, auf einem breiten Kieswege eine junge, noch nicht vollständig flügge gewordene Grasmücke zu erhaschen. In dem Moment, da sich das Kind bückte, um mit ausgebreiteter Hand den jungen Vogel zu ergreifen, kam plötzlich aus einem nahen Himbeerstrauch die alte Grasmücke und flog zwischen die Hand des Kindes und ihr Junges zur Erde, schlug, diesem nachahmend, mit den Flügeln und hüpfte, anscheinend noch hilfloser, dicht vor den Füßen des Kindes in entgegengesetzter Richtung fort, so daß das Kind irre wurde, von dem Jungen abließ und sich zu der näheren Alten wendete, dabei aber dem Jungen den Rücken kehren mußte. In dem Augenblick nun, wo das Kind die Alte ergreifen wollte, flog diese in einem weiten Bogen in das Himbeergesträuch, nach dem ihr Junges seine Richtung nahm, und ließ hier einen eigenthümlich lockenden Ruf hören. Unterdessen hatte das Kind wieder den ersten Gegenstand seiner Nachstellung aufgesucht, und abermals war es im Begriff, mit ausgebreiteter Hand sich der jungen Grasmücke zu nähern, als ebenso rasch die Alte erschien und sich wieder mit derselben Manier und mit demselben Er-

folge zwischen die Hand des haschenden Kindes und ihr Junges warf und das hilflose Hüpfen desselben nachahmte. Das Kind wurde wieder von dem Jungen abgezogen, und die Alte entschlüpfte ebenso geschickt wie das vorige Mal der Hand desselben, flog in das Himbeergesträuch und setzte ihren lockenden Ruf fort. So wiederholte sich derselbe Vorgang vor meinen Augen dreimal, bis die junge Grasmücke das schützende Gesträuch erreicht hatte und damit die Verfolgung durch das Kind ein Ende gehabt haben würde, selbst wenn wir es nicht davon abgehalten hätten. Zweimal hatte mein Wirth den Vorgang allein beobachtet, also fünfmal wagte die Alte ihr Leben zur Errettung ihres Jungen. Bemerken muß ich noch, daß die Alte nur dann erst ihre Stimme hören ließ, wenn sie das Gesträuch erreicht hatte, vorher aber gab sie keinen Laut von sich, damit das Junge nicht in der Richtung irre werden konnte. Da ich das Alles in der größten Nähe beobachtete, so hatte sie dabei auch mich im Auge, und es bewies ihre Ausdauer um so mehr Muth, ihr Junges vor der Gefangenschaft zu bewahren."

Lehrer Buchsbaum erzählt im „Zoologischen Garten" vom Jahre 1882, daß in einem Kuhstall viele Sommer hindurch auf einem eigens zu diesem Zwecke angebrachten Brettchen ein Schwalbenpaar nistete. Wenn der Stall Abends geschlossen werden sollte, so wurde gewöhnlich vorher nachgesehen, ob auch die Schwalben schon heimgekehrt seien, und wenn dies nicht der Fall war, ließ man die Thüre noch offen stehen. Im Sommer 1881 wurde dies aber einmal versäumt und der Stall ge-

schlossen, obgleich die Schwalben noch auswärts waren. Als sie bei ihrer Rückkehr ihre Wohnung zugesperrt fanden, setzten sie sich auf einen im Hofe stehenden Apfelbaum und warteten ruhig, bis die Frau in den Hof kam, welche das Füttern des Viehes und das Schließen des Stalles zu besorgen hatte. Da kamen sie eiligst herbei und flogen derselben unter lautem Geschrei so nahe um den Kopf herum, bis sie auf ihr Versehen aufmerksam wurde und die Stallthüre öffnete, worauf die Schwalben erfreut sich nach ihrem Nestchen begaben.

Man hat wiederholt beobachtet, daß Finken und Stieglitze Blätter von Bäumen abbeißen, damit sie herabfallen, worauf dann die Vögel an der Erde mit mehr Bequemlichkeit die an der Unterseite der Blätter befindlichen Blattläuse verzehren können. Gewiß gehört auch dazu schon genaue Berechnung. Allein das eigentliche Maß der Intelligenz in den Vögeln wird mehr noch daran erkannt werden, daß in bestimmten Fällen das Individuum es vermag, jene angeborene instinktive Neigung bei der Auswahl eines Brutplatzes, dem Bau des Nestes 2c. infolge gewisser ungewöhnlicher äußerer Bedingungen willkürlich abzuändern und die Ausführung seiner Aufgabe solchen neuen Verhältnissen anzupassen.

„Der Kleiber (Blauspecht),“ sagt Herr Professor Doktor Landois im „Zoologischen Garten“, „nistet bekanntlich in Baumlöchern, deren zu große Oeffnung er in der Regel mit Lehm bis auf das kleine Flugloch verschmiert. Da jedoch die hohlen Bäume hier in der Ge-

gend von Jahr zu Jahr seltener werden, so wählte ein Pärchen dieses Vogels auf dem benachbarten Landgute Lüdgenbeck (in Westphalen) das Loch in einer Mauer zum Neststande. Ein viereckiger Backstein war aus derselben herausgefallen. Die vordere Oeffnung vermauerte nun der Kleiber bis auf das passende Flugloch." — Auch bei dem Nestbau der Schwalben lassen sich Aenderungen nachweisen.

Der Rohrsänger baut gewöhnlich sein Nest zwischen aufrecht stehende Rohrstengel, und man hat immer geglaubt, daß dies gar nicht anders möglich sei. Nun aber hat man beobachtet, daß dieser Vogel, der sonst auch im Rohr am Main bei Frankfurt häufig nistete, seit der dort sehr zunehmenden Störungen durch die Schifffahrt diese Nistplätze großentheils verlassen hat und gegenwärtig häufig in benachbarten Gärten nistet und zwar so, daß man sein Nest zwischen rohrartig aufgeschossenen dünnen Zweigen verschnittener Linden befestigt findet.

Durch alle diese Thatsachen wird wohl auch dem größeren Publikum klar, daß, wie man in wissenschaftlichen Kreisen schon längst weiß, die Vögel außer dem jedem Lebewesen angeborenen Instinkte auch Verstand und ein erstaunliches Maß von Ueberlegung haben, welche sie befähigt, auch in ungewöhnlichen Lagen sich den Verhältnissen anzupassen.

Die Kriegskunst Napoleon's.

Kriegsgeschichtliche Studie.

Von

Hanns v. Spielberg.

Die Napoleonische Epoche ist die Geburtszeit der modernen Kriegskunst, Bonaparte selbst ihr Begründer und Schöpfer. Die Lehren, welche er mit der Schärfe seines Schwertes den Völkern gab, schufen für die ganze Welt neue Grundsätze der Kriegsverfassung, der Ausbildung und Zusammensetzung der Heere, neue Prinzipien der Strategie und der Taktik, der Heeresleitung; er drückte mit der Gewalt seines Genie's seinen Thaten so durchaus den Charakter der Originalität auf, er war trotz aller der Wichtigkeit, die er selbst auf die Lehren seiner Vorläufer legte, so durchaus selbstschöpferisch und wirkte so bestimmend auf Mit- und Nachwelt, daß er für alle Zeiten als einer der größten Feldherren und Organisatoren des Kriegswesens wird gelten müssen. Gerade die moderne deutsche Schule der Kriegskunst hat es nie geleugnet, daß er ihr erster und bedeutendster Lehrer war, und so vielseitig die fortschreitende Technik der Waffen, die Schöpfung neuer Verkehrsmittel, besonders der Eisenbahnen, seit seinem Auftreten die Kriegführung verändert

haben, so allgemein giltig sind doch noch heute die Normen, welche er schuf und die er vor Allem durch seine eigenen Erfolge bekräftigte. Es ist daher gewiß von allgemeinem Interesse, ihnen nachzuforschen und den Versuch zu machen, sie in übersichtlicher Weise zur Darstellung zu bringen, zu zeigen, wie der gewaltige Korse seine Erfolge vorbereitete, seine Siege erfocht.

Napoleon fand am Beginn seiner Feldherrnthätigkeit in Frankreich kein Heer, sondern nur Heeresmassen vor. Die Legende von der Unbesiegbarkeit der sogenannten Freiwilligenarmee der französischen Republik von 1793 ist längst als eine Erfindung durch die historische Forschung gekennzeichnet worden. Wo diese Heere in vereinzelten Fällen sich den Oesterreichern oder Preußen überlegen zeigten, da war es mehr die Wirkung der neuen Elemente, die sie in's Feld führten: der Verwendung großer Massen und ihrer erhöhten, nicht durch Rücksichten auf eine schwerfällige Verpflegung gebundenen Beweglichkeit.

Erst Bonaparte war es, der aus diesen losen Massen Soldaten zu machen und die festen Formen von Corps und Divisionen im regelrechten Verbande aller drei Waffengattungen, der Infanterie, Artillerie und Kavallerie, herzustellen wußte. Bisher war fast stets, auch unter Friedrich dem Großen, jedes Heer eine einheitliche Masse gewesen, die auf den Befehl eines einzelnen Führers marschirte, zum Kampf angesetzt wurde und ihn durchführte. Dies war angängig, so lange die Armeen klein waren, schlug doch Friedrich der Große seine Schlachten mit selten über 40,000 Mann. Jetzt galt es Hunderttausende zu verwen-

den, die sich weder auf einer Straße bewegen, noch von ihr aus zur Schlacht entwickelt werden können, die der Einzelne nicht direkt zu überschauen vermag. Indem Napoleon sie gliederte, gab er zugleich seinen Unterführern eine bis dahin unbekannte Selbstständigkeit und persönliche Verantwortlichkeit. Er organisirte zuerst einen Generalstab im modernen Sinne, der einerseits sowohl die strategischen, wie alle administrativen Maßregeln des Ergänzungs-, Verpflegungs-, Etappenwesens nach seinen Andeutungen und Weisungen bearbeitete, der andererseits den Führern der Corps direkt zur Seite stand.

Napoleon erkannte auch zuerst die Nothwendigkeit, ein geordnetes Ersatzwesen herzustellen. Während er mit der Feldarmee operirte, organisirte er gleichzeitig stets im eigenen Lande Reservetruppen, durch welche er im Bedarfsfall seine Corps immer auf's Neue vervollständigen konnte. Nur dadurch war es ihm möglich, nach 1812, als die große Armee auf den Schneefeldern Rußlands fast gänzlich vernichtet und aufgerieben worden war, schon im nächsten Frühling mit einer neuen, achtunggebietenden Macht wieder an den Ufern der Elbe zu erscheinen und selbst nach der Schlacht von Leipzig und nachdem er nur elende Trümmer hatte über den Rhein zurückführen können, noch einmal den Verbündeten die Stirn zu bieten.

Hand in Hand mit diesen Maßnahmen im Großen ging eine sorgfältige Vorbereitung im Detail. Seine „Ingenieur-Geographen" mußten für ihn jedes voraussichtliche Kriegstheater eingehend studiren, seine Gesandt-

schaften an fremden Höfen über alle militärischen Organisationen berichten, ein Netz von Spionage, dessen Fäden in dem Bureau seines Generalstabschefs, des Marschall Berthier, zusammenliefen, überzog ganz Europa, während er selbst seine Feinde stets im Unklaren hielt und zu täuschen wußte. Bekannt ist, wie er im Jahre 1800 eine sogenannte Reserve-Armee aus 6000 Krüppeln und Invaliden in Dijon zusammenzog, auf welche in geflissentlichster Weise die Aufmerksamkeit des Kontinents gelenkt wurde, als bilde sie den Kern der französischen Macht, während Napoleon selbst doch bereits mit seiner eigentlichen Armee in der Schweiz stand, um überraschend auf die nichts ahnenden Oesterreicher in die Po-Ebene hereinzubrechen.

So gelang es ihm fast stets, die Gegner noch inmitten ihrer Vorbereitungen zu treffen. In keiner Lage gab er den offensiven Gedanken auf, verzichtete er auf die Vortheile des Angriffs. Ja gerade, wenn er sich in nachtheiligen Situationen befand, suchte er durch den plötzlichen unerwarteten Uebergang zur Offensive das schwankende Kriegsglück wieder an seine Fahnen zu fesseln. Mit einem unausgebildeten Heere ging er 1813 angriffsweise gegen die Heere der Verbündeten vor, mit in Lumpen gekleideten widerwilligen Soldaten ergriff er im Jahre darauf noch einmal die Initiative gegen Blücher und schlug ihn bei Montmirail und Etoges. Er wußte eben, wie Keiner vor ihm, die vernichtende Wirkung des Angriffs auf die Maßregeln des Feindes, die sichtbare Hebung des Geistes der eigenen Truppen, welche mit der zielbewußten Offensive stets verknüpft sein wird, zu schätzen.

Plötzlich, überraschend setzte Napoleon seine Corps auf getrennten Straßen in Marsch, um den Krieg in Feindes Land zu tragen. Ganz im Geiste der modernen Strategie schob er ihnen mächtige Reitermassen vor, welche die Situation des Gegners aufklärten, die Richtung der eigenen Operationen mit einem dichten Schleier verhüllten. Unaufhaltsam strebten die getrennten Heereshaufen, im Vormarsch enger aneinander schließend, einem Ziele zu. Dieses eine Ziel war für Bonaparte stets das feindliche Heer und nächstdem die Landeshauptstadt, jenes wollte er mit wuchtigen Schlägen zertrümmern, in dieser den Kern des Widerstandes brechen.

Vor ihm galt es als die wahre Feldherrnkunst, die entscheidende Schlacht zu vermeiden, durch kunstvolles Manövriren Terrain zu gewinnen, der Kampf selbst wurde gleichsam dabei als ein nicht ganz zu vermeidendes Uebel angesehen, und nur Friedrich der Große hatte schon der Feldschlacht die gebührende Stellung eingeräumt. Für Napoleon war diese aber das Ein und Alles der ganzen Feldherrnkunst, er verwarf alle Künsteleien und machte, indem er in der Schlachtentscheidung die höchste Aufgabe sah, zugleich die höchste Einfachheit und die höchste Energie zu den Hauptfaktoren des Krieges. Sie sind es bis heute geblieben.

Napoleon kannte kein Schema für die Schlacht. Hatte Friedrich der Große seine kleinen Armeen meist in bestimmten Formen in den Kampf geführt, die in ihrer schrägen Anordnung zur Ueberflügelung einer Flanke des Feindes fast typisch geworden waren, so gestaltete der

Korse jede Schlacht durchaus eigenartig. Nach vorhergängiger persönlicher Rekognoszirung der feindlichen Aufstellung entwarf er seinen Angriffsplan und traf seine Dispositionen. Geschlossene Artilleriemassen, oft über hundert Geschütze auf einem Punkt vereint, bereiteten den Angriff vor, Infanteriemassen führten ihn durch. In dieser Verwendung von Massen liegt das Charakteristische der Napoleonischen Taktik, er dirigirt ganze Divisionen gleich Bataillonen auf das ihm wichtig erscheinende Objekt, ohne Rücksicht auf Verluste, wenn nur sein Ziel erreicht wird. Ob dies Objekt auf dem Flügel, ob in dem Centrum der feindlichen Aufstellung liegt, ist ihm gleichgiltig, er weiß zu erkennen, ob und in welchem Maße die Entscheidung des Tages von seinem Besitz abhängt. Eine geschlossene Reserve bleibt bis zum Ausspielen des letzten Trumpfes in seiner Hand, sie setzt er erst dann ein, wenn er fühlt, daß die Kräfte des Gegners erschöpft sind, seine Widerstandskraft lahmer wird und mit einem Schlage gebrochen werden kann. Wie ein Sturmwind brausen dann die Schwadronen über das Blachfeld, in enggeschlossenen Kolonnen drängen die Grenadiere der Garden nach, noch einmal konzentrirt sich ein überlegenes Artilleriefeuer auf einen Punkt, die Niederlage des Gegners ist in seine Vernichtung verwandelt.

Aber Bonaparte war weit entfernt, sich mit der taktischen Zertrümmerung der feindlichen Kräfte zu begnügen, er machte den Sieg auf dem Schlachtfelde erst durch die Verfolgung über dieses hinaus ganz vollständig. Seine Kriege sind so reich an energischen, wirkungsvoll durch-

geführten Verfolgungen, wie die keines zweiten Feldherrn. Wenn Friedrich der Große schon seinen Generalen gelehrt hatte: „Eine Verfolgung unterlassen, heißt ein schon gewonnenes Spiel noch einmal versuchen," so wußte Napoleon diese Lehre bis auf's Aeußerste durchzuführen. Die Verfolgung der geschlagenen preußischen Armee nach der Schlacht bei Jena muß ihrer Veranlagung und Durchführung nach als eine Musterleistung ersten Ranges bezeichnet werden.

Die letzten Ursachen der Erfolge Napoleon's ruhen zweifellos in seinen Charaktereigenschaften, wie denn überhaupt der Charakter den Soldaten macht. Ein klar abwägender Verstand, ein energischer, vor keinem Hinderniß zurückschreckender Wille, erbarmungslose, das Letzte auf's Spiel setzende Rücksichtslosigkeit, das waren die Grundfaktoren seiner Herrschaft überhaupt, seiner Kriegskunst im Besonderen. Der Kaiser war durch und durch Egoist, er lächelte über jede ideale Regung und beurtheilte Menschen und Verhältnisse lediglich nach materiellen Rücksichten.

Wenn wir nun fragen, warum dem beispiellos glänzenden Emporsteigen, das den einfachen Artillerielieutenant in kaum zwanzig Jahren auf den Thron des kaiserlichen Frankreichs erhob und ihn zum Despoten von halb Europa machte, der Sturz folgen mußte, so müssen wir auch hiefür die Gründe in seinem Charakter suchen. Der Ehrgeiz Napoleon's war ebenso grenzenlos, wie seine Willenskraft, er kannte keine Ruhe, kein Maßhalten, keine Beschränkung. Ueberschauen wir seine militärische Laufbahn, so zeigt sich dies überall. Im Feldzug 1796 bis 1797 tritt er zum ersten Male als selbstständiger Heerführer auf und schlägt

die Oesterreicher in Italien, im Jahre 1798 führt ihn eine phantastische, wenn auch eines reellen, gegen England gerichteten Hintergedankens nicht entbehrende Idee nach dem Lande der Pharaonen, und 1799 weiter nach Syrien, 1800 steht er auf's Neue am Po, um Oesterreichs Heer wiederum zu zertrümmern. Kaum vier Jahre später sehen wir den inzwischen zum Kaiser erwählten Feldherrn zum ersten Male in Deutschland selbst; bei Austerlitz schlägt er 1805 Russen und Oesterreicher, bei Jena 1806 das altberühmte preußische Heer. 1808 kämpft er jenseit der Pyrenäen, um den spanischen Thron für seinen Bruder Joseph zu erwerben, gegen England und die ganze spanische Nation, 1809 zum vierten Male gegen Oesterreich, das er im Frieden von Schönbrunn zur Abtretung von 2000 Quadratmeilen seines Gebietes zwingt, 1812 bricht er endlich zu jenem gewaltigen Zuge gegen Rußland auf, der ihn sein bestes Heer und schließlich seinen Thron kosten sollte.

Was war in allen diesen fast ununterbrochenen Kriegen das Ziel seines Strebens gewesen, was hatte er schließlich durch die Ströme von Blut, die er auf hundert Schlachtfeldern vergoß, erreichen wollen? Die historische Forschung hat mit Gewißheit festzustellen gewußt, daß ihm nichts Anderes vorschwebte, als das Bild einer Weltmonarchie etwa im Sinne Alexander's des Großen oder der römischen Imperatoren, daß er mindestens die Bildung eines europäischen Staatenbundes unter der Leitung Frankreichs und seiner Dynastie für möglich gehalten hat. Kann das Maßlose seiner Pläne deutlicher charakterisirt werden? Er mußte fallen, weil er Unmögliches erstreble!

So bezeichnet denn das Jahr 1812 den Wendepunkt in seinem Geschick. Wohl blieb er auch hier anfangs auf dem Schlachtfeld Sieger, und es ist eine Mythe, wenn man gemeint hat, das Zurückweichen der Russen bis jenseit Moskau's sei das Resultat eines wohlüberlegten Planes gewesen, es war nur die Folge ihrer Niederlagen. Aber die Elemente, der Mangel an Nachschub und Verpflegung traten hier zum ersten Male dem Sieger hindernd in den Weg. Dennoch darf man auch bei diesem vielgetadelten Zuge Napoleon's nach Rußland seine Feldherrngröße nicht übersehen.

Die Feldzüge der Jahre 1813 und 1814 waren im Grunde genommen, trotzdem sie Napoleon offensiv führte, Vertheidigungskämpfe seiner unhaltbaren Stellung gegen die nach Freiheit ringenden Völker Europa's. Wohl entfaltete er noch einmal sein wunderbares Organisationstalent und stampfte gleichsam die Armeen aus der Erde, aber die Verhältnisse waren stärker als er.

Seine Gegner waren Andere geworden, sie hatten von ihm gelernt, sie führten seine eigene Methode der Kriegskunst jetzt gegen ihn selbst in's Feld. Nach dem Muster des von ihm geschaffenen Heerwesens waren die Armeen gegliedert und ausgebildet, die ihn vernichten sollten, die allgemeine Wehrkraft führte ihnen die tüchtigsten Elemente der Nationen zu, in der Schule des Leidens hatten sich Männer zu ihrer Führung gefunden, die dem großen Korsen nicht ganz unebenbürtig waren: Scharnhorst und Gneisenau, Blücher, York und Wellington und die anderen Helden, denen es vergönnt war, in dem großen Freiheitskampf an maßgebender Stelle mitzuwirken!

Sodann — und das war vielleicht das Entscheidende — konnte Napoleon seine Armee wohl numerisch wiederherstellen, die innere Tüchtigkeit aber fehlte, nachdem der Kern seiner Truppen sich in Rußland verblutet hatte. Das Heer, mit dem er jetzt den Verbündeten gegenübertrat, bestand zum überwiegenden Theil aus jungen Rekruten, es fehlte an krieggewohnten, erfahrenen Offizieren, seine Marschälle waren der ruhelosen Zeit müde und sehnten sich nach dem friedlichen Genuß ihrer erworbenen Titel und Reichthümer. Und auch der Kaiser selbst war nicht mehr ganz der Alte. Die beispiellosen geistigen und körperlichen Anstrengungen zweier Decennien hatten selbst die Spannkraft dieser Löwennatur erschüttert. Nur in Einem blieb er sich gleich: in der Maßlosigkeit seiner Entwürfe und Erwartungen! Noch 1813 hätten die Alliirten ihm sicher neben Frankreich Holland und Italien zugestanden, noch 1814 wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die Rheingrenze für sein Reich zu erhalten, so sehr fürchtete man sein Feldherrntalent selbst im Untergange, er aber wies alle Friedensanerbietungen zurück oder benutzte die diplomatischen Unterhandlungen nur, um Zeit für neue Rüstungen zu gewinnen. Kaum zwei Monate vor seinem Sturz brach er nach einem partiellen Erfolge gegen Blücher in die charakteristischen Worte aus: „Noch ein solcher Sieg und ich bin wieder an der Weichsel!"

So eilte er dem Verderben entgegen, so hielt er schließlich bis zur letzten Stunde an dem Gedanken fest, daß Frankreich, wenn auch ihm, so doch nimmermehr seiner Dynastie verloren sei. Die Geschichte hat es gelehrt, wie

er sich täuschte — fast zur gleichen Stunde, in der er zu Gunsten seines Sohnes, des unglücklichen Herzogs von Reichsstadt, abdankte, steckten Tausende und Abertausende in Paris die weiße Bourbonenkokarde auf, jubelte die Einwohnerschaft seiner Hauptstadt den einziehenden alliirten Monarchen entgegen.

Noch einmal wußte er, von Elba zurückgekehrt, mit seiner gewaltigen Persönlichkeit und den Traditionen seines Feldherrnruhms das französische Heer an sich zu ketten, noch einmal zog er an seiner Spitze gegen das auf's Neue erschreckte Europa in's Feld. Aber es ließ sich voraussehen, daß dieser Feldzug nichts als der letzte Akt des großen Trauerspiels sein würde, unter dessen Eindruck der Kontinent zwei Decennien gebebt hatte. Wohl fesselte Napoleon bei Ligny das Schlachtenglück an seine Fahnen, aber schon wenige Tage darauf zerschellte seine Armee bei Belle-Alliance vor der eisernen Zähigkeit Wellington's und dem kühnen Eingreifen Blücher's. Und hier, in seiner letzten Schlacht, trat so recht bezeichnend diejenige Charaktereigenschaft des Korsen hervor, die wir wiederholt als die Hauptursache seines Niedergangs bezeichneten. Schon als die Wagschale des Kampfes sich längst zu Ungunsten des Kaisers geneigt hatte, warf er mit der echten Maßlosigkeit des Emporkömmlings seine letzten Reserven in die verlorene Schlacht; für ihn galt auch hier nur der eine Satz: Alles oder Nichts! So löste sich die Armee in ein wüstes Chaos auf, welches, vor der energischen Verfolgung Gneisenau's zerstiebend, das Kaiserreich unter seinen Trümmern begrub.

Des Dichters Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister," paßt auf Napoleon I. im vollsten Umfange. Niemals vielleicht, soweit wir in die Weltgeschichte zurückblicken, hat ein Mann so hohe militärische Gaben in sich vereint, niemals ist ein Feldherr auf einer langen Siegeslaufbahn in so hohem Grade vom Glück (und dieses wird stets eine Rolle bei der Kriegsentscheidung spielen) begünstigt gewesen, wie Napoleon — die Kunst, Maß zu halten, sich auf Erreichbares zu beschränken, blieb ihm versagt. In der Brust dieses Mannes lag der Drang in's Unbegrenzte, das Selbstgefühl der Allgewaltigkeit zu tief eingeprägt, als daß ihm je die richtige Selbsterkenntniß geworden sein sollte.

Jede Größe aber, der die Selbstbeschränkung fehlt, trägt den Keim des Sturzes in sich — Napoleon, der Besieger Europa's, gibt dafür das kolossalste Beispiel, das die Geschichte kennt. Er, vor dem die ganze Welt zitterte, starb einsam und verlassen auf St. Helena in der Verbannung.

Mannigfaltiges.

Ein glücklicher Einfall. — Berlin hatte über die Posse „Das Fest der Handwerker" herzlich gelacht und namentlich die Scene höchst ergötzlich gefunden, worin ein sehr braver und brauchbarer Geselle, der nur die einzige Untugend der Unpünktlichkeit an sich hat, jedesmal, wenn er zu spät zur Arbeit kommt, dem Meister die Hand reicht und sich mit den Worten: „Herr

Meester, darum keene Feindschaft nich“ bei ihm entschuldigt. Der Meister, gerührt über die Gutmüthigkeit und Herzlichkeit seines Gesellen, drückt ihm dann die Hand und erwiedert ihm wohlgesinnt und zärtlich: „Das weeßt Du wohl besser, ich bin immer derjenigte, welcher —“. Friedrich Wilhelm III. hatte der Vorstellung einst mit seiner Familie beigewohnt und eine ebenso angenehme Erinnerung davon mitgenommen, als alle übrigen Besucher. Einige Tage darauf reiste der König mit seinem Hofe nach Potsdam. Hier pflegte er auf die Minute pünktlich um zwei Uhr zu Mittag zu speisen, und als er eines Tages um die gewöhnliche Zeit zur Tafel kam, fand er zu seiner Verwunderung noch nichts in Bereitschaft. „Noch nicht angerichtet?“ fragte er den anwesenden Hofmarschall v. Maltzahn. — „Ja, Majestät; aber Seine Königliche Hoheit der Kronprinz sind noch nicht zu Hause,“ versetzte dieser. — „Gut, noch fünf Minuten warten!“ bestimmte der König mit der ihm eigenen Kürze. Die fünf Minuten vergingen und der Kronprinz ließ sich nicht sehen. Da setzte man sich an den Tisch und das Mahl begann. Fast war man mit der Suppe fertig, als der Kronprinz eintrat. Es war ihm sehr fatal, zu spät zu kommen, da er die peinliche Pünktlichkeit des Königs kannte; unschlüssig blieb er einen Augenblick stehen, dann kam ihm aber sein Humor zu Hilfe, rasch näherte er sich der Tafel, und indem er seinem königlichen Vater die Hand reichte, sagte er: „Herr Meester, darum keene Feindschaft nich.“ Der König verstand Spaß, ergriff die ihm dargebotene Rechte, und sagte heiter: „Das weeßt Du wohl besser, Fritz, ich bin immer derjenigte, welcher —“. Herzliches Lachen erscholl an der Tafel, und die glücklichste Heiterkeit beherrschte die vorher so gedrückte Gesellschaft. J. D.

Ein Geheimbund der nordamerikanischen Neger. — Unter der Negerbevölkerung der vereinigten Staaten existiren zahlreiche Vaudu- oder Hudu-Vereine, welche einen großen Geheimbund bilden, dessen „Aelteste“ sich alle drei Jahre in

New-Orleans zu einer Konvention versammeln. Die Vauduisten zerfallen in verschiedene „Grade", deren höchster Multolteo genannt wird. Ihre Ceremonien und Symbole halten sie streng geheim und jeder Neueintretende muß sich durch eine höchst mysteriöse Eidesformel zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichten. Vaudu ist angeblich eine Art Zauberei, welche durch Pflanzen, die zum großen Theil aus Afrika bezogen werden, und durch Zauberformeln bewirkt wird. Wird eine in die Geheimnisse des Vauduismus eingeweihte Negerin gereizt, so pflegt ihre Versicherung, sie werde den Betreffenden den Vaudu-Zauber anhängen, ihre Widersacher zu schleunigster Aussöhnung geneigt zu machen. Es gibt eine Menge Vaudu-„Doktoren", die für eine den Umständen angemessene Entschädigung an Nicht-Eingeweihte einen Vaudu-Zauber verkaufen. Die Hauptkunden dieser Schwarzkünstler sind mit einander in Streit gerathene Dienstboten. Wird einem schwarzen dienstbaren Geiste der Vaudu angethan, so macht der Behexte Alles verkehrt, er zerbricht Schüsseln und Tassen, vergißt die ihm ertheilten Aufträge, geräth dadurch aus einer Ungelegenheit in die andere und wird über kurz oder lang aus dem Dienste entlassen, wenn er nicht schleunigst zu einem Vaudu-Doktor geht und durch denselben den angethanen Zauber lösen läßt, was jedoch sehr oft nicht gelingt. Auch Geistesstörungen können durch den Vaudu hervorgerufen werden, gleichwie derselbe Unheil im Geschäft zu bringen, Freunde in bittere Feinde zu verwandeln und sonst alles nur denkbare Unheil zu wirken vermag. Ein Liebeszauber ist der Vaudu nicht, wohl aber vermag er eine schon bestehende Zuneigung zu kräftigen, und weit sicherer noch vermag er Unfrieden in der Familie zu stiften und Unfrieden unter Eheleuten zu erzeugen; jedoch bewirkt er auch, natürlich in einer andern Form angewendet, eine Versöhnung entzweiter Gatten. So nehmen sehr häufig Negerweiber, deren Gatten sich der ihnen lästig oder

überdrüssig gewordenen „ehelichen Liebe" durch die Flucht entzogen haben, ihre Zuflucht zu einem Vaudu-Doktor, der ihnen dann ein Zaubermittel gibt und sie gewisse Dinge thun heißt, welche den Ungetreuen zur Pflichterfüllung zurückführen müssen, ohne daß er es gewahr wird, daß nicht sein eigener Entschluß, sondern die geheimnißvolle Macht des Vaudu seine Sinnesänderung bewirkte. Zur Erreichung ihrer Zwecke bringen die Vauduisten auch Opfer dar: eine Taube, um Gutes, eine Schlange, um Böses zu bewirken. Dieser krasse Aberglaube spielte vor der Sklaven-Emanzipation unter den Schwarzen auf den Plantagen der Südstaaten eine große Rolle, und wie mancher grausame Vogt durch den Vaudu-Zauber aus dem Wege geräumt worden sein soll, so erzählen die Neger auch, daß mancher flüchtige Sklave dadurch vor den Fängen der auf seiner Fährte ihm nachkeuchenden Bluthunde bewahrt und glücklich nach Canada geführt worden sei. Einige Vauduisten führen die Entstehung ihres Geheimbundes auf Salomo und den Tempelbau zurück, während Andere jedenfalls die Wahrheit sagen, wenn sie erzählen, der Vaudu sei mit ihrer Rasse aus Afrika herübergekommen; Alle aber sind fest überzeugt, daß die Macht des Vaudu groß ist, und daß sie ohne denselben heute noch Sklaven sein würden. Dr. St.

Eine historische Anekdote. — Allbekannt ist die hübsche Geschichte von dem Feldhauptmann Seyfried Schweppermann, der in der Schlacht bei Mühldorf (28. September 1322) die Krieger angeführt und selbst so tapfer gefochten habe, daß es ihm zumeist zu danken gewesen, wenn Kaiser Ludwig IV. oder der Bayer darin seinen Gegenkönig, Herzog Friedrich von Oesterreich, besiegte und gefangen nahm. Der Kaiser habe dies auch freudig anerkannt, und als am Abend nach der Schlacht für die fürstliche Tafel nichts weiter aufzutreiben gewesen sei, als ein Korb voll Eier, habe Ludwig ausgerufen: „Jedem der Haupt-

leute ein Ei, dem tapferen Schweppermann zwei!" So natürlich dieser Vorfall klingt, so beruht er doch aller Wahrscheinlichkeit nach auf bloßer Erfindung, wie dies der Historiker Dr. Pfannenschmid in Hannover, der die Sage auf ihre historischen Fundamente hin gründlich untersucht hat, in einer eingehenden Abhandlung auseinandersetzt. Ein Kriegsmann mit Namen Siegfried Schwepfermann hat allerdings erwiesenermaßen zu der fraglichen Zeit gelebt, sich auch in der Schlacht bei Gammelsdorf als tapferer Bundesgenosse des Kaisers Ludwig des Bayern bewährt. Man weiß ferner, daß er um 1260 geboren und 1337 gestorben ist und zu Burgkastel in der Oberpfalz begraben liegt. Dagegen ist seine Theilnahme an der Schlacht bei Mühldorf durch nichts erwiesen; keiner der zeitgenössischen Geschichtsschreiber thut seiner Erwähnung, obwohl sie alle bedeutenden Theilnehmer genau aufführen, vielmehr erzählen sie, daß die Oberleitung der Schlacht Johann von Böhmen geführt habe. Erst anderthalb hundert Jahre später taucht die Eier-Anekdote bei einem Chronikenschreiber auf, der sie entweder selbst erfunden oder vom Hörensagen, mithin aus sehr zweifelhafter Quelle hat. Jedenfalls ist die Begebenheit durch nichts verbürgt. Th. W.

Neue Versuche mit Spinnen. — Die Londoner Society of arts hat den Versuch eines Herrn Rolt, die Spinnen „spinnen" zu lassen, mit einer goldenen Medaille belohnt. Er stellte seine Versuche mit der sogenannten Diadem- oder Gartenspinne an. Die Beobachtung, daß diese Spinne ihren Faden in demselben Maße, als man ihn aufwickelt, fortspinnt, brachte ihn auf den Gedanken, einen sehr leichten Haspel mit einer kleinen Dampfmaschine in Verbindung zu setzen, und auf diesem Haspel, der eine Bewegung von 150 Fuß in der Minute hatte, den Faden der Spinne, wie sie ihn von sich ließ, aufzuwickeln. Er fand, daß die Spinnen, die er diesem Versuche unterwarf, gewöhnlich

drei bis fünf Minuten lang einen ununterbrochenen Faden lieferten. Die der Gesellschaft vorgelegte Probe war ungefähr 1800 Fuß lang und in nicht ganz zwei Stunden von 22 Spinnen gesponnen worden. Der Faden ist weiß, metallisch glänzend. Er ist fünfmal feiner, als der Faden des Seidenwurmes; vorausgesetzt nun, die Konsistenz des Fadens sei der Feinheit desselben proportionirt, und eine Spinne gebe zweimal im Jahre einen 750 Fuß langen Faden, während der Faden des Seidenwurmes 1900 Fuß lang ist, so ergibt sich, daß das Produkt des letzteren gleich ist dem Produkt von 6½ Spinnen. Da nun etwa 3500 Würmer zu einem Pfund Seide erforderlich sind, so brauchte man 22,000 Spinnen zu einem Pfund Spinnenwebe.

Dr. L.

Zwei Fürsten. — Als Peter der Große sich in Paris aufhielt, besuchte er auch den damals elfjährigen König Ludwig XV., der ihn am Portal des Schlosses in großer Gala und mit dem ganzen Pomp der französischen Etikette jener Zeit empfing. Peter, dem alles steife Ceremoniell verhaßt war, schüttelte dem kleinen König die Hand, nahm ihn dann zum Entsetzen der Hofleute auf den Arm und trug ihn ohne Umstände die Treppe hinauf in den Audienzsaal. M. L.

Guter Rath. — Ein junger Mann mit einer kolossal starken, aber keineswegs angenehmen Stimme erschien eines Tages bei Cherubini und fragte denselben um seine Ansicht, ob er gut daran thue, sich der Oper zu widmen. „Singen Sie mir etwas vor," meinte der berühmte Komponist. Jener legte los, daß die Fensterscheiben zitterten. „Nun?" fragte er dann stolz. — „Wissen Sie was, werden Sie lieber Auktionator," meinte der Maëstro freundlich. L. M.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Herman Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9402

